Ueber die

Schwermerei.

Eine

Vorlesung

von

Leonhard Meister

Professor in Zürich.

Bern,

bey der typographischen Gesellschaft.

1775.

Ueber die Schwermerei.

Eben ſo oft ſcheinet die Seele den äußern Eindrücken Form und Farbe zu leyhen als dieſe der Seele. Unzufrieden mit demjenigen, was die Augen uns zeigen, bewafnen wir dieſelben mit dem Zauberglas der Einbildungskraft. So armſelig indeſſen unſer Zuſtand ohne Einbildungskraft ſeyn würde, eben ſo traurig iſt er bey der Ausſchweiffung derſelben. Ohne Zweifel ſind die Grenzen der Taüſchung und Wahrheit nicht weniger ſchweer zu beſtimmen als die Grenzen des Lichts und des Dunkels, des Schlafs und des Wachens. Wenig Wahrheiten beſizt vielleicht der Sterbliche ohne Zuſaz von Irrtumm, eben ſo wie kein Irrtumm ganz ohne Miſchung von Wahrem ſeyn

kan. Immer mehr oder weniger Dom Quichotten, haben die meiſten eine Dulcinea von Toboſo, für die ſie Rieſen und Windmühlen beſtreiten. Die Wahrheit iſt Eine; der Taüſchungen giebt es ſo viele als krumme Linien aus einer geraden herausgehn. Wir wollen uns — ſagten die Abderiten — unter einander vergleichen — lieber niemand für wahnwizig erklären, als daß wir es ſammt und ſonders ſeyn ſollten! Nur diejenigen verbannt man ins Tollhaus, deren Chimären der bürgerlichen Ordnung gefährlich ſeyn würden. Wie vielen andern erlaubt man nicht auf Kanzeln oder Cathedern, in Meß-Katalogen oder ſelbſt auf Triumphbogen zu glänzen?

Damit der zalreiche Schwarm nicht betaübe, laſſen Sie uns denſelben in beſondre Arten und Gattungen eintheilen! Zur Noth können wir uns einmahl auf folgende zwo Klaſſen einſchrenken: die eine läßt bloß den Geiſt und Verſtand, die andere läßt auch das Herz von den Irrwiſchen der Einbildungskraft taüſchen. Im Irrtumm, ſagt man, ſind iene; dieſe ſind Schwermer.

Bey-

Beyspiele genug giebt uns von der ersten Art die gelehrte Historie. Hieher gehören die Qualitates occultæ, die Quadratura Circuli, die Atomen der Epikuräer, die Wirbel der Kartesianer und ihre thierischen Maschinen. Ein Problem ist es, dessen Auflösung eines Bayle nicht unwürdig gewesen: In wie weit nämlich die Sterblichen nicht bloß durch Leidenschaften, sondern auch durch abgezogene Grundsäze und Meinungen bestimmt werden? Der Verstand hat Einfluß auf das Herz und die Handlungen; allein wenn, wo, wie — ein mathematischer Psychologe mag es berechnen! Mehr oder weniger, nachdem das Temperament und die Leidenschaften ihn entweder bestreiten oder ihm folgen. Die Thiere z. B. für blosse Maschinen zu halten, ganz anderst würkt diese Idee auf denjenigen, welcher von Natur zum Mitleiden, ganz anderst auf denjenigen, welcher zur Grausamkeit geneigt ist. — Die Hypothese, daß alle Kezer verdammt werden, würkt anderst auf ein zärtliches und anderst auf ein barbarisches Gemüth. (*) Auch die abgezogensten

(*) On vit des Espagnols, heißt es in der Hist. des Etablis. dans les deux Indes T. III.

zogensten Säze werden unter gewissen Umständen zu den ausserordentlichsten Revolutionen beytragen. Daß zweymal zwey fünfe seyn, oder mit andern Worten, daß das Unmögliche möglich für Gott sey, die Brodverwandlung z. B. hat die Welt in Flammen gesezt und Ströme von Blut über die Erde verbreitet; — Ob der Geist vom Vater und Sohn, oder vom Vater durch den Sohn ausgehe, diese spizfündige Frage hat ganze Geschlechter der Menschen bewaffnet und die Grundsaulen der größten Kaisertümmer erschüttert. Können nun die Irrtümmer des Kopfes mittelbar oder unmittelbar den Schauplaz mit Tod und Leichen erfüllen, wie viel mehr denn die Illusionen des Herzens?

Jede Leidenschaft ist eine Verrückung der Seele, nämlich des Gleichgewichtes derselben. Ausgebrütet unter dem Zauberfittig der Einbildungskraft, schwillt jeder Begriff, jede Neigung zur Schwermerei an. Wie viel Gutes, wie viel Böses

---

§. 21. qui firent vœu de massacrer tous les jours douze Indiens, en l'honeur de douze Apôtres.

Böses kan dieſe nicht ſtiften? Wie allgewaltig, wer nach Wolgefallen ihrer Fluth und ihrer Ebbe gebietet? Laßt uns verſuchen, wie wir die Schwermerei in ihre Beſtandtheile auflöſen können!

Oft wiederholte Empfindungen erwachſen zu Leidenſchaften. Auf eine zweyfache Weiſe werden dieſe ſchwermeriſch oder enthuſiaſtiſch, entweder wenn ſie gar keinen würklichen Gegenſtand in der Natur haben, oder wenn ſie demſelben einen übertriebenen Werth geben. Da der erſte Fall ſelten iſt und nur bey den ausſchweifendeſten Träumern ſtatt hat, ſo wollen wir uns lieber bey der leztern Art aufhalten. In beyden Fällen wird der Schwermer allemahl Einbildungen zu der Lebhaftigkeit ſinnlicher Eindrücke erhöhen, wodurch dieſe natürlich geſchwächt werden.

Oftmals verbindet ein bloß zufälliger Eindruck in unſrem Gehirne ſolche Ideen, welche weder Zeit noch Vernunft zu trennen im Stand ſind, ſo wenig auch ihre Verbindung natürlich ſeyn mag. So kan man z. B. nicht lange mit den Leuten umgehen, daß man nicht unvermerkt,

mit der Miene und Bildung, mit den Geberden, dem Gang und der Stimme die Vorstellung von dieſem oder einem andern moraliſchen Karackter verbinde, den man bey ähnlichen Geſtalten, Geberden und Stimmen bemerkte: Daher jene ſonſt unerklärbaren Sympathien und Antipathien, jener Eigenſinn im Haß und der Liebe: Ich erinnere mich beym Condillac geleſen zu haben, Descartes ſey immer von ſchielenden Augen eingenommen geweſen, weil die erſte Perſon, in die er verliebt war, ſolche Augen gehabt habe. Wie oft wird man verführt, ein Alltagskind nur darum für eine Biron oder Klariſſa, einen Sauertopf nur darum für einen Kato zu halten, weil die Imagination von einem einzelnen Zug ſogleich auf die Aehnlichkeit des ganzen Krackters den Schluß macht!

Quid? Si quis vultu torvo ferus, & pede nudo,
Exiguæque togæ ſimulet textore Catonem:
Virtutemne repræſentet, moreſque Catonis?

Horat. L. 1. Ep. 19.

Locke

Locke (*) hat sehr wol bemerkt, daß eine zufällige Verbindung unverträglicher Ideen die abscheulichsten Ungeheuer der Fantasie und die Verrückung selber erzeuge.

Vielleicht ist kein Mensch auf dem Erdboden, der nicht einmal in müßigen Augenblicken einen Roman brüte, wovon er Held ist. Gewöhnlich werden diese Chimären nur einen leichten Eindruck auf das Gehirn machen; kaum aber wird man, der würklichen Welt überdrüßig, in der Entfernung von Geschäften und Menschen, diesen täuschenden Irrwischen nachhängen, gleich wird ihnen die Imagination, durch keine äußern Gegenstände aus dem Traume geweckt, Nahrung, Leben und Kraft geben. In diesem Fall scheint jener Athenienser gewesen zu seyn, welcher alle Schiffe, die in den Pyräum einlieffen, für die seinigen ansah.

Zu den Ausschweifungen der Einbildungskraft scheinen Leute von beyden Extremen die meiste Versuchung zu haben, diejenigen nämlich, welche

(*) B. II. C. 11. §. 13. C. 13. §. 4.

che die stumpfeste, und diejenige, welche die reizbarste Empfindungskraft haben. Jene werden freylich selten den Ton geben, wol aber ihn von andern annehmen; schwerlich werden sie erschüttert; ist aber ihre Imagination von einer fremden gleichsam elektrisirt worden, nur desto anhaltender bleibt die Entzündung, je weniger andere Gegenstände auf die schwachen Sinnen Eindruck zu machen vermögen. Daher jener Schwarm von Schafsköpfen, welche über Kopf und Hals mit dem Führer der Heerde in den Abgrund hinabstürzen! Mit leichter Mühe können ein Cronwell und Mahomet in ihrem Flammenwirbel hundert dunkle Planeten fortreissen, und es bedarf in einem lethargischen Zeitalter nur eines Petrus Eremita oder Bernards, gleich einem Ocean wird ganz Europa sich in entlegene Welttheile fortwälzen!

So verschieden der Gegenstand seyn mag, so verschieden ist auch der Enthusiasmus. So hat man z. B. mit solcher Hize für und wider die italiänische Musik geeifert, daß man ihren Sachwalter in Paris bis vor den Richterstul zu verfolgen gewagt hat! Eben so hatten zu Copenhagen

hagen die Franchi und Moretti, zwo italiänische Tänzerinnen, eine Art von politischem Schisma verursacht, indem die Bewegungen eines Mädchenfusses alle anwesenden Gesandten trennten, und der Gegenstand ihrer Negociation waren! So hatten zwey nunmehr vergessene Sonette des Voitüre und Benserade den französischen Hof in zwo enthusiastische Facktionen, die Jobeliner und Uraniſten getheilet! — So verfolgen auch die Schulen der Weltweisen einander nicht weniger als die Sekten der Kirche. Die Eigenliebe sieht sich durch den geringsten Widerspruch, auch in den gleichgültigsten und abgezogensten Lehrmeinungen beleydigt. Nur darf man sich der rasenden Zänkereyen erinnern, welche im XIVden Jahrhundert die Nominaliſten und Realiſten auf den Universitäten zu Prag und Paris in Wuth gesezt hatten. Im XVIden Jahrhundert sah man die Peripatetiker und die Ramiſten auf der gleichen lächerlichen Schaubühne. Da die Professoren der pariſiſchen Schule dem Ramus keine Gründe entgegen zu stellen im Stand waren, suchten ſie ihn der Religion wegen verdächtig zu machen. Seine Feinde triumphirten über ihn wie Anitus und Melitus über den Sokrates; auch ward er

wie dieser auf dem Theater verspottet, und zulezt meüchelmörderisch von seinen Feinden hingerichtet, den gröſten Haß zog er sich deswegen zu, daß er die Verbeſſerung der lateinischen Aussprache begünstigte. (*) Dieser gefährlichen Neuerung widersezten sich die Sorbonnisten und verjagten so gar einen Geistlichen von seinem Amte, weil er der neuen Methode gemäß quisquis, quamquam, anstatt nach der alten Art kiskis, kankam ausgesprochen hatte.

Hermolaus Barbarus pflegte in seinem Enthusiasmus für die griechische Sprache damit zu prahlen, daß er den Teufel gerufen, um ihm den Aristotelischen Ausdruck Εντελεχεια erklären zu helfen. Ein andrer, von dem Balzac redet, war wegen seinen Offenbarungen eben so berümmt, und behauptete, nur der Himmel und er wissen, was Persius in gewissen Versen sagen wollte. Aus einer schwermerischen Liebe für das Alterthum wurde Pomponius Lätus ein wahrer Heide, erbaute dem Romulus Altäre und opferte

(*) Thuanus.

opferte den Göttern von Latien: Baxter folgte ihm in allen Stücken, nur nicht in der Kostbarkeit seiner Opfer. Auch noch heut zu Tage befindt sich in Göttingen ein Haufen getaufter Poeten, welche voll bardischer Begeisterung sich mit heiligem Eichlaub krönen und im dunckel des Haynes mit Hymnen und Tänzen den Wodan oder die Freya verehren. -- Jedermann hat von den kindischen Ausschweiffungen gehört, wozu der Enthusiasmus für die Ciceronianische Latinität einige Gelehrte verführt hatte. So gar die H. Schrift lasen sie nicht mehr, um ihren Styl nicht zu verderben: der Cardinal Bembo pflegte die Episteln Pauli Epistolaccias zu nennen. Erasmus curirte diese Raserey in dem Meisterstücke des guten Geschmackes, seinem Ciceronianus: der ältere Scaliger schimpfte ihn deswegen mit aller der groben Wuth, welche seiner Familie und Profession eigen ist. Treffende Beyspiele, daß man auch für Grammatick wie für Philosophie, und für Philosophie wie für Religion eifern könne. Nichts ist so geringfügig, daß es nicht gewisse Leute in Feuer und Flammen zu setzen im Stande seyn sollte. Vermög der Association der Ideen kan die Imagination

tion durch ein einziges Wort, durch eine einzige Sylbe in Brand aufodern. Weiß man doch, wie sorgfältig August den Namen eines Königes von sich gelehnt? Unter Cronwellen erweckte dieser unschuldige Namen einen solchen Abscheu, daß man, anstatt veniat Regnum tuum, in dem Gebett des Herrn lieber veniat Respublica tua zu sagen gewohnt war. Nur durfte man Schmalkalden erwähnen, gleich gerieth Karl V. ausser sich selber. Der blosse Schall des Wortes Freyheit, Rechte, Vaterland würkt auf einer Landsgemeine oft weit mehr als das Interesse des Vaterlands selber!

Umständlicher nahm ich mir vor, von dem religiosen Fanaticismus zu reden. Mit zwey Worten erlauben Sie mir, V. H., vorläufig des moralischen, des politischen und des erotischen Enthusiasmus zu gedencken.

Wenn z. B. Sappho um ihres Geliebten willen sich von dem Leukadischen Vorgebürg herabstürzt, so ist es verliebte Schwermerei, und warum anderst als weil die Phantasie dem Gegenstand

einen

einen übertriebenen Werth giebt? Die Phantaſie der Damen zu Wien, ſagt die teutſche Chronick vom 27. Febr. 1775. hat ſeit kurzem einen ſehr romantiſchen Schwung genommen. Es iſt noch nicht lange, daß ſich eine junge Gräfin, in Abweſenheit ihres Gemahls, von einem fremden Cavalier entführen ließ, und nun hat ein ſchweizeriſcher Graf erſt kürzlich zwey vornehme Fraülein auf einmal entführt. Wir laſſen ihn dafür ſorgen, wie er dieſe zwo Nebenbuhlerinnen unter ein Syſtem bringen wird; merken aber bey dieſer Gelegenheit an, daß der zarten Phantaſie junger Damen nichts ſchädlicher ſey als die übertriebene Leſerey der Romane. Leibniz iſt der gleichen Meinung in dem Otium Hanover. CII. p. 191. Nimis forti imaginatione, ſagt er, iudicio nocetur. Nam qui ineptis Imaginationibus valde delectatur, Stultus fieri poteſt. Novi hominem, qui Romancios Scriptores ſæpe legendo ſtultus factus eſt, adeo ut poſtremo crederet veros eſſe. Auch berichtet der obige Verfaſſer der teutſchen Chronick unterm 27. Febr. 1775. Daß die hochwürdige theologiſche Fakultät zu Leipzig kürzlich die Leh-

den

den des jungen Wehrters confiscirt habe. (*) In der That ist es ebenfalls Schwermerei, wenn Werther wegen des Verlusts seiner Lotten sich selber ermordet. Auf der Wagschale überwiegt da ein Mädchen die ganze übrige Schöpfung. Mit Erlaubniß so vieler empfindsamen Seelchen — wie klein, wie niedrig, aber auch wie höchst verderblich ist nicht ein solcher Enthusiasmus, der einem schönen Mund das Glück des Lebens, die heiligsten Pflichten, kurz, die Ruhe und Wolfarth der menschlichen Gesellschaft als eine Kleinigkeit aufopfert! Mit aller Wonnegluth und Schnellkraft der Seele ist der verliebte Schwermer für sich und für seine Nebenmenschen verloren, ist gleich einem Steüermann, der dem Schifbruch entgegen seegelt, während daß er mit klugem Laviren hätte an Bord landen können. Wenn die ganze Natur ein poetisches Ideal und jedes Ideal lebendige Natur scheint, wie schwer ists in dem Rausche der neuen Sinnen seitwerts und vorwerts, überall noch etwas anders

(*) Wenn wir indessen die Morale in diesem Roman tadeln, so hinterts uns keineswegs, die Kunst und das Genie darinn zu bewundern.

ders als den geliebten Gegenstand, welcher betaübet, zusehen? In jener Gährung des jugendlichen Alters, wenn die Knospe der Seele jedem Hauche sich öffnet, lassen wir aus Mangel eines geliebten Gegenstandes uns entweder von süssen Melancholien verzehren oder wie Pygmalion von einer selbst geschaffenen Bildsäule bezaubern. Tausend Formen borgt alsdenn die Liebe. Die gleiche Quelle, die ihre Schwermereyen hervorbringt, erzeugt auch die politischen oder die religiosen. (*) Wie oft bekam nicht eine mißlungene Galanterie die seltsamste Richtung, so daß sie in Heldenraserey, oder in heiligen Fanatismus ausartete! Aus Mangel eines irdischen Bräutigams wählt sich die Bettschwester den Himmlischen; so gestand der Bischoff Godeau, daß ihn eine fehlgeschlagene Liebes-Intrigue in eine mystische Vereinigung mit dem Himmel geführt habe. So sahn wir unbärtige Katone, welche Landvögte und Tribunen wie Ungeheuer verfolgten, und Demosthene oder Ciceros, Timoleons

(*) S. Swift von der mechanischen Erzeugung der Geister.

moleons oder Brutus in ihrem Geburthsſtädtchen zu ſeyn glaubten! An dem Altar des Hymens legten ſich auf einmal der Aufruhr in ihren Sinnen und zugleich in dem Staate. Hobbes (*) bemerkt, daß die claßiſche Litteratur, wiederſinniſch von raſchen Jünglingen, auf die engliſche Verfaſſung angewendt, nicht wenig Einfluß auf die Staatsveränderung gehabt habe.

Die politiſche Schwermerei iſt ihrer Natur nach weit gefährlicher als diejenige, welche in verliebten Seüfzern oder im Taumel von Wien und Opium verraucht, indem ſich dieſelbe mehr fort pflanzt. Es giebt eine gewiſſe anziehende Kraft der Gemüther. Eine angebohrne Trägheit machts uns leichter, nach Beyſpielen als nach unſrer eignen Weiſe zu handeln. Unvermerkt werden wir uns auch blos aus Gefälligkeit nach andern bequemen. Hieraus erklärt ſichs, warum wir aufm Theater oder im Tempel lebhafter als in der Einſamkeit gerührt werden. Man gewinne den Führer, bald wird man den Haufen gewinnen!

(*) Leviathan C. VIII.

nen! Man trenne das Volk in kleinere Horden, und es wird sich, wie ein Stromm, in verschiedene Kanäle geleitet, ausserordentlich geschwächt sehn! Man zerstöre die öffentlichen Versamlungen auf dem Landtag oder im Tempel, — Freyheit und Religion selber werden vieles von ihrem Nachdruck verlieren.

Gefährlich ist immer der politische Enthusiasmus, gleichwol scheint er nicht weniger bey grossen Unternemmungen nothwendig. Auf den Flügeln der Phantasie verliert man sich gerne in den Regionen des Donners und Blizes; auch kan man sich auf denselben in einen lichtvollen Gesichtskreis erheben! — Der frostige Klügler gleicht dem Kaufmann, der nur um baare Bezalung, — der Enthusiaste demjenigen, der auf Kredit hin verkauft; jener lauft weniger Gefahr, allein er gewinnt auch weniger als dieser. Wenn es indessen der Imagination erlaubt ist, die Gegenstände ein wenig al Fresco zu mahlen, so hat gleichwol die Vergrösserung Geseze und Schrancken, und zwar in politischen Dingen wie in den Werken der Künste. Wie in diesen, so ist auch in jenen, nach der Quintilianischen Vor-

schrift, die Hyperbole nur alsdenn erlaubt, ubi res ipsa modum excedit. Dürfen Ton und Gebehrde auf der Bühne etwas stärker als im gemeinen Leben überspannt seyn, so darf man gleichwol Ebenmaß und Perspektive nicht aus der Acht lassen. Gerade ists so mit dem moralischen und politischen Enthusiasmus. Beym Grundriß mag Zirkel und Maaßstab jeden Punckt fest sezen; bey der Ausführung lasse man das Flammenlicht der Einbildungskraft den Gesichtskreis erhöhen! Frostige Zuschauer lächeln über die Hize, mit welcher ein Mann seine Lieblings-Idee durchsezt; und diesen beleydigt die gleichgültige Mine von jenen. Recht so! Die Zuschauer befinden sich auf einem ruhigen Standpunkt: die handelnde Person ist in Bewegung. Ein Wink von jenen ist für diesen was jene Flöte, welche den Redner herabstimmte, so bald er in der Begeisterung den Ton überspannt hatte. Und was vermag denn auf der politischen Bühne am meisten zur Mässigung des Enthusiasmus? Ohne Zweifel wenn man zwar seiner Role einen vorzüglichen Werth giebt, allein ohne darüber den Werth der andern Rolen ganz aus den Augen zusezen; ohne Zweifel wenn man zwar seine

Parthey

Parthey in einem verschönerten Lichte, allein doch immer in Rükſicht auf das ganze Schauſpiel betrachtet! Glükliche Staatsform, wo jeder ganz ſich in ſeine beſondre Sphäre hinein wirft, und wo dieſe mannigfachen Kreiſe einander durch gegenſeitigen Druck im Gleichgewicht halten! Wie erhaben iſt nicht das Haupt eines Körpers, das die allgemeine Harmonie mit Aug und Hand leitet! Auf ſolche Weiſe lauffen hundert anſcheinende Diſſonanzen in den bezaubernden Wollklang zuſamen.

Auſſerordentliche Unternemmungen werden ſchwerlich ohne einen ziemlichen Grad von Enthuſiaſterei durchgeſezt werden. Laßt Themiſtoklen hinter hölzernen Mauren das Vaterland ſchüzen; laßt bey der Muthloſigkeit der Macedonier Alexandern allein auf die Eroberung der Welt ausgehn; laßt in dem Schooß des feindlichen Italiens Hannibaln den Sieg ſuchen; laßt die Holländer in ihren Sümpfen dem Herzog von Alba, — die Eidgenoſſen in ihren Gebürgen Oeſterreich oder Burgund trozen; laßt Kolumb eine neue Welt mit der alten verſchwiſtern; laßt Luthern die Grundfeſten des päbſtlichen Stules

erschüttern; — ohne Enthusiasmus, würden sie dieses alles gewagt haben? So sehr sich gewisse Püppchen-Philosophen die Mine geben, jene Genien zu bewundern, den Gang ihrer Ideen auszuspähen und gleichsam jeden ihrer Schritte zu leiten, wenn würden sie Muth genug haben, eine ähnliche Revolution auch nur zu denken, wie viel weniger zubewerkstelligen? Immer findt der blöde Vernünftler wie Pincé drey Gründe für, und drey Gründe wieder die Sache, steht zwischen den Heustöcken wie Buridans Esel, schüttelt bedächtlich den Kopf und ist sinnreich Schwierigkeiten zu suchen, nicht dieselben zu heben. Von einem modernen Alexander oder Xerres bedroht, wo wird er bey allem Vernünftlen Wärme in der Brust und Licht in dem Kopfe genug haben, das Volk zu erretten. Heil denn dem Vater, Heil dem Lehrer, welche Freyheit und Vaterland — die begeisternden Namen — bis zur Enthusiasterei mit Flammenzügen in das jugendliche Herz graben! Desto wohlthätiger, desto weniger gefährlich ist ein solcher Enthusiasmus, weil doch immer sein Gegenstand wahr und solid ist! Allein wie kan man — möchte man sagen, — zum voraus die

Gelingung

Gelingung oder Mißlingung eines groſſen, enthuſiaſtiſchen Unternemmens errathen? Wer will den Sturmwind wägen und die Wolkenfluth meſſen? Ein einziger Grad mehr oder weniger bey der Anſchwellung des Nilſtromms befruchtet oder verwüſtet! Doch was für eine weibiſche Philoſophie, wenn ſie uns lehrt, den Werth einer Unternemmung blos nach dem zufälligen Erfolg zu beſtimmen? Man bewundert die Lykurgen, die Scipione, Peter I., Guſtav Adolph, Kolumbus, Luther und andere — ohne Erfolg ihrer Thaten würde man dieſelben mit vielbedeutendem Lächeln als Ritter de la Maucha erklärt haben! — Die Wagſchale zur Würdigung eines kühnen, enthuſiaſtiſchen Entſchluſſes beſteht, meines Erachtens, einzig in der Uebereinſtimmung der Abſichten und der Mitel, deren man ſich zur Erreichung derſelben bedienet. Doch was bedarfs auch in einem ſo mechaniſchen Zeitalter unter ſo wenig enthuſiaſtiſchen Seelen einer Logick für den Enthuſiaſmus? Schon lange berechnet man in der neuern Statiſtick die Menſchen und ihre Kräfte nach Zahlen, nicht nach Herz und Geſinnungen! Ganz anderſt ſah man ſich genöthigt zu rechnen als im J. 1444. ein

Haufelein Eidgenossen von 40000 Franzosen 8000 (*) in den Staub legte; als bey der Schlacht zu Morgarten 1300. den Erzherzog Leopold mit 20000. Mann in die Flucht jagten; als bey Wesen in dem Canton Glarus 350. derselben 8000. Oesterreicher aufs Haupt schlugen; als im J. 1513. eben diese enthusiastischen Krieger den jungen Maximilan Sporzia in sein Herzogthum wieder einsezten. Nach den eignen Worten eines fremden Geschichtsschreibers (**) übertraf vor Novarra die Dapferkeit der Eidgenossen alle denkwürdigen Thaten der Griechen und Römer. (†)

Allein

(*) Düklos Hist. de Louis XI.
(**) Güicciardin.
(†) Wenn man aber heut zu Tage selbst diese leztern wie überhaupt alle Söhne der Freyheit als eine Brut ausschweiffender Enthusiasten auszuschreyn beliebt hat, so sieht man, wie sehr die Gewohnheit des Joches in gewissen Staaten alle Begriffe von Freyheit und Subordination verwirret. Wir Republikaner erkennen mit Pope, daß jede Art der Regierungsform gut ist, so bald dieselbe gut administrirt wird, selten hingegen läßt ein Royaliste einer andern Staatsverfassung als der Monarchischen Recht wiederfahren.

Allein wenn auch ein einſchläfernder, langwirriger Frieden, wenn auch die Nerventödende Seuche des Luxus, der Zwang vervielfachter Formalitäten, die Uebermacht des Beherrſchers jeden Saamen des patriotiſchen und kriegeriſchen Enthuſiaſmus im Keime erſtickten, ſo wird die Flamme der Einbildungskraft, von dieſer Seite gefan-

---

Nicht ohne Befremdung haben wir indem Zweybrükker-Zeitungsblat vom 17. Julius 1775. bey Gelegenheit eines Parlaments-Arret gegen zwo verdächtige Brochüren folgende Apoſtrophe auf die freyen Griechen und Römer gefunden: Laiſſons vanter, ſagt der General-Advokat, Herr Sequier, in ſeinem Requiſitoire, Laiſſons vanter à l'hiſtoire ce Fanatiſme uſé des anciennes Republiques, enſevelies ſous les debris de la Grece & de l'Italie. Cette liberté qui les rendit ſi vains, & ſouvent ſi malheureuſes, vaut-elle une dependance telle que la notre inſenſible par ſa douceur, précieuſe par ſes effets? Sénat de Rome, Aréopage d'Athénes, de Lacédémone, nos Magiſtrats n'ont rien à vous envier; vous fûtes citoiens dans des republiques, ils ſavent l'être dans une Monarchie, ils ſervent également & leur Prince & l'Etat entier. So giebt es den Völker, die eben ſo abgöttiſch den königlichen Zepter als andere die republikaniſchen Faßces verehren.

n, auf einen andern Gegenstand hintreiben, er y nun moralisch oder theologisch.

Der moralische Enthusiasmus verfolgt in sieberischer Verblendung entweder als Tugend was eine solche nicht ist, oder giebt ihr, wenn sie's auch seyn mag, einen ausschliessenden und übertriebenen Werth. In jenem Fall sind die Mönchen, die Eremiten, die Enkratiten, die Origenisten und andere: In diesem befinden sich z. B. diejenige, welche Allmosen und Kollekten als die einzige, als diejeniae Tugend betrachten, deren Beobachtung von der Beobachtung aller übrigen lossprícht. Solchen schwermerischen Moralisten möchte man aus dem Prediger Salomons C. VII. 17. zuruffen: Sey nicht allzugerecht und allzuweise daß du dich nicht verderbest! Quod ad illud Nimium, sagt hierüber Verulam de Dign. & Augm. Scient. 8. 8. 31. quod in parabola ponitur, intelligendum est non de Virtute ipsa, in qua Nimium non est, sed de vana ejus atque invidiosa Affectatione & Ostentatione.

Schön und edel ist es z. B. den Armen in seiner

seiner zerfallenen Hütte aufsuchen, um ihn zu erquicken: Länger nicht schön und edel, wenn man darüber sein Weib, seine Kinder, welche die erste Hilfe fordern, in klemme Umstände versezt: Wer seinem Hauswesen nicht weiß vorzustehen; sagt ein grosser Apostel (*) der hat den Glauben verläugnet und ist ärger als ein Heide! Schön und edel ist es beym Krankenbethe einem Leidenden leibliche und geistliche Tröstungen mittheilen! Nicht schön und edel, wenn man, zu solchen Schmerzensbildern gewöhnt, auf jede lachende Scene mit verschmähenden Blikken herabschielt und mit unmenschenfreundlichen Klagen, mit liebloſem Aerger und Urtheil die unschuldigen Freuden in der menschlichen Gesellschaft vergiftet! Schön und edel, wenn man überall Wolthun verbreitet; schön und edel nicht länger, wenn man durch Largitionen sich eine Parthey macht, oder der Trägheit und dem Müssiggang, wol gar der Heucheley und dem Betrug frohnet. Kein gefährlicherer Rasender, sagt Pope, als wer für die Tugend raset; desto mehr, je mehr eine solche Raserey unter dem

(*) S. 1. Tim. V. 8.

geborgten Schimmer der Tugend sich schmüket! So verwandelt sich bisweilen Satan in einen Engel des Lichtes! Du selber, o göttliche Freundschaft! Bestes Geschenk des Himmels, schön und edel bist du nicht mehr, so bald du die Menschenliebe und das allgemeine Wolwollen verschlingest, so bald du Partheysucht und Zusamenverschwörung gegen die übrige Welt wirst und mich hinterst die geringste Pflicht gegen den geringsten der Menschen, sollts auch nur Achtsamkeit, gefälliges Nachgeben und Lebensart seyn, zubeobachten! Alles Ausschliessende und Uebertriebene auch in sonst tugendhaften Empfindungen macht uns eingeschrenkt und einseitig, und das Herz verliert an Ausdehnung, was es an Intension der Empfindungen gewinnt. Kaum betäubt eine derselben die übrigen, so verlieren diese den Reiz und das Leben — gerade so wie man nicht länger einen sanften Süßklang bemerkt, wenn Sturm und Ungewitter den Lufttreis erfüllen!

Je wichtiger indessen der Gegenstand scheint, den wir mit Fittigen des Enthusiasmus umschliessen, desto mehr flieht auch vor seinem blen-

denden

denden Schimmer die übrige Schöpfung in ferne Schatten und alle Kräfte des Menschen werden von diesem einzigen Gegenstande verschlungen. Wenn dieser Gegenstand die Gottheit oder die Religion ist, so erzeugt er den religiosen Enthusiasmus oder den Fanaticismus, denjenigen Zustand, da man unmittelbar von Gott getrieben zu seyn glaubt. Der Name eines Fanatikers hatte bey den Römern eben so wie bey den Griechen der Name eines Enthusiasten ursprünglich eine gute Bedeutung, wie dieses aus Gruters Innschriften (*) erhellet; Fanatiker war eben das was ein Priester und kömmet von Fanum, ein Tempel, besonders ein Götten-Tempel, eine Kapelle, dem Andenken der Abgeschiedenen geweyhet. Selzam könnt es beym ersten Anblik scheinen, daß der Sterbliche jemahls auf den Einfall gerathen, daß in dem gebrechlichen, ohnmächtigen Körper ein Gott seinen Thron nehme und unmittelbar durch ihn rede und handle. Unterdessen gleich wie der riesenmässige Normann bey dem Selbstgefühl seiner Stärke entweder keiner schüzenden Gottheit bedürftig zu seyn glaubt

(*) S. Inscrip. Rom. p. 312. 313. 654.

glaubt oder mit eisernem Arm und ehrner Stirn ihren Blizen Troz beût, so beredt sich hingegen der furchtsame, weichliche, melancholische Südländer, ganz von seiner Ohnmacht durchdrungen, ihm könne nichts ohne eine göttliche Einwohnung oder Begeisterung gelingen. (*) Wo er keine sichtbare Hülfe mehr sieht, da wird die Imagination ihm eine unsichtbare, übernatürliche vorspiegeln, und wenn er an dem einen Ufer gestrandet oder in die weite See hinausgestürmmt worden, so wird noch vom andern Ufer die Hofnung ihm winken. Gefühl des menschlichen Unvermögens! Verlangen nach Rettung! Aussichten über die Wolken! Eingebildete Erwartung eines unmittelbaren, göttlichen Beystandes! Seht da die Genealogie des religiosen Fanatismus! Gleichwie indessen der politische, so kan auch der religiose Enthusiasmus gute oder schlimme, nüzliche oder schädliche Thaten hervorbringen. (**) Und wie groß, wie weit über alle Leiden erhaben muß nicht der Sterbliche sich fühlen, der allgegenwärtig Gott sieht; Gott, der vor ihm das Buch des Schiksals entfaltet und

(*) Plutarch in seiner Abhandl. vom Aberglauben.
(**) Plutarch in Koriolans Leben.

und die ferne Zukunft seinem begeisterten Aug öffnet! Voll von solchen göttlichen Bildern, wagt es Luther nach Worms zu Karln V. zu gehn, sieht nur die schüzende Vorsicht — nicht mehr die Flammen, die Hussen verzehrten! So sah die Lady Johanna Gray die Krone vom Haupt fallen, sah das Blutgerüst, auf dem ihr Geliebter erblaßte, sah über ihrem eigenen Nacken das mörderische Beil funkeln, sahs und lächelte dem Himmel entgegen! So sah auch Zwingli den Bannstral des Römischen Stules, sah die empörte Hölle in mächtigen Pensionnairs und einer noch mächtigern Priesterschaft gegen ihn aufstehn! — Sahs nicht, sah zur Seite Gott nur und vor ihm das Heil entfernter Jahrhunderte; in der größten Niederlage triumphirend fiel er im blutigen Treffen, indem er noch ausrief: den Leib zwar können sie tödten, doch nicht die unsterbliche Seele! — Eine bloß kalte, metaphysische Vorstellung von dem Plan des Reichs Gottes und von den Leitungen der Vorsicht, ohne sinnliche Einhüllung, ohne Entzündung der Einbildungskraft — würde sie wol dieses lebendige Vertrauen erwecken? Der Märtyrer hingegen, entweder von einer höhern Gnade würklich oder doch in der Einbildung

dung unterſtüzt, ſieht getroſt den Staub des Erdballs vergehen; er ſieht den Himmel offen, und Gott aus dem Himmel reicht ihm die Hand:

Fällt der Himmel ein, er kan Weiſe decken,
Aber nicht ſchrecken! (*)

Gerne

(*) Der groſſe Leibniz erkannte gar wol, wie ungemein wichtig es ſeyn müſſe, die Sinnen und die Einbildungskraft auf die Parten des Verſtandes und in das Intereſſe der Religion ſelber zuziehen. Sapienti non obe-rit, ſagt er in ſeinem Otium Hanov. LXIX. p. 169. poematis & allegoriis, & fabulis & adumbrationibus, & variegationibus uti; quia ad rem per ſe optimam omnia media recta ſunt, & nemo magis indiget his quam ſapientes, qui ſolent alioquin omnium minima affectibus obnoxii eſſe, ac proinde nec forti imaginatione valere, atque hinc doloribus ægre obſiſtere, ut prorſus credam mulierculam Iaponenſem, ideis quibusdam etiam ineptis de futura vita imbutam, facile profundiſſimum quemque Theologiæ Doctorem Europæum Conſtantia ſuperaturum fuiſſe. Fit autem fortis imaginatio aut picturis aut ſonis, nam cæteris ſenſibus paullo craſſioribus res non æque ſignificantur. Picturæ explicatiores, ſoni fortiores, qui illic ſtatus, hic motus. Verba ſoni ſunt memoriam picturarum inprimis, ſeu rerum viſarum excitantes. Un-

Gerne werden wir gleichwol gestehn, daß das Christenthum, welches ganz einen vernünftigen Gottesdienst und einen Gott predigt, den man im Geist und in der Wahrheit verehret, dem Enthusiasmus, so wie überhaupt den Sinnen und der Einbildungskraft weniger Raum läßt als der bildliche Kultus der Heiden. Allein wenn auch durch Malerei, Bildhauerkunst und Tonkunst die Andacht könnte belebt werden, so weiß man doch, wie

---

de verba in carmina, in cantiones redacta, quia simul & picturas excitant & sonos exhibent, incredibilem habent vim movendi. Nec dubito posse hominem cantibus in furorem agi, sopiri, excitari, irritari, ad risum, ad fletum, ad omne affectuum genus commoveri. „ Et video postremos „ religionis restauratores hac arte usos es- „ se, ut plebem *cantionibus* tota Germa- „ nia Galliaque ad veriora sacra allice- „ rent; quod quam incredibilem vim ha- „ buerit, norunt, qui sciunt perpetuis ea- „ rum repetitionibus plebem tenerrima nunc „ quoque voluptate perfundi, & vix esse „ opificem, vix netricem, quæ non hac „ sibi jucunditate condiat labores, & tæ- „ dium fallat. Unde statuo, poetas non „ posse melius de republica mereri, quam „ si omnibus viribus in æterna felicitate „ omni colorum genere pingenda, atque „ animis imprimenda occupentur. “

wie leicht Sinnen und Einbildungskraft die Begriffe des gesunden Verstandes verunstalten. Mehr sinnlich als geistig, fängt der Sterbliche an, den Ausschweifungen der Imagination einen grössern Werth beyzulegen als der innern, moralischen Rechtschaffenheit. — Weiß man doch, auf was für selzame Einfälle und Gebehrden ein Kind fällt, wenn es seinen Vater, oder ein Liebhaber, wenn er seine Geliebte ungeneigt glaubt! Le Brüyn (*) erzählt von den Griechen, sie halten es für einen Ausdruck ihrer verliebten Empfindungen, wenn sie sich die Gliedmassen verwunden, indem sie um die Wohnung der Geliebten herumschwermen; eben so beweisen die Otaheiten durch Faustschläge und durch Vergiessen ihres Blutes die Heftigkeit ihrer Leidenschaft; diese galanten Rasereyen herrschen auch unter den Türken. — Gerade auf eine solche Art gaben die Priester des Bals die Liebe und Verehrung gegen ihren Gott zu erkennen. (†) Man vergleiche damit die Kasteyungen der römischen Kirche oder

(*) Man sehe Le Brüyns Voyage au Levant. Ch. 29. p. 494.

(†) 3. B. Könige. XVIII. 28.

oder auch der heydnischen und der mahomedanischen Mönche. Nach dem Herbelot und Tavernier befinden sich in Indien mehr als acht hundert tausend mahomedanische und zwölf hundert tausend heidnische Fackirs. Einige bleiben Jahre lang in der beschwerlichsten Stellung; andere hängen an einem Stricke; einige heben den Arm so lange gegen den Himmel, daß sie ihn nicht mehr zu beugen im stand sind; andere verbrennen sich die Füsse bis auf die Knochen; wieder andere wälzen sich nackend über die Dorne. Auf Malabar, heißt es in den Trankenbarischen Missionsberichten, trägt man Buß-Pantoffeln, inwendig mit Nägeln und Dornen bewaffnet; man läßt sich den Rücken durchstechen, ein Seil durch die zwey Oefnungen der Wunde ziehn und sich mit demselben an eine Art von Galgen aufhängen. Andere Bußfertige welzen sich nackend in dem Sande herum, oder bringen ganze Tage damit zu, daß sie immer auf das Angesicht fallen und diese Uebung so oft wiederholen, als sie einen Weg, der von der Länge ihres Körpers ist, zurück gelegt haben; andere lassen sich auf einem langsamen Feuer beraüchern; andere schiessen lange Gebetter ab, da sie indessen den Kopf im Was-

ser versenkt halten, oder sich auf die Hände stützen und ihre Beine in die Höhe strecken. Hier mag man sich der schönen Stelle des Augustinus erinnern: Tantus est perturbatæ mentis & sedibus suis pulsæ furor, ut sic Dii placentur quemadmodum ne homines quidem sæviunt. Fürnemmlich scheint diese fiebrische, ausschweifende Einbildungskraft auch bey dem schwächern Geschlecht ungemein würksam. Plato (*) hat vielleicht nicht unrecht, wenn er demselben den Ursprung des Aberglaubens und der Schwermerey zu schreibt. Auch bemerkt Hippokrates (†) daß die Geister-Erscheinungen mehr Weibspersonen als Mannspersonen verrückt machen, indem jene weniger Stärcke und Muth haben. So scheint es nun einmahl in der Natur des Menschen zu liegen, — bey ungehinderten Kräften und fröhlichem Herzen lacht ihm jeder Gegenstand entgegen; in der Ohnmacht und bey niedergeschlagnem Gemüthe erscheint ihm alles in traurigem Dunkel.

(*) S. von den Gesezen. T. II. S. 909. E und Strabo in dem VII. B.

(†) S. περι παρθενων, wie auch Merkurialis Opuscul. p. 276. de Morb. pueror. L. I. C. 3.

Dunkel. Iſt es denn nicht zubedauren, daß er niemals weniger als im erſtern Fall, und niemahls mehr als in dem leztern an Gott denkt? — So heilig mir immer die Würde der Religion und der menſchlichen Beſtimmung vorkömmt, hab ich darum unrecht, wenn ich dieſelben lieber in die lachenden Farben des Morgenrothes als in das feyerliche Dunkel des nächtlichen Ernſtes einkleide? Edle Menſchenliebe, allgemeines Wolwollen, Gefälligkeit, Dienſtbegierde, und was für erhabene Namen du immer annimmſt, o göttliche Tugend! Selbſtverläugnung, Kampf mit mir ſelber, Zaum der Begierden, Aufopferung, ſtrenge Buſſe und flammende Andacht! — Alsdenn erſt verbreitet ihr über die Menſchen den ſchönſten Wolgeruch; alsdenn erſt ſteigt er am reinſten zum Himmel, wenn ihr mit Freuden und fröhlicher Laune euch wie die Muſen mit den Huldgöttinnen verſchwiſtert! Wenn ihr durch eine lachende Geſtalt einnemmt oder wenigſtens unter Thränen noch lächelt! Haben wir es nicht oftmahls erfahren? Keine Tugend gelingt uns, keine gute Handlung, — gewiß keine beſſer als diejenigen, die wir mit Leichtigkeit und frohem Muth ausüben! Du erhältſt, o ſanfte, heitere

Laune, die Gesundheit, du verlängerst das Leben, du öffnest die Seele zu theilnemmenden Empfindungen, verscheüchest jeden menschenfeindlichen Gedanken, erleichterst alle Geschäfte! Nicht blos unser Glück, selber unsere Pflicht ist es, so viel möglich immer heiter zu bleiben. Ein wesentliches Stück unsrer Religion ist das Bestreben nach einer solchen Verfassung, das beste Mittel zur Vertragsamkeit und Bruderliebe, die sicherste Arzney gegen Kummer und Sorgen, der mächtigste Beweis, daß wir unter den Augen der Vorsicht wie fromme Kinder unter den Augen der Mutter immer zufrieden, ruhig und vergnügt leben, ganz von der grossen Wahrheit durchdrungen, daß denjenigen, welche Gott lieben, alles zum Guten diene. So gar in eurer Andacht, wenn ihr bettet — sagt der menschenfreundliche Jesus — sollet ihr nicht sauer sehn! Freuet euch alle Zeit! Seyd frölich mit den Fröhlichen! Danket um alles! Was für ein bosartiges Kind, welchem sein Vater immer bereit wär tausend Proben der väterlichen Liebe zu geben, und alle Wolthaten würd es von seiner Hand mit Murren und Klagen oder doch mit einem ängstlichen, finstern Wesen empfangen?

-- Man

— Man ſtellt ſich die heidniſche Religion als eine Religion der Ergözungen vor; gleichwol hatten die Römer von ihren gottesdienſtlichen Tagen andre Begrieffe. Religioſi dies dicuntur triſti omine infames, ſagt Aulus Gellius B. IV. C. 9. Feria und Ferialia bedeuten Leichen- oder Trauer-Tage. Makrob. B. I. C. 15. 16. Bey den Japoneſern ſind die feyerlichſten Tage unglückweiſſagende Tage. Kempfer B. III. C. 4 — Immer ſuchten die Amphycktionen den Gottesdienſt der Griechen fröhlicher zu machen, ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß ein Geſchöpf, das heiter iſt, ſeinem Schöpfer, und ein Volk, das lacht, ſeinem Regenten mit willigerm Gemüth dienen als melancholiſche Phantaſten! Legum Conditores, ſagt Senecka De Tranquillitate animi C. 15. Feſtos inſtituerunt dies, ut ad hilaritatem homines publice cogerentur, tanquam neceſſarium laboribus interponentes temperamentum. Eben ſo oft bringt ein niedergeſchlagnes Weſen den Aberglauben als dieſer jenes hervor. Die Melancholie beſteht in einem anhaltenden Gefühl unſrer Schwachheit; ſehr oft iſt ſie die Würkung einer blöden Seele und ſchwacher Organen; auch kan ſie bisweilen die Frucht von

einem hohen Ideal seyn, das man vergeblich in der Natur sucht, sie gefällt sich im Nachdenken; dieses beschäftigt die Seele genugsam, um ihr ein erträgliches Gefühl ihres Daseyns zu geben und sie dem Tumult der Leidenschaft und der Welt zu entreissen. Je nach dem man sich mehr oder weniger einer solchen Gemüthsverfassung überläßt, wird man entweder zum Narren, den man in der Verrückung anschließt, oder zum Fanatiker. Die dogmatisirende Schwermerei scheint auch unheilbarer als die Melancholie des Verrückten, indem ihr Gebaüde, welches ganz in der hohen Luft schwebt, keine Gefahr leidet, von der Gewalt der Erfahrungen zertrümmert zu werden.

Um auch nur einiger massen Ordnung zu beobachten, wünscht ich die theologischen Schwermer in Arten und Gattungen wie Linnäus die Pflanzen und Thiere zu reyhen. Gleich einer allgemeinen Landcharte mag zwar jene schwerfällige Eintheilung in Kapitel und Paragraphen in gewisser Rücksicht bequem seyn; nur daß sie uns ebenfalls ohne Aufklärung läßt, so bald wir von dem Allgemeinen auf das Besondere hinabsteigen. In der Metaphysick

phyſick wird man nicht weniger unbekannte Länder als auf dem Globus antreffen. Warum ſollten wir alſo bey den Ausſichten eines Wolfen oder Baumgarten ſtill ſtehn? Den Grundriß gaben uns dieſe, und wo ſind ihre Schüler, welche den leergelaſſenen Raum ausfüllen? Man ſchlage z. B. nach, was Baumgarten in ſeiner philoſophiſchen Sittenlehre §. XXXIX. von dem Enthuſiaſmus geſagt hat: Eſt habitus vitium ſubreptionis in divinis committendi, — ardentior Fanaticiſmus. Mit aller Hochachtung für dieſen ſcharfſinnigen Weltweiſen kan ich gleichwol dieſe Erklärung keines wegs für beſtimmt und hinreichend anſehn. Um der Sache näher zu kommen, wollen wir die verwandten Begriefe und die ſynonimiſchen Ausdrüke herbeyrufen; vielleicht daß wir auf ſolche Weiſe Benennungen, die im gemeinen Leben oftmahls verwechſelt werden, in ihre Geſchlechter, Arten und Gattungen zu ordnen im ſtand ſind. Irrtumm in theologiſchen Dingen iſt nicht allemal Aberglaube; Aberglaube nicht allemal Schwermerey: immer ſind indeſſen dieſe leztern Irrtumm und alſo von demſelben wie beſondere Gattungen von der Art oder dem Geſchlechte verſchieden. Durch kein ſchicklicheres

Beyspiel können wir vielleicht dieses erläutern als durch den Lehrsaz von der Brodverwandlung. Blosser Irrtumm scheint er, in so fern derselbe nur in dem Verstand seinen Siz hat und die vernunftmässigen sowol als biblischen Vorstellungen von dem Abendmal aufhebt. Aberglaübisch wird dieser Lehrsaz erst alsdenn, wenn er unsere Handlungen bestimmt und Furcht oder Hofnung erzeüget, z. B. wenn man die h. Oblate für ein Verwahrungsmittel gegen Gefahren und Krankheiten bey sich herumträgt. Im strengen Sinn kan Aberglauben ohne Schwermerey seyn. Die δεισιδαιμονια der Griechen ist, nach dem Plutarch, eine sclavische Furcht vor der Gottheit: Die Superstitio der Römer bedeutet eben dasselbe. Dieses leztre Wort erklärt Cicero von den Opfern, welche Aeltern deswegen thaten, um ihre Nachkommen (Superstites) der Gunst der Götter zu versichern. Der Aberglaübische scheint, vermög seiner irrigen Begriffen von der göttlichen Regierung, Würkungen ohne natürliche Ursachen, oder Zwecke und Absichten ohne natürliche Mittel zu erwarten. Die Quelle des Aberglaubens ist also Barbarey und Unwissenheit, besonders Unwissenheit der gesunden Logick und

Naturlehre.

Naturlehre. Wenn z. B. die Wilden von selber auf allerley abergläubische Gebräuche gefallen, so ging es vermuthlich so zu: Hatte der Bliz ihre Wälder angezündet oder der Stromm ihre Hütten weggerissen, so beredten sie sich, der Gott des Stromes und der Gott des Blizes (aus Mangel an physischen Kenntnissen schien ihnen jede verborgene Ursache ausserordentlicher Naturbegebenheiten eine besondere Gottheit,) bedürfen dieser Dinge einiger massen wie sie. Indem sie denselben das Beste von ihrem Eigenthum hingaben, glaubten sie die Götter befriedigt. (*) Einer von den Gesandten der Mexikaner redete den Kortez so an; „ Wenn du ein grausamer „ Gott bist, so nihm da sechs Sclaven und friß „ sie; bist du aber ein wohltätiges Wesen, sieh „ da Weyhrauch! „ — Die Peruvianer opfern den untergeordneten Gottheiten, aber dem Pachacamac opfern sie nicht und bauen ihm keine Tempel. (**) Die Tchukotskoi an den syberischen Grenzen haben vom Gottesdienste keine Begriffe:

(*) S. die erste Iliade 66. und 457 — 474.
(**) Garcilasso de la Vega B. II. C. 2. Kolbe erzählt etwas ähnliches von den Hottentoten.

nichts desto weniger schlachten sie von Zeit zu Zeit einen Hund oder ein Rennthier; sie wissen selbst nicht, wem sie dieses Opfer thun und sie haben dabey keine andere Formel als diese: „Dieses da soll dein seyn: möchtest du uns irgend „was Gutes dagegen zukommen lassen!“ Der Gott Thor bey den alten Teutschen hatte das Amt auf sich, die Ungewitter abzuwenden. In dieser Absicht opferten die Priester auf seinen Altären. Um den Vertrag mit dem Gott desto authentischer zu machen, legten sie einen Versicherungsschein zu den Füssen der Bildsaule; hatten sie Gnade erhalten, so zerrissen sie feyerlich den Tractat und gaben dem Gott eine Quittanz. (*) Plutarch und Cäsar (**) erzählen, die Gallier haben den Göttern Menschen als eine Beuthe geopfert, damit der übrige Theil vor denselben gesichert seyn möchte. —

So

(*) S. Brouwer de Adorationib.

(**) Plutarch de Oracul. Def. und Cäsar VI. 16. wie auch Curtius B. III. C. 4. und Don Antoine de Solis, der in sr. Hist. de la Conquête de Mexique B. III. C. 13. von den Mexikanern das gleiche erzählet.

So unwiſſend war zu allen Zeiten und in jeder Weltgegend der Pöbel, daß er immer die natürlichſten Mittel und Urſachen verfehlte! Alles Gute und alles Böſe, was den Menſchen begegnet, ſchrieben die Heiden den Dämons zu, ſonderheitlich hielt man dieſelben für die Urheber ſolcher Leibesgebrechen, die man mit auſſerordentlichen Symptomen begleitet ſah und wegen ihrer unerkannten Urſachen einer unſichtbaren Gottheit zuſchrieb. Die Epilepſie z. B. wurde von einer unmittelbaren Einwohnung der Götter hergeleitet und ſie hieß auch deswegen Lues Deifica und Morbus Sacer. (*) Man kan beym Plinius, beym Hippokrates (**) und Hofmann (†) nachleſen wie

(*) Man ſehe Joſeph Meade Enquiry into the Meaning of Demoniaks, wie auch Juſtinus den Märtyrer Apol. 2. Homers Iliade I. 222. Plautus Amphitrio Aufz. II. Auftr. 2. Lightfoot in ſeinen Hor. Hebr. über Matth. XVII. 15. und Luk. XIII. 11. Joſephus in ſeinen Alterthümern B. VIII. und in ſeinen jüdiſchen Kriegen B. VII. C. 23. Euſeb. Kirchen Geſchichte B. V. C. 16. 17. Epiphan. B. II. 29. Hæreſ. Zwingli Elench. in Catabapt.

(**) De Morbo Sacr. C. I. 2.

(†) Medicina rational. T. IV. p. 3.

wie diese Art von Krankheiten geheilt worden. Welch eine selzame Umkehr der Meinungen! Bey den Rabbinen und selber in der Zend-Aveſta und Vendidad-Sade ſind Krankheiten eine Brut der Dämone, und bey den heutigen Philoſophen und Aerzten ſind die Erſcheinungen der Dämone eine Frucht der Krankheiten oder cörperlicher Unordnung Merkwürdig ſind hierüber Semlers Schriften über die Lohmanniſchen Konvulſionen. Ich würde mich ſchämen, meine Zuhörer auf ſolche Weiſe zu unterhalten, wenn ich nicht überzeugt wär, daß noch eine Menge Geſpenſter, Erſcheinungen, Inkuben und Wunder ſich aus der Schule ſo wol der Rabbinen als der Pythagoräer und Platoniker bis auf den heutigen Tag fort pflanzen — wenigſtens unter dem Landvolk, wo ſich alle Moden und Meinungen am längſten erhalten. Wie wurde man lächeln, wenn ich die Fauſten, die Cornelius Agrippa, die Paracelſus u. a. des achtzehnten, ſo aufgeklärten Jahrhunderts mit ihren Zauberſpiegeln, Amuletten, verſchloſſnen Billets, Wünſchelruthen, Uringläſern, Zeichendeutungen, Wunderkuren auf die Bühne hervortreten ließ! (*) Nur gar zu geneigt ſcheint der Geiſt

des

(*) Man ſehe, was die teutſche Chronick un-

des Menschen zu allem, was seltzam, abentheurlich und wunderbar ist. Der Fürwiz und die Neubegierde, vom Schöpfer zu einem bessern Zweck in unsre Seele gepflanzet, leiten uns von der Natur und Vernunft auf die ausserordentlichsten Vorstellungen; gleichwie der Pöbel in den Werken der Kunst, eben so zieht er auch in der Religion das Uebertriebene demjenigen vor, was regelmässig und genau ist. Einzig dem Mangel an Geschmack und gesunder Kritick, dem Mangel an Logick und Beurteilungskraft, an Erfahrung und Naturkunde — vielleicht auch bisweilen dem Mangel an Bescheidenheit und Ehrlichkeit muß man die Ausschweifungen einer abergläubischen und fanatischen Einbildungskraft zuschreiben. Das Herz ist zu unruhig bey der Ungewißheit der menschlichen Vorfälle, der Geist zu träge, ihrem Gang Schritte vor Schritte zu folgen, warum denn wollte man sich einem ernsten, mühsamen Nachdenken unterziehn? Warum mit philosophischer Gelassenheit seine Unruhen mässigen. Ein wenig Chiromantie, Wahrsagungsgeist, Wunderkraft

---

term 16. Febr. 1775. vom den Wunderthäter Gaßner erzählet.

derkraft können durch einen Sprung noch einmal so weit fortrücken als hundert Syllogiſmen. So denken würklich die Leutgens! Würcklich würde es luſtig ſeyn, ihre Logick oder Hermeneutick zu wiſſen. Hiebey erinnere ich mich eines Gedankens, den Paſchius de Inventis novantiquis C. VII. §. 65. von Leibnizen anführet; ſcripſi nuper Pariſios, ſagt dieſer Weltweiſe, utilius & examine dignius mihi videri problema morale vel logicum, quomodo tot viri inſignes Lugduni in fraudem ducti fuerint, quam illud pſeudo phyſicum quod tractavit Vallemontius, meliori materia dignius, quomodo Virga corylacea tot miracula operetur? Nam moralis illa quæſtio excuſſa pro dignitate multorum errorum popularium origines ſæpe ſpecioſas aperiret. (*)

Freylich könnte man einwerfen, wenn groſſe Männer ſind, welche alles entweder lieber gar nicht, oder doch bloß aus mechaniſchen und natürlichen Urſachen, aus einem nothwendigen Verhältniß zwiſchen Urſache und Würkung, Grund und Folge erklären, ſo ſeyn hingegen nicht weni-

ger

(*) Man ſehe Tenzels Monat-Geſpräche vom J. 1694. S. 780.

ger groſſe Männer, welche nicht ungeneigt ſcheinen Deos e Machina, Zauberkräfte, Erſcheinungen, Dämons und Geiſter in das Spiel der Welt einzumiſchen. Und ich fürchte, ich fürchte, dieſe Geiſter möchten mir einen Poſſen ſpielen, daß ich wagen darf, ſie von der Erde wie die Giganten den Jupiter aus dem Olymp zu vertreiben. Sokrates! Welch ein ehrwürdiger Name! Gleichwol ſchämt er ſich nicht ſeiner Geiſter! Meine Zuhörer werden nicht erwarten, daß ich alles anführe, was über denſelben geſagt worden, ob er würklich ein ſolcher, oder ob er nur wie der Apoll und die Muſe ein Geſchöpf der Einbildungskraft geweſen, um dem Vortrag ein feyerlicheres Anſehn zu geben? Immer wars doch kein gefährlicher, aufrühreriſcher Dämon! Schwieg er doch, nach der eignen Auſſage ſeines Beſizers, in dem critiſchen Augenblicke ſeiner Verurtheilung! Die Maximus Tyrius, Porphyrius, Apollonius Thyanäus waren ebenfalls auf einen vertraulichen Ton mit den Geiſtern; von dieſen aber iſt nicht die Rede, da ihre Philoſophie überall das Gepräg einer traümeriſchen Imagination hat; zur gleichen Klaſſe mag auch Kardanus gehören. Gabriel Naude beſchreibt ſein

Tempera-

Temperament als unruhig und melancholisch; kaum daß er einen Laut hörte, sogleich hielt ers für eine Erscheinung. Danck den Thomasen und Beckern, daß seither manches Mädchen ruhiger schlafen und traümen, und manche Alte ohne Furcht vor dem Scheiterhaufen herumkriechen darf.

Noch giebt es indessen andere aberglaübische Einbildungen, ebenfalls durch grosse Namen authorisirt. Schon Aristoteles unternahm das Werck einer Physiognomick. Sein Ausleger, Camillus Baldus, schrieb über die Leidenschaften, in so fern sie die aüssere Bildung enträthselt, über die moralischen Bedeutungen und Vorhersagungen aus dem Anschauen der Nägel, und über die Kenntniß der Sitten aus der Handschrift und den Zügen der Feder. Merkwürdig ist in dieser Art ein gewisses seltenes Buch: Cyclopædia Paracelsica Christiana, im J. 1585. von Samuele Siderocrate Bretanno zu Brüssel edirt. Im zweiten Theil handelt der Verfasser von dem Ursprung der Naturkundigkeit oder Physiognomie, und untersucht die Physiognomie des Erdbodens, der Metalle, der Pflangen und Thiere und bemüht

sich

ſich Adam und die Erzväter zu groſſen Botanickern, Aerzten und Apotheckern zu machen. Ich denke nicht, daß meine Zuhörer zu einem weitläufigen Auszug Luſt haben; eben ſo werden ſie mir den Einfluß des Geſtirnes, der Taliſmane und Amulette, der Figuren und Lettern, oder die Vorbedeutungen aus dem Geſchrey und Flug der Vögel unberührt hingehen laſſen. Wir lachen über ſolche Trugſchlüſſe, da man Dinge, welche zufällig neben einander erſcheinen, als Gründe und Folgen, als Urſachen und Würkungen eins aus dem andern erklärt; laßt uns über die Ungereimtheiten vergangener Zeitalter lachen und hoffen, daß die weiſere Nachkommenſchaft in vielen Abſichten auch über das unſrige lachen werde!

Nicht ſelten überraſcht ich mich bey aberglaubiſchen und fanatiſchen Vorſtellungen, ſo ſehr ich dem Aberglaube und der Schwermerey feind bin. Ohne genaue Anwendung der Logick und Naturlehre laufen wir alle Augenblicke Gefahr dieſe oder jene Würkungen ohne mittelbare und natürliche Urſachen entweder zu fürchten oder zu hoffen. In mancher Abſicht werden die Chineſer

als ein geistreiches Volk gepriesen, nichts desto weniger sind sie sehr aberglaübisch. Sie zichn eine Art von Loos, damit sie wissen, ob sie eine Reise unternehmen, ob sie kaufen oder verkaufen, ob sie ihre Kinder verheurathen sollen. Sie geben sich die äuserste Mühe, die unschädlichste Stellung eines Hauses zu finden, den Ort, wo sie eine Thüre öfnen sollen, den Tag, an welchem sich ein Ofen am besten aufbauen läßt, und einen Hügel oder Berg zu wählen, wo man am bequemsten begraben liegt. Uebertrift jemand andre an Wiz und Talenten, so liegt die Ursache nicht in ihm; er hat zum Begräbnis seiner Voreltern einen bequemen Ort erwählt.

Der Aberglaübische versündigt sich dopelt, so wol gegen Gott als gegen sich selber und gegen die bürgerliche Gesellschaft. Indem er alles von willkürlichen Zeichen und zufälligen Ursachen erwartet, so scheint er den Zusamenhang der Dinge, die Ordnung der Natur, die Weisheit der Vorsehung zu laügnen — er ist eben so gut als der Unglaübige ein Atheiste, indem er sich Gott und seine Regierung auf eine unwürdige Weise vorstelt. Und wer beleydigt das höchste Wesen

mehr

mehr — derjenige, der sein Daseyn ganz läugnet oder dieienige, der demselben unanständige Handlungen und schlechte Eigenschaften zuschreibt? Lieber will ich, sagt Plutarch hierüber, daß man mein Daseyn gänzlich verkenne, als daß man mich für einen schlechten, dummen, bösen Mann halte. — Ich sehe also nicht, warum man so sehr gegen den Unglauben eifert, während daß der Aberglaube geschont wird. Gleichwol hintert der leztre vielleicht noch weit mehr als jener alle so wol besondern als öfentlichen Geschäfte. Indem Zeichen, Loose und Ceremonien unsre Handlungen bestimmen, — wie kan es anderst seyn als daß sie oftmahls einen unglücklichen Erfolg haben? Der Gebrauch des Looses schlich sich aus dem Heidenthum in die Kirche der Christen. Man nahm die Loose aus den h. Büchern, anstatt daß die Heiden sie aus ihren Poeten genommen. (*) Cedrenus erzählt vom Kaiser Heraklius, derselbe habe sich durchs Loos bestimmen lassen, wenn es darum zu thun war, ein bequemes Winterquartier für seine Kriegesvölker zu su-

(*) Man sehe unter anderm den Augustin, Brief 119. an den Januar, und Gregorius von Tours.

chen. Drei Tage lang ließ er das Heer reinigen, alsdenn ließ er das Evangelien-Buch aufschlagen, und siehe! Da fand er, daß sein Winterquartier in Albanien seyn werde! Auch bey den gewöhnlichsten Geschäften und Angelegenheiten wird sich der Aberglaubische entweder aus Mangel an Einsichten oder auch aus Eitelkeit und hoher Selbstsucht bereden, daß der Himmel gar wol um seinetwillen den Lauf der Dinge ändern und ihm einen übernatürlichen Wink geben könne, wenn es darum zu thun ist, diese oder jene Auswahl zu treffen. Wie unglücklich ist er nicht indessen bey einer solchen abergläubischen Verfassung der Seele? Immer schwebt er zwischen Furcht und Hofnung, und alle Klugheit, aller Verstand, die ihm der Schöpfer gegeben, sind für ihn ohne den geringsten Gebrauch.

Indessen kan man abergläubisch seyn, ohne ein Schwermer zu werden, eben so wie man sich in einem theologischen Irrtumm befinden kan, ohne darum allemahl in Aberglauben zu fallen. Wiederum können wir diesen Unterscheid durch das Beyspiel, das wir oben von der Brodverwandlung gegeben, erläutern. Man erlaube, daß ich auf dasselbe zurück komme.

Gott

Gott sind unmögliche Dinge, z. B. die Brodverwandlung, möglich: Noch ist für einmal dieser Lehrsaz ein blosser Irrtumm:

Das verwandelte Brod schüzt mich vor allen äussern Gefahren: Bey diesem Zusaz wird der Irrtum Aberglaube, indem er meine Hofnungen und Furchten bestimmt; indem ich Ursachen und Würkungen, Mittel und Zwecke ohne natürliche Uebereinstimmung unter denselben voraussezе.

Und wenn wird nun dieser Irrtum schwermerisch? Ohne Zweifel, wenn an denselben das Gewicht heftiger und rasender Leidenschaften gehängt wird! — Gotteslaügner hat es gegeben, die für den Atheismus Märtyrer geworden. Vanini und Liszinky liessen sich für diese Lehre verbrennen. Der Unglaube hat denn so gut seine Fanatiker als die Religion selber, (*) mit Erlaub-

(*) Derjenige, welcher keinen Gott glaubt, kan böse Geister oder unbekannte Kräfte, oder fatale Einflüsse der himmlischen Körper glauben. Plinius der ältere behauptet, ungeacht seiner atheistischen Meinungen, von dem Erdbeben, daß die Stadt Rom niemahls von

niß der Herren La Grange und Diderot sey es gesagt! — Und wer ist den ein religioser Schwer-

mer

---

demselben erschüttert worden, daß es nicht zukünftige Uebel vorher bedeutet habe. B. II. der Kardinal von Richelieu, sagt Vittorio Siri, Mem. Rec. T. VIII. pflegte ausser der Astrologie alte Müttergen Raths zufragen. Mazarin erfrechte sich, seiner zu spotten, ob er gleich selber von der Astrologie bethört wurde. Eben so weiß man, daß der Kaiser Julian, welcher es nicht über sich vermochte, an die Weissagungen des alten und des neuen Bundes zu glauben, nichts desto weniger dem Aberglauben sehr ergeben gewesen. Man sehe den Ammianus Marcell. B. XXV. C. 5. diese Arten von Meinungen erhalten desto mehr Beyfall bey den Ungläubigen, weil sie keineswegs, wie die christliche Sittenlehre, Einfluß auf das Herz und die Handlungen haben. Man sehe Le Clerc de l'Incredulité P. I. C. 1. p. 32. Auch können der Zweifler und der Ungläubige, welche Alles einem blinden Ungefehr zuschreiben, vermög ihres Systems gar leicht unsichtbare Kräfte, Intelligenzen und Dämons annemmen, da hingegen der philosophische Theist alles aus einem natürlichen Zusamenhang erklärt; eben deswegen konnte sich das Lehrgebäude des Epickurs besser als das Lehrgebäude des Sokrates mit den Po-

mer in ſtrengerm Verſtande? — Wie wir ſchon gehört haben, — nicht jeder, der in ſeinen Begrieffen von Gott irrt; ſo lang ſeine Irrtümmer nur in dem Gehirn liegen, ſo mag er unter der Rubrick der bloß ſpekulativen Irrlehrer durchwiſchen: gehn aber dieſelben in das Herz über, kehren ſie, durch ausſchweifende Einbildungen und Leidenſchaften genähret, die Ordnung der Dinge und den Lauf der Natur um, ſchreiben ſie unſern Empfindungen ein göttliches Anſehn oder eine göttliche Kraft zu, alsdenn ſind dieſe Irrtümmer ſchwermeriſch oder fanatiſch. — Dank ſey es der Aufklärung des achtzehnten Jahrhundertes, ſchweerlich haben wir mehr St. Barthelemi, Kreüzzüge, Münzeriſche Aufrührer zu fürchten; gleichwol ſcheint das Feuer unaufhörlich unter der Aſche zu glimmen. Gleichwie der Saame des Todes, ſo ſcheint der Saame der Schwermerey, und zwar beyde aus demſelben Grunde, wegen der Schwäche und Blödigkeit unſrer Na-

---

lytheiſmus vertragen, indem das eine mit den Göttern der Heiden weit beſſer als das andre beſtehn konnte. Daher wurde der Lehrer des blinden Zufalls geduldet, während daß der Lehrer des Theiſmus verfolgt wurde.

tur, in jedem Menschen zu liegen. Nur der Entzündung eines Pulverkörngens bedarf es, und die fürchterliche Mine wird springen!

Freylich hats mit dem Fanaticismus wie mit allen andern Begriffen und Neigungen die gleiche Bewandtniß; immer tragen sie die Farbe des Zeitalters. Der Fanaticismus ist nicht mehr so finster und Geschmacklos wie in vergangenen Jahrhunderten; er borgt seinen Anstrich von der Philosophie und dem Geziere des Zeitalters. Sollten die Dippels, die Weigels, die Gichtels und Rosenkreuzer in unsern Tagen wieder auferstehn, sie müßten sichs gefallen lassen, ihren Eingebungen, Gesichtern, Offenbarungen einen modischen Zuschnitt zu geben. Manches schwache gutherzige Seelchen läßt sich von dem niedlichen Taschenformate und den witzigen Figuren und Tropen verblenden. Bewahr mich Gott vor der hämischen Folgerungssucht; aber wenn die Folgen aus dem Grundsaz herausfallen, wer steht dafür, daß sie nicht über kurz oder lang, wo nicht von dem Verfasser selber, doch von andern, die nur einen Schritt weiter gehn, gemacht werden? Der kleinsten, zufälligen Umstände bedarfs denn, und diese

dieſe Folgerungsſäze, die izt noch unfruchtbar ſcheinen, werden plözlich in Thaten ausbrechen; alsdenn ausbrechen, wenn die kalte Ueberlegung zu ſpäte das aufſchieſſende Unkraut bemerkt und daſſelbe weder auszureuten, noch heilſamere Pflanzen zu ſäen im ſtand iſt! — Freylich iſt man geneigt, einem Mann, der ſonſt Verdienſte beſizt, ſein Steckenpferdchen zu gönnen: nur befürcht ich, daß je beliebter der Mann, auch deſto verführeriſcher ſein Ritt ſey! Wie leicht möchte das Völkchen ſeiner blinden Nachſprenger nicht Hals und Kopf brechen! Immer iſt es doch beſſer, ſagt man, daß man das Gute als das Böſe, daß man den Glauben und die Andacht als das Gegentheil zu weit treibe. Dies läuge ich. Corruptio optimi peſſima. Gut und geſund ſind Nahrung und Speiſe; zu viel und zu wenig iſt gleicherweiſe verderblich! Der geſezte und beſcheidene, — ich ſage nicht, der gleichgültige und kalte Theologe iſt weniger nahe dem Abgrund als der enthuſiaſtiſche. Gott und Menſchen iſts ja gefälliger, eilf Stunden zu arbeiten und nur eine zu betten als wenn ihr es umkehrt; nur einen Sabbat und ſechs Werkeltage hat ja Jehova geordnet. Wer iſt wohl mehr in Gefahr des Un-

— wer dem Glauben und Gebett zu viel, oder wer demselben nicht zu viel Kraft zuschreibet? Sieht einmahl die schwache Seele, daß dieselben nicht die verheißnen Wunderkuren, nicht dem Lahmen die Kraft zu wandeln, dem Tauben das Gehör, dem Blinden das Gesicht verschaffen, wie leicht kan sie entweder in Anfechtungen und Muthlosigkeit oder wol gar in die Versuchung gerathen, eben so wol gar nichts als so viele übertriebene Säze zu glauben. Doch, M. H. damit man mir nicht etwan einwerffe, daß ich bloß Gespenster fürchte, die ich in meinem eignen Gehirne erschaffen; so sey mir mit Beyseitsezung andrer modernen Thaumatologien erlaubt, daß ich wenigstens die Herderschen Erläuterungen zum Neuen Testamente vom J. 1775 anführe. Mit Erbauung wird man in diesem Werke die Quelle der göttlichen Wahrheit aus den Pfüzen der Kabbala und Zend-Aveſta genähret sehn. Zu wiederholten mahlen mußte ich bey Durchlesung desselben das Titelblat umschlagen, ob ich nicht etwan anstatt eines Herders diesen oder jenen Theosophen, etwan einen Jakob Böhm oder Petersen in der Hand habe. — An folgender Stelle aus dem II. B. Absch. IV. mag es genug seyn: „

„ Auch

„ Auch die Allmacht, heißt es Seite 96. die „ Jesus dem Gebett und Glauben, insonderheit „ dem vereinigten Gebette zuschreibt, ist anschau„ lich. Der Glaube nämmlich vereinige sich mit „ ihm und trette in den Mittelpunkt der unmit„ telbaren innigen Gotteswürkung. Der Wun„ derthäter und Wunderempfangende werden eins: „ Die zwey oder drey werden innig Eins, wa„ rum sie bitten, wollen und fassen in höchster „ Reinigkeit der Seele die Kette alles Gu„ ten — ꝛc. ꝛc. „ Nachdem der Verfasser sein wunderthätiges Arkanum mitgetheilt hat, ist man ohne Zweifel begierig seine Erklärung des Glaubens zu hören! „ Ja! Des Glaubens, sagt „ er s. 94. und ich darf das verspottete, mißver„ standene Wort nennen. Nicht raisonnirende „ Gedenckkräfte d. i. Thorheit und Zweifel, noch „ schöne moralische Rechtschafenheit, wie ja bey„ des die Pharisäer gnug hatten, foderte Jesus: „ sondern Glauben. — Nichts preiset er daher „ so sehr und foderts und rühmts und verheißt „ ihm alles, als — Glauben. „ Er war — (in der typischen und figürlichen Dogmatick des Coccejus, Momma, d'Outrin bald ein Mund, bald eine Hand, welche die Seelenspeise empfangen;)

gen:) bey Heerbern iſt er „ die reine Berührung „ und Erfaſſung der Gegenwart Gottes, die „ Hand aller faſſenden Seelenkräfte, wenn ſie „ Gott halten. „ — Eine Definition von dem Glauben — gerade in einem ſolchen hohen, myſtiſchen Tone wie diejenige, welche Jakob Böhm von der Wiedergeburth gegeben. „ Dieſelbe iſt, „ ſagt er, das himmliſche Quellwaſſer, welches „ aus der Sophia urſtändet und das überirrdiſche „ Weltweſen gebiehrt und windet ſich einwärts „ wie ein Rad. „

Je mehr ich in andern Abſichten den Scharfſinn und die ſeltene Beleſenheit eines ſolchen Mannes bewundere, deſto mehr ärgert mich die Affektation, womit er Träume und Wahrheit, alles untereinander wirft und dem abergläubiſchen Pöbel unter einem hieroglyphiſchen Schleyer darbeut. Geſezt auch, daß man noch ſo gerne groſſen Genien groſſe Ungereimtheiten zu gut halte, wie iſt es möglich, daß man auch alsdenn noch gleichgültig zuſehe, wenn ihre unbeſonnene Säze und Ausdrücke die Grundſaülen des Wahren und Guten als unnüze Rudera der alten Barbarey umſtürzen? Und was heißts wohl z. B. anders,

ders, wenn man zwiſchen raiſonnirenden Gedenkkräften und zwiſchen Thorheit und Zweifel, wenn man zwiſchen ſchöner moraliſcher Rechtſchaffenheit und zwiſchen phariſäiſcher Scheinheiligkeit nicht den geringſten Unterſcheid findet? Einem ſolchen Mann möchte man ſagen:

Virtutem verba putas, ut Lucum ligna?

Ein einziger Lehrſaz ſolcher Art, wie z. B. daß das Gebet und der Glaube Wunder hervorbringen, daß noch heut zu Tage Wunder geſchehn, daß unmittelbar die Gottheit den Menſchen bewohne, daß man nur glauben, und im Glauben getrieben, alles thun dürfe, wie viele Freygeiſter auf der einen Seite, wie viele Andächtler und Fanatiker auf der andern Seite muß nicht ein ſolcher Lehrſaz erzeugen? Eigenmächtig in das Syſtem der Religion eingewebt, macht er die Religion den Ungläubigen verdächtig, und die Leichtgläubigen? — Was bedürfen ſie bey ihrer natürlichen Trägheit, bey ihrem geiſtlichen Hochmuth, der ſonſt durch nichts genährt wird, was bedürfen ſie länger des mühſamen Nachdenkens? Was ihrer Hände und Gliedmaſſen? Wie geringfügig

ringfügig werden ihnen nicht die täglichen Pflichten des Lebens: da sitzen sie bey einem geistlichen Kalender und harren bis ein Wunder aus der Höhe das auserwählte Häufelein des Herrn vor der stolzen, argen Welt verherrlicht, — Alsdenn gehab dich wohl, du Welt der Gottlosen und Sünder! Andere mögen eure Geschäfte in der Küche, beym Brunnen, in der Werkstätte besorgen! — Und wie ist es doch möglich, daß ein Mann auch von nur mittelmässigen Talenten sich zum Apostel der Trägheit und Weichlichkeit aufwerfe, daß er seinen Ruhm darinn suche, der Anführer eines zusammengelaufnen Gesindels zu werden. Ey, warum nicht? Giebt es doch Zeiten, da ein schlauer, ehrsüchtiger Mann dadurch, daß er sich an die Spitze des Pöbels stellt, an die Spitze der Nation kömmt, — Zeiten, da die Nation selber nichts ist als Pöbel! Und was so einem Mann an dem Gewicht der Stimmen abgeht, das schmeichelt er sich an der Menge oder Quantität zu gewinnen! Ein solcher betrügt und wird von andern, am meisten durch sich selber betrogen. Laßt mich den nur gar zu möglichen Fall setzen: „Ich bin mir vorzüglicher Talente bewußt; wenigstens beredten mich „allzu-

„ allzudienſtfertige Schmeichler davon; kühn wag
„ ich mich denn an die gröſten Unternehmungen;
„ meine Verſuche mißglücken; gleichwohl halt
„ ich mich feſt überzeugt — die Sache muß ge-
„ than, muß durch mich gethan ſeyn; und ha-
„ ben denn einmal all mein Genie, alle meine
„ Kräfte geſcheitert, was bleibt meinem Eigen-
„ ſinn, meiner hohen Selbſtſucht für ein Troſt
„ übrig? Was natürlichen Kräften fehl ſchlug,
„ das kann nicht anderſt als durch übernatürliche
„ gelingen! Ganz nicht! So werde ich mich
„ bald übernatürlich beſeelt fühlen! Aus Nach-
„ ſicht für meine Schwachheiten ſchweigen die
„ Weiſen; aus blinder Achtung für meine übri-
„ gen Verdienſte trauen mir ſclaviſche Verehrer
„ auch in meinen Chimären Vernunft zu; ich
„ wag es, und unvermerkt gelingts mir, mich
„ für einen Propheten zu halten und ein ſolcher
„ auch andern zu ſcheinen. Umſonſt wird der
„ Philoſophe lächeln und lachen — die gereizte
„ Eigenliebe ruht nicht, bis ich Wunder gethan
„ habe! " Ganz natürlich erinnere ich mich hie-
bey des Ikaromenippus beym Lucian. „ Oefters,
„ erzählt derſelbe, fühlete ich einen Trieb dieſem
„ oder jenem zu glauben, dann zog mich ein
„ anderer

„ anderer Trieb wieder zurück. In diesem rath-
„ losen Zustande nun, gab ich die Hoffnung hier
„ auf Erde von allen diesen Dingen etwas zu-
„ verlässiges zu hören, auf, und glaubte, das
„ einzige Mittel meine Ungewißheit zu heben,
„ würde seyn, wenn ich machen könnte, daß ich
„ auf irgend eine Weise Flügel bekäme und selbst
„ in den Himmel hinauf flöge: und diese Hoff-
„ nung ward bey mir genähret, theils und
„ hauptsächlich zwar von meiner starken Begierde,
„ theils aber auch von dem Fabeldichter Aesopus,
„ welcher gezeigt, daß Adler und Käfer zuwei-
„ len, und selbst auch Kamäle, den Weg in den
„ Himmel wüßten. Nun sah ich zwar wohl ein,
„ daß es auf keine Weise möglich wäre, daß
„ mir selbst Flügel wuchsen; wenn ich mir aber
„ Geyer- oder Adlerflügel anmachte, (denn diese
„ allein hielt ich für groß genug, einen mensch-
„ lichen Körper zu tragen) dünkte mich, der
„ Versuch dürfte mir vielleicht wohl gelingen. Ich
„ nahm also dergleichen Vögel, schnitt ihnen,
„ dem einen die rechte, dem andern die linke
„ Schwinge sorgfältig ab, und nachdem ich sie
„ nur an die Schultern mit starken Riemen an-
„ gebunden, und für die Hände am äussersten

„ Ende

„ Ende derſelben eine Gattung Handgriffe ange-
„ bracht, machte ich einen Verſuch, hüpfte erſt-
„ lich auf und half mir mit den Händen nach,
„ ſo daß ich wie eine vom Boden ſich erhebende
„ Gans, halb flog, und halb auf den Zähen
„ gieng. Die Sache gieng gut von ſtatten,
„ und ſo unternahm ich bald einen kühnern
„ Flug. Izt dacht ich ſchon auf hohe lufterha-
„ bene Unternehmungen; und flog vom Parne-
„ thes oder Hymettus, bis nach dem Gerania,
„ und von da hinaus auf das Schloß zu Co-
„ rinth: Hernach von da über den Pholoes und
„ Erymanthes auf den Tayget: Nunmehr, da
„ ich in der Kunſt vollkommen war, und in die
„ Höhe fliegen konnte, war ich auf die Ausfüh-
„ rung meines groſſen Projektes bedacht, und
„ hörte auf, bloß Verſuche wie junge Vögel zu
„ machen: Ich erhob mich alſo auf den Olymp,
„ von da ich, mit ſo wenig Proviant beladen
„ als möglich, meinen Flug gerade hinauf in
„ den Himmel nahm; da mir denn Anfangs
„ zwar, wegen der untenliegenden ſchrecklichen
„ Tiefe, um etwas ſchwindelte, welches ſich aber
„ hernach ebenfalls bald verlor ". — Dieſes iſt eine
Geſchichte, die nur allzuoft geſchehn iſt und wie-

der geſchehn kann! Ich will ſie durch eine ähnliche aus dem vergangenen Jahrhundert erläutern. Es iſt die Geſchichte des Comenius. Für das ſiebenzehnte Jahrhundert war er in Abſicht auf die Schul- und Erziehungsanſtalten eben das, was Baſedow für das achtzehnte geworden. Seine Janua Linguarum reſerata, die er im J. 1631. herausgab, erwarb ihm einen auſſerordentlichen Ruf. Im J. 1638. ward er nach Schweden zur Verbeſſerung des Schulweſens beruffen. Dieſe Einladung lehnte er von ſich, ſchrieb aber ſeit der Zeit über die Erziehung der Jugend und enderte die Einleitung zu ſeiner Panſophie. Das Parlament in Engeland wollte ſich ſeiner zur Verbeſſerung der Nationalſchulen bedienen. Die bürgerlichen Kriege daſelbſt und die Irrländiſchen Unruhen waren ſeinen Entwürfen ungünſtig. Er folgte einer Auffoderung nach Schweden und pflog daſelbſt mit dem Kanzler Oxenſtiern Unterhaltung über ſeine Methode. Die beträchtlichen Gehalte, die er von demſelben empfieng, machten ihm das Schulhalten gleichgültig und nun beſchäftigte er ſich mit allgemeinern Entwürfen über das ganze Erziehungsweſen. Wenige Jahre hernach gieng er an den Hof des Siebenbürgiſchen Fürſten Ragotsky,

gotsky, wohin man ihn zur Verbeſſerung der Schulen beruffen hatte. Von da kam er nach Schleſien, Brandenburg, Hamburg, und endlich nach Amſterdam. Der Goldregen, den dieſe Stadt über ihn ausgoß, fixirte ihn daſelbſt für ſeine übrigen Tage. Nicht zufrieden mit dem Ruhm eines Reformators der Schulen, ſuchte er auch noch den Ruhm eines Propheten. Mit vieler Sorgfalt ſammelte er die Traümereyen eines gewiſſen Kotterus, des Drabicius und der Chriſtina Poniatovia, die er in Amſterdam herausgab. Dieſe Traümereyen und Geſichter verſprachen auſſerordentliche Wunder für diejenigen, welche es unternemmen würden den Pabſt und das Haus Oeſterreich zu ſtürzen. Guſtav Adolph, Carl Guſtav, Könige von Schweden, Kromwell und Ragotsky wurden als die Vollſtrecker dieſer Prophezeyungen erklärt. Der Erfolg entſprach dieſen Erwartungen nicht. In der aüſſerſten Verlegenheit wendete ſich Komenius an den Könia von Frankreich, Ludwig XIV. allein er wurde als ein geiſtlicher Chevalier d'Induſtrie zu Schanden gemacht. Aüſſerſt merkwürdig iſt das Portrait, welches des Marets von dieſem gelehrten Schwermer gegeben. Man erlaube mir einige Züge aus

demselben zu sammeln — ists doch das allgemeine Porträit aller Fanatiker! — Von der einen Seite fühlt ein solcher sich stark genug zu Ausführung grosser Entwürfe; bey Ausführung noch grösserer empfindt er sein Unvermögen, und diese unangeneme Empfindung verliert sich nur durch die Erwartung eines höhern Beystandes von Oben. Komenius erkühnte sich dem Pabst, dem Kaiser, den Königen, den Kardinälen die Prophezeyungen des Drabricius als Richtschnur ihres Verhaltens zu empfehlen. Der Ruhm dieses Drabricius war ihm so theuer, daß er einen gewissen Felgenhaver, der ähnliche Weissagungen geschrieben, als einen Betrüger und Schwermer verfolgte, gerade als hätte jener allein das Monopole der Wunder und Zeichen vom Himmel empfangen. Auf diese Weise sah er sich in Wiederspruch mit sich selber, und man konnte sich seiner Widerlegung der Felgenhaverschen zur Widerlegung seiner eignen Grillen bedienen. Bey dem Mangel an gesunder Logik und Urteilskraft sah er sich durch seinen Witz und seine Einbildungskraft selber verführet. Äüsserst aufmerksam auf die Revolutionen von Europa, sucht' er dieselben aus dem Lehrgebäude seiner Schwermereien zu erklären. Den

englischen

englischen und holändischen Bevollmächtigten, welche im J. 1667. den Frieden von Breda schliessen sollten, sandte er einen seiner Engel um sie zur Beylegung des Krieges und zur Beförderung des tausendjährigen Reichs zu bewegen. Man warf ihm vor, daß er mit Kromwell Unterhandlung gepflogen und in Böhmen das Volk zu empören gesucht habe. Wenn seine Vorhersagungen fehl schlugen, so war er eher geneigt die Aussprüche der H. Bücher zu verdrehn als seinen Irrtumm zu bekennen. — Zum Beschluß kan ich nicht unbemerkt lassen, daß er (nach dem Beyspiel der meisten Fanatiker) eine geistliche Muse oder Braut hatte: Auf dem Sterbebeth wünschte er noch einmal seine Bourignon zu sehn: „O „die heilige Tochter, rief er aus, wo ist sie? „Möcht ich sie vor meinem Hinscheid noch se„hen! Alle meine Kenntnisse und Einsichten „waren bloß die Frucht der natürlichen Ver„nunft und Würkungen des menschlichen Nach„denkens; sie aber besitzt ein Licht, welches un„mittelbar durch den H. Geist von Gott kömmt!" Als sie ihn nach seinem Verlangen besucht hatte, schrie er bey ihrem Weggehn: „Ich habe einen „Engel Gottes gesehen! Heute hat mir der

„ Herr seinen Engel gesendet! " — Die gleiche feuerfangende Imagination, das gleiche wollüstige und unruhige Temperament ist es, welches verliebte Ritter und tollkühne Helden hervorbringt, und nicht selten hat man im Busen des Fanatikers die Altäre der Venus Dione und der Venus Urania beysammen gesehen. Wie schmeichelhaft ists nicht für den Heiligen, wenn er auf diese Weise die Schwachheiten des Fleisches durch übernatürliche Salbung in eine geistliche, himmlische Verlobniß der Seelen verwandelt! Hier ist mehr als bloser Platonismus! Wie selten ist nicht der Agathon, der aus den Armen einer Oberpriesterin den Schlingen des Fanatismus entwischt!

Müde bin ich indessen, meine Herren, bis zum Eckel Beyspiele von solchen schwermerischen Ausschweifungen zu geben. Nur noch mit zwey Worten darf ich des Kuhlmanns und Kotterus erwähnen, welche beyde in dem vorigen Jahrhundert gelebt und geträumt haben. Die Geschichter des leztern fiengen im J. 1616. an. Er glaubte einen Engel in menschlicher Bildung zu sehn; dieser befahl ihm der Obrigkeit die Strafgerichte

gerichte des Himmels zu drohn. Zum sechsten Mal wiederstrebte er diesen Befehlen: allein im J. 1619. glaubte er die gleiche Erscheinung zu haben; der Geist kündigte ihm die ewige Verdammniß an, wenn er länger stillschweigen würde; er gehorchte und that dem übernatürlichen Auftrag in der Rathsversammlung ein Genügen. Man spottete seiner. Die Erscheinungen wurden fortgesetzt und mit Verzückungen begleitet. Seine meisten Weissagungen geschahn zu Gunsten des pfälzischen Churfürsten und verkündigten hingegen den Untergang des Kaisers: der kaiserliche Fiskal ließ den aufrührerischen Provheten an den Pranger stellen und aus den Gebieten des Kaisers verbannen. — Kuhlmann war zu Breslau in Schlesien im J. 1651. gebohren. Seine frühzeitigen Progreße versprachen viel von seinem Genie. Eine Krankheit, die ihn im 18ten Jahr überfiel, verwirrte ihm den Kopf. Er glaubte sich von allen Geistern der Hölle umgeben, und zwar am hellen Mittag, ohne daß er im Schlaf lag. Diese Erscheinung ward von einer andern begleitet. Er sah sich von Gott und von allen Heiligen umstrahlet, Jesus Christus in ihrer Mitte. Von seiner Krankheit geheilt, veränderte sich zwar der Schauplatz

seiner Imagination, gleichwol sah er sich immer von einem Lichtschein begleitet. Unvermerkt verlor sich sein Geschmack für die schöne Litteratur. Oftmals hatte er so ekstatische Verzückungen, daß er nichts mehr sah oder hörte, was um ihn her vorgieng. Er begab sich zwar auf Universitäten und schrieb Bücher, allein er glaubte täglich so ausserordentliche Fortgänge zu machen, daß er seine Blätter schon wieder seiner unwürdig glaubte, so bald sie ihm aus der Presse gebracht wurden; izt wollte er keinen andern Lehrmeister erkennen als den unmittelbaren Geist Gottes. Zu Leiden wurde er mit den Bömischen Schriften bekannt, die er als eingegeistet verehrte. Uebrigens verhinderte der prophetische Geist diesen Mann nicht, daß er sich nicht gerne gelobt sah. Jedes Lob, das ihm wegen seiner Schriften gemacht wurde, ließ er bescheiden vor seinen Prodromus hersetzen; die Lobeserhebungen, die er sich selbst machte, waren ebenfalls sehr gros; allein die Eitelkeit der Theologen und besonders der Schwermer hat vor der Eitelkeit andrer Schriftsteller dieses zum voraus, daß sie sich unter dem H. Schleyer der Erbauung und hinter dem Flügel einer übermenschlichen Eingeistung verbirgt:

verbirgt: Nicht mir, o Herr! sondern deinem Name sey die Ehre: können solche heilige Prahler ausrufen. — Auch dieser Schwermer gehörte zu der zahlreichen Klasse derjenigen, die ihrem Temperamente mehr erlaubten als andern Erdensöhnen nicht erlaubt seyn würde. Ausser der heiligen Galanterie verstand er ebenfalls die Kunst sehr wol von andern Geld auszupressen; es gab Leute, denen er mit einem magistralischen und prophetischen Tone grosse Summen zur Ausbreitung des Reichs Gottes abnöthigte. Endlich ward er, nachdem seine Weissagungen das Volk zur Aufruhr gereizt hatten, in Rußland verbrennt. Jedermann kennt den Hieronymus Savonarola, einen Mann von grosser Gelehrsamkeit und strengen Sitten. Sein Haß gegen das mediceische Haus war so enthusiastisch, daß er Carln VIII. im Namen Gottes zur Eroberung von Italien auffoderte. Endlich ward er ebenfalls, nach einigen, als ein Märtyrer, nach andern, als ein Aufrührer den Flammen geopfert. Bewahr der Himmel vor solchen Vorkehren gegen den Fanaticismus! Heißt dieses nicht den Fanaticismus durch Fanaticismus, einen Teufel durch den andern vertreiben? Nur in solchen Fällen, wo die Schwermerei eigent-

lich nicht Schwermerei, wo sie blos der arglistige Schleyer der Gewalt oder des Betrugs, kurz, ein Verbrechen gegen offentliche Ordnung und Ruhe ist, mag sie als ein Verbrechen gestraft werden (*)! Wie aber — wird man mir einwerfen — der weltliche Richter beurteilt und bestraft ja immer nur die Handlungen ohne Rücksicht auf die Absichten, deren Beurteilung er Gott überläßt! Es sey so! Nur daß mechanische Handlungen, Handlungen, die man im Fieber oder in der Verrückung begeht, nicht so fast gestraft als vielmehr gehintert werden! Meinet-

halb

(*) Ein besonderes Aufsehn machte zu seiner Zeit Michael Nostradamus: lange zum voraus verkündigte er die Ermordung Heinrichs III. und des Montmorency. Unterdessen sind seine Quatrains eben so zweydeutig als die sibyllinischen oder delphischen Orakel. Seinem Sohn mißlang das prophetische Handwerk. Von ihm erzählt La Motthe Le Vayer: Er habe die Ansteckung von Poussin vorher verkündigt; bey der Plünderung legte er allenthalben das Feuer selbst an: der Herr von St. Lüc ärgerte sich darüber, so sehr, daß er ihn im Unwillen auf seinem Pferde zu tod trat.

halb mag man den Fanatiker wie jeden andern Stocknarren aus der menschlichen Gesellschaft in sein Zimmer verbannen! Genug: Wenn er ausser Stand gesetzt wird, andern zu schaden! Auch wird man in der That finden, daß die Schwermerei eben so wol als jede andere Art der Verrückung meistens nicht weniger in einem Fieber des Verstandes als in einer Krankheit des Cörpers ihren Sitz habe (*).

Allzulange bin ich indessen durch fremde Länder und entfernte Zeitalter gereiset, um m. Z. Beyspiele von allerlei schwermerischen Ausschweifungen zu zeigen: Auch auf unserm eignen Boden, noch zur Zeit der Väter haben wir solche Schwermer gesehn. Aus dem Pantheon Anabaptisticum & Enthusiasticum, welches im J. 1702. in folio edirt worden, will ich nur folgende Stelle aus dem 1. B. dem 6. Cap. anführen. Nachdem vorher des Münzerschem Auflaufs Meldung geschehn; fährt der Verfasser von den Anabaptisten in der Schweiz folgendermassen fort: „Zu Zürich fin„gen sie ein Gezänk an mit den Predigern.

„Acht

(*) S. Hippokrates de morb. popul. L. VI.

„ Acht oder neun Wochen conferirte man alle
„ Dienstage mit ihnen; wenn sie im Disputiren
„ übermannt worden, reterirten sie sich zu den
„ Offenbarungen, fielen in Verzückung vor der
„ Versamlung, und predigten ofentlich auf dem
„ Marcktplaz, mit einem Strick umgeben, rie-
„ fen den vornemsten Minister (Johann Gastion)
„ auf der Stelle aus für den alten Drachen, und
„ seine Collegen für Häupter des Drachen. Nach
„ langem Uebersehn des Magistrats wurden sie
„ endlich zu Loche gebracht; die Minister hielten
„ wieder Unterredungen mit ihnen, und ihre Be-
„ wacher führten sie in die offentliche Versam-
„ lung, wo alles Volck die Verhandlung mit
„ anhören konnte. Wenn sie sich überwiesen
„ sahn, antworteten sie: Was sie nicht durch
„ Vernunft und Schrift beweisen könnten, das
„ wollten sie mit ihrem Blute beweisen. Also
„ wurden zehn Conferenzen gehalten, und zwo
„ davon in der Kirche; zulezt proklamirte der
„ Rath: Wer einen Getauften wieder taufen
„ würde, der sollte gar ins Wasser geworfen und
„ ersäuft werden. — Und Zürich kam wieder
„ zum Ruhstand.

„ Der

„ Der Genius dieſer Seckte war allenthalben
„ derſelbe; ſie gingen von Stadt zu Stadt und
„ erfüllten alles mit Geſchrey und Aufruhr.
„ Durch ſie ward das Städtgen Waldshuth er-
„ bärmlich zerſtöhret und alle Einwohner von
„ ihren Gütern vertrieben: desgleichen ſchien als
„ wenn ſie auch in Worms, Augſburg, Baſel,
„ Schaffhauſen, Bern, Lucern und Paſſau vor
„ hätten: ich will den Leſer nicht müde machen
„ mit allen ſolchen Geſchichten: Ihre Handlun-
„ gen zu Münſter und Amſterdam ſind genug,
„ ein rechtes Kennzeichen dieſer Seckten zugeben:
„ nur will ich noch etwas Weniges hinzuſezen
„ von ihren Maximen und einige ſondere Aneck-
„ doten.

„ Es wär Arbeit ohne Ende, wenn man alle
„ ihre Irrtümmer recapituliren würde: indem
„ ſie alleſammt ſich die Freyheit zu predigen an-
„ maaßten, ſo mußten ſich ihre Meinungen in
„ infinitum anhäufen. Unter anderm lehrten
„ ſie, daß die Wiedergetauften nicht ſündigen
„ könnten; daß alle Miniſter und Diener des
„ Worts vom Teufel wären; daß die Apoſtel
„ nichts eigenes gehabt, ſondern von Haus zu

„ Hauſe

„ Hauſe gegangen gleichſam das Brod zu betteln
„ u. ſ. w.

„ Um Baſel her geſchah eine Aufruhe von ver-
„ ſchiedenen Dörfern, welche drey Dinge ver-
„ langten, alle Zehnten abzuſchaffen, alle Obrig-
„ keit zu entſezen, alle Ungöttliche zu töden. Sie
„ wurden beyzeiten gehemmt und entwaffnet. Der
„ Grund ihrer Einbildungen war die Erwartung
„ des tauſendjährigen Reiches, Joh. 20. 6. „

„ Viele Unterredungen hatten ſie mit dem En-
„ gel Gabriel. Ein armes Weib legte auf ſei-
„ nen Befehl das Tiſchtuch auf und lud alle Nach-
„ barn zuſammen: Gott, erwartete ſie, würde
„ Mana und Kuchen vom Himmel herabſenden;
„ aber kein Mana und keine Kuchen kamen vom
„ Himmel — ſo ſteckten ſie ihre Meſſer wieder
„ ein und begaben ſich weg. — Ein ander Weib
„ rühmte ſich, daß Gott ſie ohne Speiſe erhal-
„ te, und ſie faſtete ſich zu tode.

„ Vermög ihres Anſpruchs auf kindiſche Un-
„ ſchuld, ſpielten ſie die ſeltſamſten Rolen. Ei-
„ ner derſelben hatte ſeinen Miſt einige Tage zu-
„ ſamen

» samen gesamelt und streute ihn auf die Strasse
» aus, und warf sich selbst nakt darein, unter
» dem herrlichen Vorwand: Wenn wir nicht
» werden wie die Kinder, so mögen wir nicht in
» das Reich Gottes eingehn. Um der gleichen
» Ursache willen sezten sich andre nakend auf
» Stecken und hölzerne Pferdchen, ritten in
» grossen Hauffen, und die Weiber liessen nakt
» mit ein, warfen sich denn in reiner Unschuld
» zusamen aufs Bette, daß das Ende ein recht
» lebendiges Kinderspiel war. »

» Kindische Anschläge, sezt der Verfasser hin-
» zu, hätte man erdulden oder auch milder be-
» straffen können; aber ihre aufrührerische Aus-
» schweifungen foderten der Strenge des weltli-
» chen Armes ꝛc. ꝛc. ꝛc. »

Ich schmeichle mir bey m. Z. Danck zu verdienen, wenn ich ihnen aus dem Leben des berüchtigten Jakob Redingers einen Auszug mittheile. So lautet der Innhalt seines Diariums, wie er es selber zu Papier gebracht hat.

Als mir, Jakob Redinger von Nestenbach,

im

im J. 1648. das Bürgerrecht in Zürich versprochen worden, so suchte ich mich von dieser Zeit an, um diese Stadt verdient zu machen. In dem Arterkrieg vom J. 1655. ward ich auf Befehl des Kriegesrathes 150. Mann in der Grafschaft Baden. Als der Krieg mißglückt hatte und ich darüber den Pfarrdienst zu Dietikon verloren, ward ich durch falsche Anklagen von Weib und Kindern vertrieben. Ich begab mich nach Holand, wo ich unterm Komenius eine lateinische Schule besorgte. Anfangs wiedersezte ich mich dem Druck der Offenbarungen, die er herausgab. Auf freundliches Zureden fand ich, daß die Reformation nicht ohne Wunder und Offenbarungen geschehen könne. So ward ich erleuchtet und suchte auch unter andre mein Licht zu verbreiten. Da nun in diesen Weissagungen der Eidgenossen hin und wieder Meldung geschieht, so sandte ich dieselben an den zürcherschen Antistes Ulrich, daß er sie den vier evangelischen Städten und der Stadt Genf mittheile, welches der Antistes nicht gethan hat.

Im J. 1658. ward ich von Chur-Pfalz als Rektor der lateinischen Schule in Franckenthal berufen,

rufen, um daſelbſt die Komeniſche Lehrart einzuführen. Damals gab man mir mein Weib gerne wieder, und betrieb die erſtgedachte, falſche Anklage nicht weiter.

Was ich im J. 1663. in Churpfalz mit den Kirchen-Räthen wegen der Offenbarungen gehandelt, wär zu weitläuſig als daß ich es anzuführen Luſt hätte. Nur darf ich nicht verſchweigen, was ſich im J. 1662. mit meinem Weib zugetragen. Unverſehns überfiel ſie eine Krankheit mit etwas Verwirrung des Kopfes. So befand ſie ſich drey Wochen lang in Verzükungen: während dieſer ganzen Zeit konnten weder ich, noch jemand anderer ihr die geringſte Speiſe oder Tranck beybringen. Sie redte und ſang etliche Tage nach einander, und unter anderm von mir ſelber einige Dinge, welche richtig und wahr waren, ob ich ſie gleich niemals keiner Seele entdeckt hatte. Bisweilen nahm ſie eine unbekannte Sprache an. Nach dieſer Zeit war ſie einige Wochen ganz ſinnlos und hatte alles bis auf meinen eignen Namen und den Namen unſrer Kinder vergeſſen. Plözlich kam ſie wieder zu ſich ſelber und erzählte mir oftmahls wieder meinen

Willen, was sie während der Verzükung von uns beyden, von der Pfalz, dem Reich und der ganzen Welt für Einbildungen gehabt habe; wie wir einige Jahre lang von einander getrennt und hernach wieder vereinigt seyn werden; wie man mich verfolgen und die Kinder zu Handwerken aufdingen werde; — wie Churpfalz werde mit Krieg angefochten, und sie sich endlich mit der Churfürstin aussöhnen werde; wie in der ganzen Welt alles voll Krieg und Jammer, und wie hernach eine neue Erde, eine schöne, friedliche Welt entstehn werde.

Im Aprill 1664. schickte mir Komenius Exemplare von neuen Offenbarungen, mit dem Ansuchen selbige hohen Obrigkeiten zur Nachricht, zum Trost und zur Warnung mitzutheilen. Zwey davon übergab ich durch Junker Wolzogen dem Churfürsten; zwey andere dem Pfarrer Flokenius; auf der Rückreise nach Zürich überreichte ich ebenfalls zwey derselben dem Bürgermeister Meyer in Schafhausen; und in Zürich eben so viele dem Bürgermeister Rhan; auch versandt ich sie an den Bürgermeister Wetstein nach Basel. Allemal empfahl ich in besondern Schreiben eine ernste

Unter-

Unterſuchung derſelben. Dieſes erhielt ich ſelten. Nachdem ſich in Zürich etliche Räthe ein wenig darinn umgeſehn hatten, lieſſen ſie die Bücher in der Kanzlei beyſeite legen, ohne ſie den Gelehrten zur Prüfung zu übergeben.

In Zürich hatte ich wunderſame Geſichter und dabey unausſprechliche Bangigkeiten; ich fühlte einen unwiederſtehnlichen Trieb in mir, mit meinen prophetiſchen Büchern nach Franckreich zu gehn. So wol meine Verwandten als auch beſonders Hr. Dr. Heinrich Hottinger wollten mich mit allem Gewalt hievon abwendig machen; man drohte mir unbeſchreibliche Gefahren in der Fremde, und den Verluſt des Dienſtes und die Eheſcheidung bey Hauſe. Endlich verſprach ich, nicht weiter als nach Bern zu gehn: Allein auch dort wurde ich durch innerliche Angſten und durch Träume getrieben, meine Reiſe fortzuſezen, ſo daß mich auch der Pfarrer Hummel auf eine Rathserkanntniß hin keinesweegs zurück zuhalten im ſtand war. Nachdem ich alſo zwey Bücher in Bern überlieffert und zwey nach Genff geſchickt hatte, ging ich über Neuburg, Salines, Dole, Dijon ꝛc. ꝛc. nach Fontainebleau; daſelbſt ließ ich dem

König durch den Hauptmann der Leibwache La Baliere und dem Herrn de Lionne zwey Bücher darreichen, nebst dem XI. und XCV. Gesicht des Melisch; zwey Exemplare übergab ich dem Türenne, zwey dem Erzbischoff von Paris, und der Evangelischen Gemeine zu Vidry auch zwey.

Weil kein gedrucktes Register über die Offenbarungen war, und in meinem geschriebenen die ersten Worte lauteten: Antichristus Papa Romanus &c. &c. so verbitterte dieses dem König die anderweite gute Zeitung: „Daß er Kaiser wer„den solle.„ Der Gwardi-Hauptmann ließ mich folgendes Tages unlustig aus seiner Herberg, da er mich zuvor wohl speisen lassen. Bey der Ueberbringung der Exemplaren an den Herrn de Lionne, fragte mich dieser: Wo ich izt hinzugehen gesinnt sey? — Nach Paris zum Erzbischoff. — Wie ichs unterstehn dürfe, da ich den Pabst als Antichrist schelte? — Herr lesen Sie die Bücher bedachtsam, so werden Sie finden, daß es Gott selbst thut, und berichten Sie den König treulich. —

Der Erzbischoff empfieng mich mit freundlichen Worten,

Worten, hielte mich vierzehn Tage auf: er ward zum König beruffen: ich reiſete ihm nach; nahm Abſchied aus Mangel des Geldes, da er mich länger aufziehen wollte. Ich hatte aber zu Paris einen verwundten Schweizer mit dem Heilpulver geheilet, und zwar inner fünf Tagen; aus Danckbarkeit ward ich von dem Gwardi-Pfeifer, Heinrich Großmann von Höng, vierzehn Tage bewirthet; denn in deſſen Haus empfing der Geheilte die Wunde, als unſer acht Schweizer uns gegen mehr als dreiſſig Franzoſen verthädigten, die ihm wegen des Zolls Küche und Keller zu plündern gedachten.

Dieſe Reiſe nach Franckreich, die ich ohne Vorwiſſen des Pfälziſchen Churfürſten gethan hatte, machte denſelben gegen mich unwillig. Auch bekam er Verweiſe von Regenſpurg, daß er einen Mann in ſeinem Land dulde, der offentlich und aufrühriſch wieder Oeſtreich rede und ſchreibe. Ebenfalls ſchrieb man aus Paris, daß mir der König wegen eines ſcharfen Schreibens an Ihn auf allen Straſſen nachſezen laſſen: Deswegen ward ich meines Dienſtes beraubt, ehe ich wieder in Frankenthal ankam. Bey meiner Ankunft

warnte ich den Churfürsten in einem kurzen Brief und erinnerte ihn der Schicksale der Pfalz, die einer frommen Person in ihrer dreywochigen Verzükung entdeckt worden. Hierauf erging ein Befehl, daß ich inner acht Tagen mit Weib und Kindern aus dem Land ziehn soll. Durch eine Bittschrift erhielt ich, daß man Weib und Kinder so lange dulden möchte, bis mein Wein, ungefehr 25. Fuder, und meine zweyhundert Malter Korn verkauft wären.

Beym Abscheid sagte ich zu den Kirchen-Räthen: Nun weiß ich, was die Christen von den Offenbarungen halten; izt will ich sie den Türken und Juden bringen. Sie glaubten mich unsinnig; ich ging aber straks durch Franckfurth, Leipzig, Prag, Wien auf Gomorra und ließ nicht nach, bis ich heimlich über die Donau und Wag ins Türkische Lager bey Neuheusel kam. Eine ganze Nacht durch mußte ich seitwärts das Tartarische Lager abgehn: so kam ich gegen Neutra von hinten zu der Türken Vorhut bey Sussa. Als mich der Oberste gespeiset, schickte er mich gleich mit einem Hauptmann zu dem Großvezier; bey demselben waren die Feldoberste über

die

die fünfzig in einem Ey-runden Gezelte versamelt. Ich bin aus der Christenheit verbannt, sagte ich, weil ich die Offenbarungen ausgebreitet; und damit übergab ich sie durch den Dollmetsch und erzählte den Innhalt derselben. Wie sie Gott schon lang als eine Ruthe gegen die Christenheit gebraucht habe und noch mehr brauchen werde; darüber werden die Christen endlich in sich selbst gehn, sich in der Glaubenslehre vereinigen, und auch die Türken sich zum wahren That-Christenthum bekehren. Voll Entrüstung ließ mich der Großvezier fragen: Ob ich ein Muselmann werden oder sterben wolle? Ich sagte lächelnd: Es sey unmöglich, daß ich ein Türke werden könne, da ich gewiß sey, daß sie Christen werden müssen. Drey Tage hernach ließ er mich wieder beruffen, und ihm und sechs der Geheimsten mußte ich alle Figuren (der ersten Ausgabe vom J. 1657.) erklären. Hierauf ließ er mir ihre Glaubenslehre als die einfältigste und beste vorstellen. Ich antwortete, daß ihnen aus Mangel der h. Schrift nichts besseres bekannt seyn könne; sie werden aber anderst gesinnt werden, wenn sie die ganze Bibel in ihrer Sprache bekommen, die man zu ihrer Bekehrung in Niederland drucke.

Sie sagten, daß sie zu Konstantinopel davon gehört hätten; denn Hr. Warner wohnete zu Galeta, der sie auf Unkosten des Herrn von Geer ins Türkische übersezt habe. — Ich bat den Grosvezier durch den Dollmetsch, daß er mich mitnemme, damit ich die türkische Sprache erlernen könne, alsdenn wolle ich dem Kaiser die Bibel erklären. Ich ward zu den Siebenbürgischen Gesandten Ladislaus Balo geführet, der für mich versprechen mußte, daß ich nicht entlauffen werde: Sechs Wochen hielt ich mich bey dem Heer auf; dann reisete ich mit bis nach Mohats und verkündigte während dem Marsch den Reutern und Fußknechten, daß sie bald Christen werden sollen; dieses Geschrey verdroß den Herrführer. Zu Mohats ließ mich der griechische Dollmetsch durch Herrn Balo wahrnen, daß mich der Großvezier zu Griechisch-Weissenburg heimlich hinrichten wolle, und half mir mit einem siebenbürgischen Edelmann durch Betsch, Lipoa, einen Theil der Wallachey fort.

Bey dem Siebenbürgischen Fürsten Apaffi hielt ich mich zu Schesburg eine Woche lang auf, und gab ihm die abgekürzten Offenbarungen und des

Steffan

Steffan Melisch Gesichter, lateinisch, die ich ihm mündlich erklärte. Er schenckte mir ein tartarisches Pferd nebst einem ruhmlichen Paßbrief, und befahl mich dem Hauptmann Teleky, der mir bis nach Zathmar freye Zehrung verschafte. Daselbst empfahl mich der Pfarrer Michael Toffeus Nätzischen Kaufleuten; auf ihre Unkosten reisete ich so bis nach Eperies; allenthalben fand ich die freundlichsten lutherischen, hungarischen, teutschen, slavonischen Pfarrer, die mich bewirtheten und mir noch Geld auf den Weg gaben. Von da reisete ich fast allein durch die gefährlichen slavonischen Gebürge bis nach Lednitz, wo ich mich zween Tage lang bey dem Propheten Dabritzius aufhielt. Beym ersten Anblick sagte er mir, daß er vor zween Monaten eine Offenbarung von mir gehabt habe ꝛc. ꝛc. -- Er gab mir ein offenes Schreiben mit seiner Unterschrift auf vierzehn Bogen, welches ich von Ort zu Ort übersezte, und bey dem Herzog in Schlesien, Chur-Sachsen, Chur-Brandenburg, in Wolffenbütel, Kassel, Franckfurt, Heidelberg, Meisenheim, Zürich selber ablegte, und die übrigen nach Stuttgard, Nürnberg, Ulm, Bern, Basel, Schaffhausen versandte. An einigen Orten wurde ich darü-

ber verlachet; Sachsen hat mich durch Räthe, Brandenburg persönlich verhört; die Landgräffin von Cassel ließ mich wegen Unpäßlichkeit ebenfalls durch Räthe, und besonders weitläufig durch den Pfarrer Sultan verhören, und hie und da wurde ich mit sechs, acht, zehn Rchsthlr. beschenckt. Die Churfürstin von Heidelberg gab mir 6. Rchsthlr. und ihr überließ ich den Regenspurgischen Heerbold und den Warnungsbrief an Chur-Pfalz. Mit Dabritzens Schreiben begleitete ich ein Erweckungs-Schreiben wegen künftiger Ueberfällen der Türken, wegen der verfolgerischen Anschlägen der Papisten, nebst einer Klage des Königreichs Ungarn an den König von Franckreich; Mehrere spotteten meiner; Sachsen hingegen, Brandenburg, Schlesien, Hessen gingen meine Erinnerungen zu Herzen.

Als ich am 16. Jenner 1665. unversehens zu Franckenthal angelangt, ließ man mich vier Wochen im Schulhaus verwachen, und der vormalige Befehl der Verbannung wurde erneuert. Ich begab mich nach Straßburg, wo man mich nach einigen Wochen ebenfalls vertrieben. Der Herzog von Zweybrücken versprach mir Schirm und

und Dienſte; allein mein Weib und meine Kinder wollten mir nicht nachfolgen, ſie wurden von der Simlerſchen Familie nach Zürich berufen.

Anfangs des Maymonats fielen die Lothringer und Maynzer in die Pfalz; ich flüchtete mich nach Heſſen; ich ſchrieb meinem Weib nach Flammersheim zu kommen; ſie entbot mir, ſie dürfe und könne nicht kommen: ſo ging ich denn nach Mannheim; der Churfürſt ließ mich gleich mit einem Fußband in das Stockhaus legen; mein Weib verkaufte Wein und Korn inner acht Tagen unter dem Preiſe, und flüchtete ſich mit den Kindern nach Zürich. Auf meine Bittſchrift hin ward mir vergönnt, denſelben zu folgen. Beynahe die ganze Hofhaltung hatte für mich gebeten, indem ſie den Ueberfall der Lothringer als den Anfang der Erfüllung meiner Wahrnungen anſah.

Die Verwandte und ſonderlich einige Geiſtliche in Zürich machten meine höchſtbetrübte und halb verwirrte Gattinn bey ihrer Ankunft noch verwirrter und erklärten ihre Verzückung und meine prophetiſche Wanderſchaft für Aberwiz. Sie

drang

drang mit der ganzen Verwandtschaft drey Monate lang auf meine Versorgung in dem Spitthal. Mein Weib und meine Schwieger schlossen mich aus dem Haus aus; der Antistes sagte mir zum Willkomm, daß man in Zürich nichts für mich thun könne, und wenn der Herzog von Würtenberg auf mich klage, wie er schon gegen Churpfalz u. Straßburg gethan habe, so müsse man mich ausliefern. Ich wendte mich in einen Schreiben an den Bürgermeister Wasser; dieser wieß mich für unsere gnädige Herren, welche dem Kirchenrath auftrugen, mich zu verhören. An einem Sonntag Abends ward ich auf den Saal der Chorherren beruffen. Hr. Dr. Hottinger sagte mir, unser Land sey zwar klein, aber rein, in welchem man die Inspirationen nicht dulde. Der einzige Herr Zeller führte Joh. XXII. 18. 19. an, daß man nichts zu, und nichts von dem Worte der Wahrheit sezen könne. Als ich mich wegen dieser Fürstellung bey einigen Räthen beklagte, waren die meisten schon zum voraus von meinen Verwandten und von den Examinatoren eingenommen. In dieser Verbitterung zogen meine Schwäger die alte, falsche Anklage wieder herfür, obgleich hernach mein Weib einige Jahre friedlich

friedlich mit mir in der Pfalz gelebt hatte. Ich ward in Verhaft genommen, unter dem Verwand des mir angedichteten Ehbruchs, eigentlich aber aus Angeben des Kirchenraths wegen meiner Lehrmeinungen. Man sandte zween Chorherren und drey Räthe als Inquisitoren zu mir, und beyde Vorwürfe wurden im Unwillen unter einander gemengt. Mein Weib und meine Verwandte brachten vor, daß ich auf meinen Reisen übel mit dem Gelde hausgehalten habe. Mein Gut ward in vögtliche Hände in den Schirmkasten gelegt. Nach meiner Befreyung aus der Gefangenschaft suchte ich mich durch Privat-Unterweisungen zu unterhalten. Die Chorherren bemühten sich dieselben als gefährlich zu hintern. Indessen wendte ich mich an das Ehegericht; mein Weib aber wollte nicht erscheinen. Es ward eine Vermittlung auf dem Zimmer der Chorherren angestellt. Mein Weib warf mir Schwermerey und Aberwiz vor. Die Chorherren wollten ebenfalls meine Offenbarungen für leere Einbildungen ausgeben. Anstatt der Erbaurung und Versöhnung trieb der Satan die N. N. daß sie durch den Münzmeister und Casp. Eßlinger, den Stiefstochtermann, dem Bürgermeister Rhan folgende

gende Klagen eingeben ließ: 1. Ich habe vor zehn Jahren meinen Pfarrdienst muthwillig verlassen. 2. Im Kriegesdienst über 600. Gulden verzehret. 3. Mein Ehbeth befleckt. 4 Den einträglichen Dienst im Franckenthal verabsäumt. 5. Ein falsches Evangelium in der Welt herumgetragen. 6. Etliche hundert Rchsthlr in einem Jahr verschwendet. Hierauf ward erkennt, daß ich von Weib und Kindern aus dem Land ziehn soll. Ich bat um Gnade. Man schlug mir eine Einschliessung in dem Spital vor. Lieber entschloß ich mich, im Elend zu sterben. Ich wollte mich in das schwedische Heerzeug begeben und verlangte 200. Rchsthlr. zur Rüstung und Kleidung; es wurden mir aber nur hundert gesprochen, womit ich in Holand zog, um unter dem Admiral Reuter zu dienen. Die Chorherren stellten sich voll Mitleiden und schienen sich noch einmal mit mir einlassen zu wollen; im Herzen waren sie gleichwol froh, daß ihnen laut der leztern Raths-Erkanntniß alle weitere Streitgespräche mit mir untersagt wurden.

Als ich den Rhein hinabfuhr und der Churfürst mit seinem Kriegesherr vor Landenberg lag, schrieb

ſchrieb ich ihm aus Mannheim: Ich reiſe in die Niederlande, um die Herren Staaten der allgemeinen Gefahr der Reformirten zu berichten und ſie zu vermögen, einige tauſend Eidgenoſſen in ihre Dienſte zu nemmen, welche im Hinabreiſen dem Churfürſten Luft machen könnten.

In Amſterdam langte ich glücklich bey den Herren Komenius, Rulitzius und von Geer an; es war zu ſpäte unter Reuter oder Tromp auf der Flotte Dienſte zu finden; ſie glaubten aber, die Herren Staaten wurden gerne etliche tauſend Eidgenoſſen gegen den Biſchof von Münſter in Sold nemmen, und gaben mir Anleitung, mich im Haag deswegen zu melden. Hiezu war mir inſonderheit der Bürgermeiſter Witſen beförderlich, deſſen Söhne ich vor acht Jahren unterwieſen hatte.

Der Oberſte Balthaſar, Marquis von Montpelian, und der Oberſte May von Bern hatten ihre Dienſte allbereit zu beſondern Werbungen angeboten; ich hintertrieb ſie, in der Abſicht daß man durch Schreiben oder durch einen Geſandten eine öffentliche Werbung begehren möchte.

Man

Man schrieb deswegen an Herrn Boreel zu Paris und trug ihm auf an die evangelischen Kantone 3000. Mann unter einem Obersten von Zürich und Bern zu verlangen. Hierüber ward zu Arau eine Tagleistung gehalten, allein für dießmal konnte man wegen des Soldes nicht übereinkommen. Von Zürich aus ward mir von einigen fälschlich vorgeworfen, daß ich mich bey den Herren Staaten für einen Gesandten ausgegeben und mehr bey denselben angebracht habe als man keinem Gesandten nicht würde erlaubt haben. Die Herren Staaten schenckten mir 60. Rchsthlr. daß ich es so treulich mit ihnen gemeint hatte.

Indessen wurde der dritte Druck der Ofenbarungen vollendet, den man gerne dem König von Franckreich, als künftigem Oberhaupt in der Christenheit, zugeschickt hätte; die Ueberbringung derselben trug man mir auf; diesem Auftrag folgte ich desto geneigter, da ich aus Verdruß des Elends den Tod oder den Zugang in das Vaterland zu Weib und Kindern suchte.

Im J. 1666. übergab ich das eine Buch der Offen-

Offenbarungen mit vielen andern Büchern des Komenius dem Erzbischof zu Paris in seinem Haus. Hernach fuhr ich nach St. Germain und übergab das andere dem König durch den Graf von Comingis, der zuvor Gesandter in Engeland gewesen und den ersten Druck der Offenbarungen gesehn hatte. Beyde Offenbarungsbücher ließ ich mit vergultem Schnitt und den Wappen einbinden. Der König übergab dieselben der Sorbonne zur Untersuchung. Der Erzbischof ließ mir durch Herrn de la Motte Geld anbieten, wenn ich dessen bedürftig wär: ich schlug es ab, weil ich viel Geld bey mir hatte, und Wechsel von dem Herrn von Gerr.

Anfangs Maymonats berichtete ich allen Verlauf nach Amsterdam und begehrte zwanzig Bücher für die Eidgenoßschaft sammt einem Fürbittschreiben an den Antistes, daß man mich zu Zürich dulden möchte. Komenius schrieb diesem leztern zu meinem Vortheil. Ich reisete nach Zürich. Der Bürgermeister wieß mich an den Antistes und Dr. Hottinger; man machte mir Hofnung, daß ich werde in der Stadt bleiben dürfen, wenn ich fürhin der Offenbarungen müßig

gehn werde. Ich ward vor den Kirchenrath auf den Saal der Chorherren gefodert. Man verbot mir die fernere Ausbreitung der Offenbarungen als gefährlich und aufrührerisch. Meine natürliche Neigung zu einer Frauensperson in Mangel und Trennung von meiner Gattinn ward mir als ein grosses Vergehn vorgerückt, da ich doch drei Jahre lang in gänzlicher Enthaltsamkeit gelebt hatte, und mich nur etwann beym Wein mit Worten und Gebehrden übersehn hatte, wie z. B. bey der Unfug im weissen Haus, als ich von Baden heim kam, die aber dießmal noch nicht ruchtbar gewesen. Nachdem aber diese Unfug ausbrach, wollte sie gleich jedermann als einen zweiten Ehebruch ausschreyn, da doch auf der Folterbanck selber diese Frauensperson gar keine Berührung gestehn wollen. Die gröste Sünde, die ich jemahls gethan habe, war vielmehr daß ich mich während meines Verhaftes zu einer Art schriftlichen Wiederrufes der Offenbarungen bereden lassen, nämmlich gleichwol nur in so fern dieselben der h. Schrift zuwieder seyn sollten. Dieses that ich nicht aus Furcht des Todes, sondern aus Besorgung einer zweiten Verweisung von Weib und Kindern. Hierauf konnte ich drei

Tage

Tage weder essen noch schlafen und empfand ein unerträgliches Nagen in meinem Gewissen. Am vierten Tag schrieb ich meinem Weib, daß ich meine Schrift wieder die Offenbarungen wiederrufen müsse, und mein Brief ward der Obrigkeit übergeben, worauf die Ruhe wieder in meine Seele zurück kam. Unterdessen ward mir nicht vergönnet zu den Meinigen zu gehn. Dieses machte mich so unsinnig, daß ich mit Gewalt den Zugang suchte und einsmals die Thüre zu dem Zimmer meiner Gattinn aufstieß und nicht mehr weggehn wollte, bis der Grosweibel mich auf mein Gemach auf das Rathhaus zurück holte; beym Abscheid versprach sie mir, noch in derselben Wochen sich vor den Eherichtern zu stellen, allein sie ward von den ihrigen von solcher Aussöhnung mit mir abgehalten. — Man hatte die Grausamkeit meines ehelichen Begehrens vor den Eherichtern und in dem Rathe zuspotten.

Während dieser Zeit kam D. Bökelmann nach Zürich um für Chur-Pfalz Hilf an Volk und an Geld zu begehren: Ich fragte denselben, ob Chur-Pfalz meiner Warnung izt eingedenck sey und ob ich mit redlichen Soldaten willkomm seyn

würde? Saat dem Churfürsten, daß ich der erste seyn werde, ihm dapfere Leute zu zuführen, und daß er an meinen geheimen Anschlag gedenke, (eine wichtige Festung, die ich im J. 1663. ausgespäht hatte, zu ersteigen,) zu dem Ende hin unterredte ich mich mit redlichen Leuten inn- und ausser der Stadt, und schrieb in die fünfzig Briefe an bekannte Pfarrer, Untervögte u. a. über künftige, unter der Hand bewilligte Werbungen, damit ich unversehens mit ihnen den Rhein hinabfahren könne. Allein die Werbungen blieben stecken.

Ich that also wieder einen Versuch mein Weib zur Aussöhnung zu bereden und schrieb deswegen an Diakon Müller: allein da alles umsonst war, mußte ich von neuem meine Angelegenheit vor Rath bringen: Hierauf ward erkennt, daß mein Weib und ich ein Jahr lang zu Tisch und Beth geschieden seyn sollen; während dieser Zeit soll ich mich ausser Land aufhalten; dazu soll man mich kleiden und etwas Zehrgeld auf den Weg geben. Ich beschwerrte mich bey dem Bürgermeister Waser heftig über dieses Urteil; man ließ mir aber keine andere Wahl offen, als entweder fortzuziehn oder mich in den Spital zu begeben.

Dieses

Dieſes leztere zu rechtfertigen und durchzuſetzen, gab man vor, ich habe unzüchtige Gemeinſchaft mit der Dienſtmagd, in meinem Verhalt auf dem Rathhaus gepflogen, und habe den Grosweibel und ſein ganzes Haus mit meinen Offenbarungen angeſteckt; auch ward ich einer Unfug hinter dem Hof beſchuldigt, da ich mit dem Hafner Weyß und dem Becker Keller getruncken, und ſo ward befolen, mich im Spital zu verſorgen. Ich beklagte mich in einem ſcharfen Erinnerungsſchreiben an m. Gnädigen Herren und empfahl ihnen die Beyſpiele der heidniſchen Oberſten, Klaudius und Lyſias, und der Landvögten, Felix und Feſtus, Geſch. B. XXII. XXIV. XXV. wie auch die Ermahnung des Joſaphats 2. Chron. XIX. 6, 7. dadurch empörte ich die Räthe wieder mich, und die Inquiſitoren oder Nachgänger kündigten mir an, daß ich in den Spital verbannt worden. Ich ſchrieb eine ernſtliche Warnungsſchrift an Zürich, den 10. Chriſtmonat im J. 1666. Unterdeſſen ließ ich mich geduldig durch die Magd in den Spital begleiten. So bald ich daſelbſt ankam, merkte ich, wie es gemeint wäre, indem man mich in das Gemach der Blödſinnigen und Wahnwizigen führte,

Dieſes empfand ich ſo ſehr, daß ich mir vornahm, lieber in Lucern meinen Tod zu ſuchen, indem ich daſelbſt die Offenbarungen wieder den päpſtlichen Antichriſt auszubreiten geſinnt war. Zu Lucern empfahl ich der Obrigkeit in einem Schreiben die Unterſuchung der Kotterſchen, Poniatowſchen und Drabiziſchen Offenbarungen. Da man aber nicht die geringſte Acht darauf wendete, ſo begab ich mich wieder auf Zürich. Auf dem Albis traf ich unbekannterweiſe den Weibel von Knonau und ſeinen Sohn an; dieſelben begleiteten mich bis zum Sternen; daſelbſt ſagten ſie mir, ſie haben Befehl mich gefänglich auf das Rathhaus zu liefern, weil ich zu Riſſerſchweil gedraût habe, Lucern um Hilf anzuſprechen und feindlich in den Canton Zürich einzufallen. Ich antwortete, was ich wegen der Reiſe nach Lucern geredt habe, das ſey von mir bloß im Scherz und Schimpfsweiſe geſchehn; übrigens da ich freywillig in die Stadt zurückgehn wolle, ſo habe man keiner Gewalt nöthig.

Den 14. Jenner kamen die Verhör-Richter oder Nachgänger mit den Riſerſchweilſchen Klagen aufgezogen, und Hr. Jörg Heß warf mir etliche wenige

wenige Scherzreden mit einer Magd als einen Ehebruch und Nothzwang vor. Ich ward in den Thurn geworfen; daselbst hatte ich Gelegenheit einen Mitgefangenen auf den Tod vorzubereiten. Folgenden Tages kamen wiederum fünf Nachgänger zu mir. Man wiederholte allerlei Klagen, z. B. von Sachen, die schon vor zwanzig Jahren geschehn waren; meist beym Wein begangene Thorheiten; meine Gespräche, die ich vor zehn Jahren in der Kriegsgefangenschaft zu Zug geführt habe; die Unfugen beym weissen Haus und zu Rifferschweil. Ich sagte: An den leztern Unfugen habt ihr die gröste Schuld, weil Ihr mir zwey Jahre lang weder vor Rath noch vor Ehegericht zu Weib und Kindern, und zum Rechten helfen wollet. — Herr Heß beschwerrte sich besonders, daß ich ihn jüngst einen Gotteslästerer geheissen. Hierauf beharrte ich und sezte hinzu: Daß alle diejenigen sich der Gotteslästerung schuldig machen, welche, wie Ihr, göttliche Offenbarungen Teufelisch nennen. Man ließ mich in grimmiger Kälte 16. Tage sizen und kam nie kein Geistlicher zu mir. Ich foderte Papier und schrieb eine Bittschrift über die Worte aus den Sprüchen Salomons Cap. XVIII. 15. und sinate aus dem Kotter die zwey leiten Gesichter bey.

Hierauf ward am 30. Jenner 1667. erkennt, mich in das Gefängnis am Oedenbach zu führen und blos mit Waſſer und Brod zu unterhalten. Der Waysenvater hatte Mitleiden mit mir, und gab mir Fleiſch, Kraut, Salat und täglich ein Quart Wein. Bücher, Zeitungsblätter, Papier und Dinte, Beſuche von Freunden und Kindern, alles ward mir verweigert. — Einige Wochen nachher ertranck Dr. Hottinger mit drey Kindern. Nachts vorher ſah ich ihn todtblaß in einem Geſichte. Der Waiſenvater kam des Morgens zu mir und ſagte nur mit abgebrochenen Worten: Ach, Herr Doktor! — — Haltet inn, mein guter Mann, — ſprach ich, indem ich ihm in die Rede fiel: Ich habe den Dr. Hottinger vor zwey Jahren in ſeinem Landguth zu Sparenberg, vor einem Jahr auf ſeiner Studierſtube, vor ſieben Monaten auf dem Saal der Chorherren gewarnet und zu ihm geſagt: Herr Docktor, ich fürchte, Gott werde Sie ſtraffen, mit einem ſchnellen Tod ſtraffen wie den Büſterfeld, Eſron, Felin — wegen der hartnäkigen Wiederſtrebung der Offenbarungen — und nun fahret fort, Meiſter Altdorffer! — „ Er iſt leider geſtern mit „ drey Kindern und Jkr. Schneeberger in der

Limmat

„ Limmat ertrunken! „ O wie gerecht iſt Gott, rief ich aus; ich weiß, was Zürich und die Evangeliſche Kirche an dieſem Mann verloren haben; auſſer dem Zwiſt wegen der Offenbarungen war er ſonſten mein guter Freund, und ich beweinte ihn inniglich. Ich bat hernach Herrn Schedler zu mir zu kommen, und nahm Gelegenheit bey dem Tode des Dr. Hottingers mein Weib und meine Verwandten, Geiſtliche und Weltliche und die ganze Stadt zu warnen, daß man zu den Offenbarungen nicht länger Gotteslaſterlicher Weiſe wiederſtehn ſolle. Man hielt dieſen Todesfall für zufällig oder natürlich, und meine Warnungen bey dieſem Anlaß verlängerten meine Gefangenſchaft. Unterdeſſen ward der Proceß wegen der Offenbarungen beyſeite gelegt, und hingegen die Eheſache vor das Tribunal der Eherichter gewieſen. Mein Weib ward angehalten, ſich vor denſelben zu ſtellen. Am 1. Augſtm. holte mich ein Stadtknecht früh auf das Rathhaus, und Nachmittags hatte ich Verhör vor den Eherichtern. Ich begehrte einen Rechtſpruch zu ehlicher Vereinigung. — Man ſagte: Womit ich mich erhalten wolle? Es ſeyn bloß noch Mittel genug da zur Erziehung der Kinder. — Ich

habe ein Werck vor, dergleichen noch nie gesehn worden: Ich will die Abkunft der lateinischen und verwandten Sprachen ganz aus der teutschen herleiten, und auf einem leichten, gefälligen Weg die lateinische und andere Sprachen in halber Zeit lehren. — Die Sache ward vor den Rath gewiesen. In der Zwischenzeit ward mir wegen meiner kränklichen Leibesumständen erlaubt für einige Wochen nach Baden zu gehn, doch rieth man mir ernstlich, daselbst von meinen Offenbarungen zu schweigen. Dieses wollte ich nicht versprechen, und schickte von Baden aus ein Exemplar derselben nach Königsfelden nebst einem Warnungs-Schreiben an Schultheiß Tachselhofer, Räthe und Bürger der Stadt Bern. — Da ich aus den Zeitungen hörte, wie der König von Franckreich in Flandern eingedrungen, sagte ich zu etlichen Zürchern: Der König werde noch viel weiter um sich greiffen, laut der Offenbarung des Drabitz, und zeigte ihnen insonderheit das XCV. Gesicht aus dem Melisch. Diese Zürcher hatten noch vor meiner Zurückkunft das Rathhaus und die Stadt mit Klagen gegen mich erfüllet, daß ich allenthalben rebellisch gegen die Obrigkeit geredt, hizig die Offenbarungen ausgebreitet

breitet und bey alle dem mit den ſchlechteſten Dirnen Umgang gehabt habe Den 5. Weinmonat ward vor Rath erkennt, daß ich von meinem Weib ſolle geſcheiden, und auf Waſſer und Brodt in den Spital eingeſperrt werden. In einer Nacht, als ich ſchon daſelbſt gefangen war, erſchienen mir im Traum der Profeſſor Waſer, der Pfarrer Wirz, der oberſte Pfarrer und andere in Geſtalt groſſer, langer, dicker, zerberſtender und verfaulter Hechte, ſo daß ich allezeit morgens darauf zu meinen Wärtern ſagen konnte: Izt wird dieſer, izt jener Chorherr bald, bald ſterben! Es ſtarben auch alle vier in wenigen Monaten. — Den 14. Chriſtmonat ward mir in einem Geſichte befohlen, die Obrigkeit ſcharf zu ahnten und zu warnen und lag das VII. Cap Ezechiels offen vor mir. Dieſem göttlichen Befehl hätte ich mich gerne entzogen; unterdeſſen durch das XXXIII. Cap. Ezechiels ermuntert, ließ ich durch den Spittalmeiſter einen Abſagsbrief an die Chorherren und an die XIII. Zünfte abſchicken; in demſelben eignete ich die Drohungen Ezechiels C. VII. 2. — 8. auf das ganze Volk zu. Datirt den 16. Chriſtm. 1667. Ein anderes Schreiben ſandte ich an den

Rath

Rath der Zweyhunderten, und eines an die ganze Eidgenoßschaft. Was war wol die Würkung aller meiner Drohungen und Weissagungen? Man gab dem Spittalmeister strengen Befehl, die Löcher und Rizen meiner Thüre vernageln zu lassen und mir Papier und Dinte zu nemmen. Die Leisten zerschnitt ich und öffnete ein Loch, durch welches ich wieder auf eine wundersame Weise Papier und Dinte bekam. So ließ ich eine Abschrift obiger Sendschreiben an den Pfarrer Meyer von Schaffhausen gelangen, daß er sie im Druck den XIII. Kantons und zugewandten Orten möchte zukommen lassen. Auch legte ich einige Gesichter aus Steffen Melisch bey, welche ich mit Anmerkungen erläuterte.

Schon lange werden meine Zuhörer müde seyn, diesem selzamen Mann in seinen fanatischen Abentheuern zu folgen. Die ganze Samlung der Redingerschen Verhandlungen ist auf dem Büchersaal des Zürcherschen Karolinum zu finden; und wer darf bey Aufweisung solcher authentischen Thatsachen länger noch zweifeln, daß die Theologie nicht eben so wol als die Galanterie irrende Ritter gehabt habe und daß die Hudibras und

die

die Ritter de la Mancha nicht weit mehr nach der Natur gezeichnet seyn als man nicht glaubt.

Bey dem Redingerschen Tagebuch mußte es mich auf jedem Blatte befremden, daß der Mann nicht hie und da auffallend das Ungereimte in seinem Betragen bemerkt hat. Allein so ist es einmal das Schicksal des Menschen, daß er in die Grube fällt, wenn er sich mit den Blicken über die Wolcken verlieret. Lieber beobachtet und prüffet er alles, nur nicht sich selber, uneingedenck, daß die Selbstprüfung, die Prüfung der Geister die vornemmste Pflicht der Religion sey!

Laßts uns versuchen, unserm Redinger mehr Beobachtungsgeist und practische Seelenlehre zu geben; mit einem solchen Verkleinerungsglas von irgend einem wohlthätigen Genius versehn, was für Selbstgespräche würde er gerade bey dem Anfang seines schwermerischen Fiebers und bey jeder neuen Epoche angestellt haben?

Das siehst du doch, daß tumultuarisch dein Blut wallt! Nicht durch Wein und wollüstige Ausschweiffungen muß es noch mehr erhizt werden!

den! Hast du Zerstreuungen zur Besänftigung deines Feuers von nöthen, nicht in der Schencke oder im Umgang mit leichtfertigen Weibsleuten, vielmehr in dem Kreise sokratischer Freunde sollt du sie suchen, in einem Kreise, wo man den Ernst des Tiefsinns mit Scherzen und Einfällen herunter zu spannen gelernt hat. Sorgfältig wähl dir eine Berufsart, die dich in mannigfache Geschäfte zertheilt und von allzuraschen Unternemmungen zurück hält. Schon ist es für den aufbrausenden Jüngling gefährlich, dem Panier des Krieges zu folgen, und doppelt gefährlich, gleicherweise bald mit Speer und Schwerdt, bald mit der Bibel zu fechten! Unvermerkt wird dir Ruhe zur Last, und Tumult zur andern Natur! Angebohrne Heftigkeit macht dir den geringsten Fehlschlag unerträglich. Du verlorst deine Pfarre, empfingst nicht das Bürgerrecht, worauf du gezält hattest, sahst dich für eine Zeitlang deines Weibes und deiner Kinder beraubet! Das empört deinen Stolz! Anderstwo erwartest du Schuz gegen ein undanckbares Vaterland. Unglücklicher, daß du gerade in der Person des Komenius dich selber wieder, in ihm einen Mann fandest, der in seinen Chimären nicht weniger

als

als in seinen würklich grossen Eigenschaften mit dir nur allzu genau sympathisirte! Voll Bewunderung für seine Verdienste, wirst du unvermerkt zur Bewunderung seiner Grillen verführt. Hierinn bekräftigten dich die hysterischen Zufälle deines Weibes, welche du als göttliche Verzückungen ansahst. Traf zufällig eine Begebenheit mit den Vorhersagungen ein, gleich hieltest du dieses für eine Erfüllung der Weissagungen. Der Widerstand, anstatt deinen Eigensinn zu beügen, nährte denselben. Gefälligkeit und Nachsicht oder ein aufmerksames Ohr, das man dir leyhte, beredten dich, daß deine Traümereyen der Welt wichtig seyn, und so bekamen sie mehr Gewicht bey dir selber. Das immerwährende hin- und her Reisen, die abwechselnde und ausserordentliche Auftritte an fürstlichen Höfen, in dem Türkischen Lager, im Kreis der Verzückten, in den akademischen Versamlungen, in dunckeln Gefängnissen u. s. w. alles dieses mußte deine Phantasie noch mehr überspannen. Deine Verwandten thaten dir Einhalt. Durch Gewalt oder durch List machtest du ihre Bemühungen unnüz; wie war es möglich, o Mann Gottes, daß du dich zu den unwürdigsten Ränken erniedrigtest und ihren Er-

folg als eine wunderbare Leitung ansaheſt? Nicht doch — ſollteſt du gedacht haben, — der Himmel wird ſich nicht der Kunſtgriffe des Laſters zur Rettung der Tugend bedienen! Auch wenn wir perſönlich darunter leiden, ſo müſſen nichts deſto weniger der Ordnung wegen die Geſeze von uns verehrt werden! Welch ein Beyſpiel gab nicht in ſolchem Fall Sokrates, oder wenn du lieber willſt, Chriſtus ſelber? Wie niedrig, ſich der Rize und Spälte zu bedienen, um durch dieſelben Papier u. Dinte zu empfangen? Wie niedrig, unter der Hand ſich an Knechte und Mägde, oder ſchwache Frauensperſonen zu wenden, daß ſie um deine Befreyung bey dieſem oder jenem Groſſen ſich anmelden! Ahntete gleichwol der Apoſtel jene Heiligen nachdrücklich, die in die Häuſer ſchleichen, und die Weibſen gefangen führen! Und wenn man dich auſſer Stand ſezte, länger das Volk zu verwirren, anſtatt inner deinen vier Wänden zu dir ſelber zu kommen, tobte in deinem Buſen unaufhaltſam die Rache; nicht zu ſegnen, nur zu fluchen, ſtudirteſt du izo die Bibel; in dem Gefängniß aller Nahrung beraubt, nährte ſich nunmehr dein wollüſtiges Temperament mit Geſichtern und Träumen: Natürlich

Natürlich erschienen dir vermeinte Feinde in diesen oder jenen schwarzen Gestalten! Natürlich starben die einen oder die andern: allein wie unerwiesen, daß es auf deine prophetischen Vorahnungen geschehn sey? — Laß deine Folgerungen alle noch so richtig aus dem ersten Grundsatze herauslauffen: Anstatt diesen durch jene erhärten zu wollen, warum nahmst du ihn nicht vielmehr in ruhigen Zwischenpunckten wieder vor dich und prüftest ihn durch Vergleichung mit andern? Voll heilsamer Bestürzung würdest du gesehn haben, zu was für Ausschweifungen der Sterbliche verführt wird, der Gottes Willen vielmehr dem seinigen, als diesen dem Willen Gottes zu unterwerfen gesinnt ist?

Dieses Selbstgespräch könnten wir weitläuftig ausführen, wenn wir uns nicht darauf einschrenken wollten, dem Schwermer vielmehr einige Wincke zu geben als eine vollständige Kur vorzuschreiben. Folgende Aneckdote von Kleinjogg, wie er mir selber erzählt hat, scheint mir in dieser Absicht merkwürdig. Ich fragte den philosophischen Bauern, ob er zu allen Zeiten so gedacht habe, wie er von seinem sokratischen Ge-

ſchichtſchreiber vorgeſtellt wird? Hierüber gab er mir folgende Aufklärung.

„ Ich war ein vollblutiger Junge; Fleiſch und „ Geiſt immer im Streite, immer zwiſchen Welt „ und Himmel getheilt Das Temperament zog „ mich zur Sinnlichkeit, der Pfarrer zum Him„ mel. Der gab mir allerley fromme Büchel„ gen, und mich machte es ſo bange, daß mir in „ der weiten Welt zu eng ward, lief über Berg „ und Thal auſſer Odem wie ein Beſeßner. Län„ ger hielt ichs ſo nicht aus, warf die Bücher „ weg; fort mit den Grillen: Arbeitete aufm „ Felde vom Morgen bis Abends. Plözlich ging „ mir ein Licht auf; ward ruhig und heiter; „ unterm Tagwerck vergaß ich beydes, die pieti„ ſtiſchen und die wollüſtigen Grillen: „

So iſt Arbeit, ſonderlich bey einer entzündeten Imagination, oftmals ein kräftigeres Mittel gegen verliebte, heilige und andre Schwermereyen als ſelber die Andacht, ſonderlich wenn dieſe in ſchwülſtigen, metaphoriſchen, orientaliſchen Bildern über die Schranken des geſunden Verſtandes aufzubrauſen gewohnt iſt. Auch hat uns aus

Abſicht

Absicht der Himmel nicht bloß mit einer geistigen Seele, sondern zugleich mit einem Körper, mit Händen und Gliedmassen begabet! Wie unerträglich ist nicht jener geistliche Hochmuth, sich ihrer mechanischen Verrichtungen nur darum zu schämen, weil man sie mit den gemeinsten Menschenkindern, Handlangern und Taglöhnern gemein hat, während daß man schon in der Hülle des Fleisches sich anmaaßt ein Engel oder eine von den höhern Intelligenzen zu werden!

Freylich habe ich mehr als zu lange M. Z. durch das Register allerley fanatischer Ausschweifungen ermüdet: Immer könnte man mir indessen einwerfen, daß die eingeführten Beyspiele entweder aus vergangenen Zeitaltern oder doch aus dem niedrigsten Leben entlehnt seyn. Und so seh ich mich zur Ergänzung meiner Abhandlung genöthigt, einen Mann auf die Bühne zu führen, der noch heut zu Tage lebt und von welchem man hätte erwarten sollen, daß ihn eine vornehmere Erziehung und der Umgang mit der grossen Welt würden vor fanatischen Ausschweifungen verwahrt haben. Ich rede von dem Herrn B. von Salis aus Graubündten, einem Mann,

welcher nicht bloß wegen seiner Geburth und Bedienungen, sondern noch weit mehr wegen seiner grossen Kenntnissen u. edeln Gesinnungen auch in seinen Schwermereyen selbst alle Ehrfurcht verdienet. Hier ist der treue Auszug der Memorialien und Einlagen, die er im J. 1772. selbst herauszugeben beliebt hatte:

Ich bin mit meiner Gemahlin, sagt er, den 13. Weinmonat 1771. in Wien angekommen, und erst den 11. Augstmonat dieses laufenden Jahres aus dieser Residenzstandt wieder abgereißt. — Gleich nach der Rückkunft des Monarchen ließ ich ihm durch den Generalen Grafen von Nostitz folgendes Memorial überreichen:

„ Aller durchlauchtigster Kayser!

„ Wenn ein einziger aus Ew. Kayserl. Ma-
„ iestät Ministern das Regieren versteht wie ich,
„ oder fähig ist, eine Piece aufzusezen, wie mein
„ Regent ist; so schencken Ew. Kaiserl. Maje-
„ stät mir Allerhöchst Dero Huld nicht: Und
„ entziehn mir diese wieder, wenn ich durch mei-
„ ne Rathschläge Allerhöchstdenselben nicht we-
nigstens

„ nigſtens zehnmal ſo viel eintrage, als ich Al-
„ lerhöchſtdieſelben koſte ꝛc. ꝛc. „

Den 24. Wintermonat hatte ich Verhör beym Kayſer, der mir von meinem Regent redete. — Den 26. des gleichen Monats übergab ich, in den Kayſerlichen Vorzimmern, folgendes Memorial dem dienſthabenden Kammerherrn, welcher daſſelbe gleich in meiner Gegenwart dem Kaiſer herein trug:

„ Wenn Ew. Kaiſerl. Majeſtät, nachdem Al-
„ lerhöchſtdieſelben mich recht kennen, finden
„ werden, daß ein einziger Allerhöchſt Dero Mi-
„ niſter Ew. Kaiſerl. Majeſtät Huld ſo verdie-
„ net, als ich; ſo laſſen Ew. Kaiſerl. Maje-
„ ſtät mich, als einen Betrüger, aufhängen. „

Dieſem Memorial war ein Exemplar meiner Interceſſion auprès des Souverains beygefügt. Den 1. Chriſtm. erſchien ich wieder in den Kaiſerl. Vorzimmern; es hieß aber Se. Majeſtät wollen heute nicht mit mir reden.

Den 3. Chriſtm. übergab ich, in den Kaiſerl.

Vorzimmern, das Original Atteſtat, wie ich das Morbenner-Amt verwaltet, dem Grafen von Salm Reiferſcheid. Daſſelbe iſt in meinen **kleinen Schriften**, auf der 552. Seite, abgedruckt.

Den 6. Chriſtm. meldete mich der freundliche Cammerherr Baron von Rothenhan bey dem Kayſer, kam aber mit der Antwort zurück, der Monarch habe meiner nicht nöthig.

Den 10. Chriſtm. erſchien ich in den Vorzimmern der Kayſerinn Königinn. Allein der Baron von Hagen ſagte mir, er könne kein verſchloſſenes Schreiben eingeben. — Den 11. Chriſtm. ließ ich durch den Grafen von Nadasdy um ein Privat-Verhör anhalten. Man wieß mich an den Hofrath von Piſtrich. Dieſer übergab den 17. dieſes Monats der Kayſerinn in meinem Nammen folgendes Memorial.

„ So ſoll ich denn der Welt, der ich nicht
„ unbekannt bin, ſagen müſſen:

„ Maria Thereſia, dieſe ſo fromme, ſo wohl-
„ thätige

„ thätige, so gesegnete, unvergeßliche Kayserinn,
„ hat mich und meine Gemahlinn — mich, der
„ ich, ohne ihre Minister gering zu schäzen,
„ dieselben dennoch alle getrost ausfordern kann:
„ meine Gemahlinn, die das schönste, öffentliche,
„ unpartheyische, gedruckte Zeugniß hat; Uns,
„ die wir bis zu Ihr, bis in Ihre Residenz ge-
„ kommen, um Ihr unsere unterthänigsten Dien-
„ ste anzubeuten; Uns hat sie verschmäht: — Jo-
„ seph II. die Freude Teutschlands und aller Wol-
„ denckenden, hat mir, den die Unterthanen
„ seines Vaterlands segnen, dem seine Republick
„ das erwünschteste Attestat ertheilt, und den
„ verehrte Minister einen grossen Geist, einen
„ Mann von übergrossem Talente, nennen;
„ — mir hat dieser so gerühmte Monarch, statt
„ Proben der Gnade, auf welche ich das unum-
„ stößlichste Recht hatte, den Abschied gegeben? „

Den 10. Jenner kam meine Gemahlinn mit unserm dritten Sohne nieder, der den 19. Augstm. in Memmingen getauft worden.

Den 16. Jenner übersandte ich der Herzoginn Johanne Amalia von Teruca, gebohrner Fürstin

von Holstein Beck, die in Wien wohnet, ein Schreiben über den Tracktat von der christlichen Hofnung, und bat sie, mich an dem Hof zu empfehlen. In einer Apostille befand sich folgende Anekdote.

Une Salis a été honorée d'être demandée en mariage pour S. A. S. M. le Prince Charles Fréderic de Hollstein-Beck; mais cette personne de ma Famille est puis morte dans la fleur de son Age.

Den 17. Jenner kam ein Haus-Officier der Herzoginn mir zu melden, seine Fürstin lasse mir dancken; in dem gegenwärtigen Fall aber könne sie mir nicht behülflich seyn, weil sie die Kaiserinn selten sehe.

In dem so schönen Traité de l'Esperance steht: Par un Secret & un artifice de la Grace l'humilité ne rend pas les Ames pusillanimes ou défiantes, mais les rend même magnanimes, dit St. Bernard, & capables des plus grandes choses, sans que l'humilité diminue en rien la Magnanimité, ni la Magnanimité l'humilité, & qu'au contraire ces Vertus se fortifient l'une l'autre;

l'autre; en ſorte, que moins un homme préſume de ſes forces dans les moindres choſes, plus il preſume de celles de Dieu pour les plus grandes actions.

Den 19. Jenner überſandte ich dem Fürſten von Kaunitz ein Schreiben in Begleit meines Regenten, meiner Interceſſion auprés des Souverains und zwey an mich geſchriebener Briefe.

Den 27. Hornung wurde ich in dem Vorzimmer des Fürſten von Kaunitz ſehr wol empfangen; doch da ich eben in ſein Zimmer herein tretten ſollte, kam einer, mir zu ſagen, der Fürſt laſſe ſich entſchuldigen.

Den 1. Merz ſchrieb ich in das Exemplar meines Regent, ſo ich der Kayſerinn beſtimmt hatte, folgendes:

„ Ich habe bisher mein hier gebohrnes Söhn-
„ gen nicht tauffen laſſen. Hätte ich dieſe Hand-
„ lung von einem römiſch-catholiſchen Geiſtlichen
„ verrichten laſſen, ſo würde mein Kredit
„ bey denen Proteſtanten gelidten haben ꝛc. ꝛc. ꝛc.
„ Anbey war mein Glaube verſichert, mein Kind,

„ so ein rechtes Wunder ist, werde bey Leben
„ bleiben. ꝛc. ꝛc.

So sehr ich von einem Minister oder Hofbeamteten zum andern fortgewiesen wurde, so verlor ich den Muth doch nicht.

Der seelige Baron von Canstein schreibt, in einer Vorrede zur Bibel:

„ Es ist Gottes Weise, seine Verheissungen
„ reichlicher zu erfüllen, als die Worte derselben,
„ sie mögen auch so groß seyn, als sie wollen,
„ lauten. „

Der Docktor Reuß, königl. Dänischer Hofprediger, sagt in der zwoten Samlung seiner heil. Reden:

„ Wenn einer nur recht glauben könnte, so
„ könnte er alles machen. „

Die Allmacht ist des Glaubens Theil,
Der Glauben aller Menschen Heil.
Mein Gott giebt, was Er hat und ist,
Dem Glauben, und in Jesu Christ.

Da

Da der eigentliche Beichtvater der Kaiserinn, P. Kampmüller, ein Jesuit, nun sehr alt ist, so verrichtet der Abt der Dorothäer das Amt des kaiserl. königl. Gewissensrathes. Diesem nun übersandte ich, den 1. Aprill, folgendes Schreiben:

„ Je schweerer Ihre Majestät die Kaiserinn
„ Königinn, die an mir unmöglich etwas aus-
„ sezen können, als daß ich ein Protestant bin,
„ sich dadurch versündigen, daß Sie mir nicht
„ einmahl eine Audienz vergönnen: Desto ver-
„ pflichteter bin ich, bey dem allwissenden und
„ gerechten Richter der Lebendigen und der Tod-
„ ten, zu bezeugen und zu schwören, die Mo-
„ narchinn, mit der ich es so redlich meine,
„ werde nicht in den Himmel kommen, Sie be-
„ reue denn, oder ändere Ihr Betragen gegen
„ mich; und desto dringender fordere ich Ew.
„ Hochw. als derselben Gewissens-Rath, bey Ih-
„ rem Amte und Gewissen, bey Ihrer Treue ge-
„ gen Gott und die Monarchinn, bey Ihrer
„ Verantwortung und dem lezten Gerichte, auf,
„ die Monarchinn, mit allem möglichen Nach-
„ drucke, zu warnen.

„ Der

„ Der päbstliche Hof hat, noch unlängst, sel-
„ ber denen Protestanten einen Vereinigungs-
„ Vorschlag, aber einen sehr geheimen, gethan;
„ das geringste, so Protestanten begehren können,
„ um sich einem römisch-catholischen Zepter zu
„ unterwerfen, ist wol das in meiner allerehrer-
„ bietigsten Äüsserung Ausgedruckte. Wie ich,
„ als Repräsentant meiner Republick, catholische
„ Unterthanen behandelt, kann allenfalls der
„ Beichtvater im Salesianischen Kloster, der ein
„ frommer, catholischer Geistlicher ist, melden. „

In der diesem Schreiben beygefügten **allerehrerbietigsten Äusserung** steht unter anderm:

„ Da alle meine Schriften so lutherisch als
„ reformiert sind und ich anbey von denen be-
„ rühmtesten Lutheranern, einem Urlsperger,
„ einem Jerusalem, Cramer ꝛc. ꝛc., erwünschte
„ schriftliche Zeugnisse habe; so kan ich gewiß
„ Ihrer K. K. A. Majestät, in dieser Absicht,
„ vorzüglich dienen, weil ich mir ein vorzügli-
„ ches Zutrauen von allen Protestanten verspre-
„ chen darf. Meine Schriften haben auch be-

„ reits

„ reits von Catholicken Gutheiſſungen erhalten,
„ die mich nicht wenig ehren. Ich glaube alſo
„ in aller Abſicht der Mann zu ſeyn, der ſich
„ an dieſen Poſten ſchickt, und dieſes um ſo
„ mehr, da ich fromme Catholicken von Herzen
„ hochſchäze, und einen beſondern Trieb habe,
„ die Vereinigung der chriſtlichen Religionen zu
„ befördern. „

Den 9. Aprill hatte ich eine Unterredung mit dem Abte. Ich war kaum in ſein Zimmer getretten, ſo ſagte er, die catholiſche Religion geſtatte nicht, daß ihre Anhänger mit denen Proteſtanten communiciren. Ich wollte antworten, hatte aber kaum ein paar Worte vorgebracht, ſo trat ein Biſchof herein, der mich unterbrach, und bewog fortzugehn. Am nemmlichen Tag aber überſandte ich noch dem Abte ein Schreiben, worinn ſich unter anderm folgende Stellen befanden:

„ Pflichtmäſſig und feyerlich frage ich Ew.
„ Hochw. Ob eine Monarchinn ſich nicht ſchweer
„ verſündige, wenn Sie einen Mann, der je-
„ dermann ausfodern kann, an ſeiner Tüchtig-
„ keit,

„ keit, oder Aufführung was auszusezen, und „ welcher noch dazu seine Dienste Ihr anbeut, „ und von einer der ältesten Familien in Europa ist; wenn Sie einen solchen Mann, der „ auf besondere Huld und Achtung das unstreitigste Recht hat, wie einen Missethäter behandelt, und nicht einmahl vor sich läßt? Ich „ beharre also darauf, und bezeuge und schwöre „ neuerdingen: Der gerechte Richter der Lebendigen und der Todten wird und kan die Kayserinn nicht in den Himmel lassen, Sie bereue „ denn, oder ändere Ihr Betragen gegen mich. „ — Warnen nun Ew. Hochw. die Kaiserinn „ nicht mit möglichstem Nachdrucke, so werden „ Sie mit Ihr, Schuld tragen, und auch Ihre eigne Seele nicht erretten. „

Den 23. Aprill ließ mich der Abt zu sich kommen; allein ob er mich gleich mit Höflichkeit und Liebe empfing, so mußte ich doch ohne Erfolg weggehn.

Auf der 44. Seite werden einige Schriftstellen, z. B. Daniel VI. 23. III. 27. 28. Hebr. XI. 33. 34. angeführt und denselben folgendes Schluß-

gebeth

gebeth angehängt: Gieb mir, mein Erhörer, einen so mächtigen Glauben, der dich und dein Wort aufs festeste unbeweglichste halte! —

Meine Sehnsucht ist, o Herr, die Sehnsucht Deines eigenen Geistes in meinem Herzen. Du erhörst, indem Du mich erhörst, dich selber!

Den 30. Aprill übersandte ich dem Abte ein anders Schreiben, von folgendem Innhalt:

a.) Christus sagt selber, er habe in Israel, welches doch damahls allein die Kirche aus machte, nicht solchen Glauben gefunden, als bey dem heidnischen Hauptmann von Kapernaum — woraus denn erhellt, daß es nicht genug sey, von der wahren Kirche zu seyn, um besser zu seyn als andre Menschen und um Gott einen angenemmen Dienst leisten zu können.

b.) Je weniger eine Religion der andern die Hand beuth, desto mehr nimmt der Unglaube zu, von dem die catholische Geistlichkeit immer weit mehr zu besorgen hat als von protestantischen Gläubigen, die, so einträglich auch die englischen

und

und andre Beneficien ſind, gleichwol ſich nicht darüber aufhalten.

c.) Daß der Reichtum und die Anzahl der Geiſtlichkeit deſto mehr in die Augen fällt und Wiederwillen erweckt, je weniger Geld und Volck in einem Land iſt.

d.) Daß wer nicht nach Möglichkeit Gutes ſtiftet, ſich Verantwortung zuzieht. u. ſ. w.

Den 4. May ſchrieb ich dem Abte:

„ Bis wann glauben doch Ew. Hochw. eine „ Antwort zu haben? „

Derſelbe erwiederte mundlich, er habe vorgeſtern mein Memorial der Kaiſerinn eingegeben, um die Antwort aber werde ich den Herrn von Piſtrich angehen müſſen. Ich ſchrieb an dieſen. Er antwortete, er könne mir nichts anders ſagen, als was er mir ſchon geſagt habe.

„ Herr, mache mich zur feſten Stadt, zur „ eiſernen Saule, zur ehernen Mauer! Laß „ mich

„ mich mit Dir alles weit überwinden! Zeig „ auch an Deinem Knechte, daß dem Glauben „ gar alles möglich ist!

Am Vormittage des 20. May ließ der Abt mir sagen, ich möchte zu ihm kommen — er würde selber zu mir kommen, wenn ich nicht in einem Gasthof wär. — Nachdem ich denn zu ihm hingegangen, sagte er zu mir, ich habe eine spizige Feder; ich könne zu ihm kommen, wenn ich wolle, auch zum Speisen, aber die Briefe verbitte er sich; er habe ein gutes Gewissen und kenne die Pflichten eines Gewissensrathes; er zweifle an meiner Tüchtigkeit gar nicht, habe aber keine Ueberzeugung, daß die Kayserinn mir Unrecht thue. Ich halte ihn für einen gewissenlosen Menschen und Urtheile wieder die Liebe. Er sagte ferner, ich solle mich an die Minister wenden; er für sich könne in das Politische, oder in Commerz-Sachen nicht eingehen.

Den 21. May übersandte ich ihm meine **Apologie und Zeugniſſe**. — Auſſer meinem Attestat aus dem Vaterland bat ich ihn, dasjenige zu lesen, was von mir in der allge-

meinen deutschen Bibliotheck gesagt wird. Jedermann kan es lesen. „ Ein Republikaner, „ heißt es daselbst, welcher, so gerade zu, den „ Eigennuzen und die Vorurtheile seiner Mit„ bürger (wovon NB. zween Drittheile prote„ stantisch sind,) bekämpft, und die gerechte „ Sache ihrer Unterthanen (die NB. alle catho„ lisch sind,) so redlich vertheidigen darf, ist „ eine eben so seltene Erscheinung, als ein Schrift„ steller von dem ersten Range. „ -- Mein Regent ist von einem catholischen Geistlichen in Italien übersezt worden. — Die Art meiner Regierung hat mir, nach dem schriftlichen Zeugnisse eines Kardinals, bis in Rom Ehre gemacht. Der preussische Geheimerath, Freyherr von Pfeil, schreibt an einen seiner Freunde über meine Gedächtniß Rede: „ Ich habe nie keine schönere „ Art, Personalien zu schreiben, als die Sali„ sche, gesehn; in dem Verfasser steckt ein gros„ ser Geist u. s. w. „ Durch eine dritte Person wurde mir des verstorbenen Sardinischen Staats, Ministers, Grafen von Viry, Correspondenz angetragen, und so wol die Briefe dieses als andrer Staats-Minister gereichen mir zum Ruhme; selbst der von dem hiesigen Fürsten von

Kauniz

Kaunitz ist ein Zeugniß für mich, und wie der Dänische Premier Minister, Graf von Bernstorf, der mir allezeit eigenhändig geschrieben, mich angesehn, werden Sie aus Beylagen selber abnehmen.

Psalm CXVIII. 14. 15. 16. Philipp. IV. 13.

Sey, Herr, mein Gott, wie Henochs, Abrahams, Mosis, Josua, Davids, Salomons, Josephs, Hiskiä, Mardaihai, Nehemiä und Daniels! Breite durch deinen Knecht Licht, Leben und Seegen aus!

Den 3. Brachm. verfertigte ich die Verheissung des Wunsches unsers Herzens.

Den 5. Brachm. übersandte ich dem Abt das Memoire, so der Baron von Zurlauben den 2. May 1769. der königl. Akademie der Aufschriften vorgelesen, mit einem neuen dringenden Schreiben.

Den 9. Brachm. kam Herr Revio, Beichtvater im Salesianischen Kloster, zu mir, und sagte, der Abt bey den Dorothäern habe ihm aufgetragen, mir zu melden, wenn ich von dem

bewußten Ansuchen nicht abstehe, so könnte ich mir Uebels zuziehen. — Am folgenden Tage übersandte ich dem Hr. Mevio die Antwort für den Abten. Den 12. Brachm. erhielt ich sie von demselben uneröffnet zurück.

Ich munterte mich mit folgenden Schriftstellen auf: Joh. XIV. 6. XV. 7. 2. Chr. XXXII. 7. 1. Joh. IV. 4. Es. XXXIII. 24. 1. Joh. V. 4. Joh. XIV. 23. Matth. XXVIII. 18. Joh. XIV. 12.

Den 19. Brachm. übersandte ich dem Abte folgende Zuschrift.

„ Lebt kein Gott, herrscht kein Fürst der „ Könige auf Erden. (Offenb. I. 5.) daß ich „ mich fürchten soll? Ich, der ich das Wort „ vorgetragen habe, so Gott ist, (Joh. I. 1.) „ und die Wahrheit, die Jesus Christus ist. „ (Joh. XIV. 6.) Und mir erkühnt man sich „ zu drohen! Will die Monarchinn es mit dem „ Allmächtigen aufnemmen. — — Es zittere, „ wer keinen Gott hat! Es zittere, wer dem „ Allerhöchsten widerstehet! Es zittere, wer „ dem

„ dem Worte und der Wahrheit nicht gehorcht,
„ die Tugend- und Tüchtigkeit gering schäzt, und
„ den Richter der Lebendigen und der Todten in
„ einem seiner Jünger und Brüder (Matth.
„ XXV. 40. Gesch. IX. 5.) abweißt! „

Psalm XXVII. 1. Joh. XV. 7. Ps. CXLV. 19. Psalm XXXVII. 4. Col. I. 16. 17. Hebr. IV. 19. Ephes. VI. 17. Marc. IX. 23. Es. XLI. 2. XLIX. 23. LI. 13. 14. Dan. III. 29.

Il faut, steht im schönen Traité de l'Esperance, que notre Esperance ne s'etonne, ne se trouble & ne s'effraie de rien. — Es. LI. 9. 11. LXVI. 14. Spr. XXI. 26. 30. Luc. XVII. 6. Esaj. IX. 6. VIII. 9. 10. Ps. XVIII. 30. 39.

Es haben nicht nur die Apostel Wunder gethan; sondern du hast, o Herr, die Kraft, Wunder zu thun, auch denen siebenzig Jüngern (Luc. X. 9.) dem Stephanus (Gesch. VI. 8.) ja allen denen, die da glauben (Marc. XVI. 17. 18. Joh. XIV. 12. Marc. IX. 23.) gegeben; und auch der Wunderthäter Elias war ja ein Mensch wie wir. (Jac. V. 17.)

Den 6. Heum. Da ich also um die Kraft Wunder zu thun gebeten, übersandte ich dem Abt eine schriftliche Androhung, daß er verstummen, und daß die Kaiserinn, die mich nicht einmal des Anschauens hat würdigen wollen, erblinden werde.

Den 22. Heum. übersandte ich noch von Wien aus einem meiner Freunde die wichtigsten meiner Memoriale, mit dem Ansuchen, er möchte selbige Drucken lassen.

Den 23. Heum. vernahm ich erzählungsweise, der Statthalter, Graf von Seilern habe längst schon Befehl gehabt, mir von Wien weg zu gebiethen.

Den 11. Augstm. reißte ich, mit denen Meinigen, bey hellem Tage, mit Extra-Post, von Wien ab.

Der Herr Decan Stächeli schreibt.

„Die Erhörung ist fester als Himmel und „ Erde. ꝛc. ꝛc. Die Kennzeichen der Erhörung „ zeigen sich schon vor dem Gebete, wenn uns

„ ein

„ ein ſtarcker Ernſt iſt, und wir Jeſum Chri-
„ ſtum dazu brauchen. „ ꝛc. ꝛc.

Der Herr von Bogatzky ſchreibt:

„ Mein Bitten iſt lauter Nemmen.

Bereits im Merzen 1771. hatte ich ein Gebet und eine Glaubens-Bezeugung aufgeſezt, worinn ſich folgende Stellen befinden:

„ Wahrlich, wahrlich, wahrlich, dir und
„ dem Glaube iſt und bleibt kein Ding unmög-
„ lich! Und wer nicht erhält, was er bittet,
„ der bleibt nicht deswegen unerhört, weil die-
„ jenigen, durch welche und für welche die gröſ-
„ ten Wunder geſchahn, nicht Menſchen waren,
„ wie wir; ſondern darum, weil er nicht glaubt,
„ und nicht glauben kan, weil er deinen Willen,
„ o Herr, nicht in Treuen thut. u. ſ. w. „

Den 9. Herbſtm. erhielt ich die Antwort eines Freundes, den ich erſucht hatte, meine Memorialien und Einlagen drucken zu laſſen. Der Hauptinnhalt dieſes Schreibens erhellt aus meiner Antwort auf daſſelbe, die folgende iſt, und ich den 10. Herbſtm. von Chur aus verſandte.

» Ich fühlte einen ganz besondern Gewissens-
» drang, der Wahrheit zu gut, nach Wien zu
» ziehn. Ich zog würklich hin; und es erfolgte
» aus meinem Aufenthalte daselbst, was Ew....
» gelesen haben. So wenig ich habe unterlassen
» können, nach Wien zu reisen; so wenig konn-
» te ich nachher umhin, mich einzulassen, wie
» ich mich eingelassen habe. Je mehr ich aber
» hierinn meinem Gewissen gefolgt habe; je au-
» genscheinlicher und wunderbarer ich beschüzt
» worden bin; je weniger der Herr Abt Beich-
» vater, alles Beystandes ungeachtet, sich ge-
» traut hat, sich mit mir einzulassen; je mehr
» ich, in Wien, Glauben und Gnade des Ge-
» bets erhalten habe; und je weniger ich, ohne
» Verlezung des Gewissens, anders hätte han-
» deln oder schreiben können, als ich gehandelt
» und geschrieben habe: Desto getroster bin ich,
» und desto seegensvoller wird das Ew....
» Uebersandte seyn. Die Wahrheit und der Glau-
» be haben gesiegt, denn ich, der ich in Gefahr
» stuhnde, beym Kopf genommen zu werden,
» bin frey geblieben, und der Wahrheit konnte
» man nichts mehr entgegen sezen. Warum
» sollte nun ein solcher Triumph der Wahrheit
» und des Glaubens verheimlichet werden? »

Meinen

Meinen Zuhörern überlasse ich es, ihre eigenen Betrachtungen über diese Geschichte walten zu lassen. Nur eine einzige Anmerkung soll mir erlaubt seyn: So sehr ich nämmlich die Mäßigung und Toleranz eines römisch-catholischen Hofes und die Nachsicht eines Wienerscher Beichtvaters verehre und bewundere, so sehr werde ich durch das Beyspiel des bedaurenswehrten Herrn von Salis in meiner Ueberzeugung bestärkt, daß Duldung und Nachgeben meistens den Schwermer in seinem geistlichen Stolze mehr aufblähen als zur Vernunft zurückbringen.

Zeit wär es, daß ich der Ordnung nach Heilmittel gegen dieses fanatische Fieber vorschreiben sollte: Freylich habe ich seine fürchterlichen Symptomen alle, alle die Unruhen, die Gefahren, den Ruin und das Verderben in dem Hauswesen, in dem Staate, in der Kirche, nicht in ihrem ganzen Umfang beschrieben, welche diese Krankheit der Seele begleiten: Auch ist mir gar nicht verborgen, daß viele selbst tugendhafte und aufgeklärte Leute dafür halten, daß ich gegen den Fanaticismus auf eine fanatische Weise loos ziehe: Gerne möcht'ich indessen solche Sachwalter der

Schwermerei fragen: Ob ihnen nicht bange seyn würde, einen solchen Schwermer zum Freund, zum Gatten, zum Sohn, zum Vater, zum Regenten, zum Lehrer, zum Untergebenen zu haben. Und wenn allemal unter einem fanatischen Volke die erlauchtesten Männer als Freygeister verfolgt worden, wie sehr muß nicht der herrschende Aberglaube den Fortgang der Kenntnisse aufhalten, und wie selten werden sich nicht die Anaxagoras, Diagoras, Sokrates, Perickles, Aristoteles, Galilät, Bakons, Locken, Leibnitzen, Wolfen, Montesquieu finden, welche, mit Gefahr des Glückes, der Ehre, des Lebens selber, die Fackel der Wahrheit in die nächtlichen Hölen der Unwissenheit und der Schwermerey hineintragen? So muß sich nothwendig mit dem Aberglauben der geistliche und der politische Despotismus fortpflanzen? Ich dächte also, Danck würde der Arzt dieser unnatürlichen Ausschweifungen verdienen. — In dieser Rücksicht kan ich Stinstra's Warnung und Türretins Verwahrungsmittel gegen den Fanatismus nicht genugsam empfehlen. Man erlaube nur, daß ich bey der Gefahr einer solchen Seuche nachfolgende moralische Diät vorschreibe:

I. Man

I. Man hüte ſich alſo ſorgfältig, Vernunft und Religion nicht von einander zu trennen. Die eine iſt nicht weniger als die andere eine Gabe des Himmels; jene iſt eine natürliche Offenbarung, gleichwie die Offenbarung eine durch göttliche Einſichten erhöhte und erweiterte Vernunft iſt. Mit Nachdruck empfiehlt uns der Apoſtel auch bey religiöſen Unterſuchungen den Gebrauch des Verſtandes. 1. Cor. XIV. 20. 1. Cor. X. 15. 1. Theſſ. V. 21. Bey allem, was wir leſen oder hören, ſollten wir uns ſelber wie Philippus den Kämmerling fragen: Verſtehſt du auch, was du lieſeſt, was du hörſt oder ſageſt? Nach Logiſchen und hermeneutiſchen Grundſätzen ſollten wir kein Wort, keinen Ausdruck ohne einen beſtimmten Begriff durchwiſchen laſſen; keinen Schluß oder keine Folgerung zugeben, die nicht richtig und nothwendig aus geprüften Grundſätzen herausfallen, und ſonderheitlich niemahls zum Schweeren oder Verwikelten fortſchreiten, bis wir das Einfachere und Leichtere klar und deutlich begreifen. Unterdeſſen wenn wir ſo die Anwendung des Verſtandes empfehlen, ſo begreift man leicht, daß wir darunter keinesweges verſtiegene und luftige Betrachtungen verſtehen. Vielmehr

mehr sollten wir gerade und einfaltig seyn, wie Gott uns erschaffen; alsdenn werden wir alle Spitzfündigkeiten, eitele Distinktionen, verwegne Nachforschungen vermeiden. Wer zu viel Honig isset, das ist nicht gut, sagt Salomon. (*) Und wer schweer Ding forschet, dem wirds zu schweer. Ein Mann, der seinen Geist nicht halten kan, ist wie eine offene Stadt ohne Mauren. So befiehlt Paulus, (**) daß man nicht acht habe der Fragen, die keine Besserung zu Gott würken. Denn die Hauptsumme des Gebottes ist Liebe aus reinem Herzen und gutem Gewissen und ungefärbtem Glauben. Welcher haben etliche gefehlt, und sind umgekehrt zu unnützem Geschwätz; wollen der Schrift Meister seyn und verstehen nicht, was sie saacn. — So jemand nicht bleibet bey der Lehre der Gottseligkeit, der ist dünster und weiß nichts, und härmt sich ab in Fragen und Wortkriegen, aus welchen entspringt Neid, Hader, Lästerung, böser Argwohn, Schulgezänckе solcher Menschen, die verwirrte Sinnen haben und der Wahrheit beraubt sind, die da meinen,

(*) Sprüchw. XXV. 27. 28.
(**) 1. Tim. I. 4.

meinen, Gottſeeligkeit ſey ein Wortkram oder Gewerbe. Solcher entſchlage dich! (*) — Ueberhaupt iſt dem Menſchen die Religion zum Leuchter auf ſeinen Wegen, nicht zur ſpizfündigen Unterſuchung der Lichtſtralen und Beſtandtheile dieſer Fakel gegeben. Wenn der Feldherr ſeinen Truppen oder die Obrigkeit ihren Unterthanen etwas gebiethen, welcher Soldat, welcher Unterthan wird ſeine Schuldigkeit beſſer beobachten, derjenige, der bey dem einfältigen Sinn der Geſezes ſtill ſteht und im Vertrauen auf die Güte deſſelben und auf die Weisheit des Befehlshabers folg leiſtet, oder ein anderer, der mit läppiſchem Stolze den Sinn des Befehles verdreht, die verborgenen Abſichten des Feldherrn ausſpäht, der Ausdruck und die Worte deſſelben dem Geiſt der Gebothe zuwieder erkläret und anſtatt zu gehorſamen, lieber ſein Geheimer Rath ſeyn und in das Kabinet deſſelben hineindringen wollte? Zu dieſer Art gehören unter den Streitern Chriſti und unter den Unterthanen Gottes diejenige, welche weiſer als die Weisheit ſeyn wollen, welche der Uebung der Tugend und Gottſeeligkeit die Erforſchung der Geheimniſſe, der Geſichter, der Offenbarungen

(*) 1. Tim. 6. 4. 2. Tim. 2. 23. Tit. 3. 9.

barungen vorziehn oder wol gar selber Träume träumen, Gesichter sehn und Wunder thun wollen.

II. Vor solchen Ausschweiffungen wird man sich am sichersten verwahren, wenn man sich, so wie überhaupt, also auch besonders in Absicht auf religiose Gesinnungen, nicht vom Temperamente, von der Laune, von fremden Aussprüchen, von flüchtigen Eindrücken hinreissen läßt, sondern nichts ohne vernünftige Ueberlegung annimmt. Nicht dasjenige ist wahr, was gefällt, sondern gefallen muß uns, was wahr ist. Was die Vernunft — nicht was die Sinnen, die Leidenschaften, die Einbildungen gut heissen, das allein sollen wir für würcklich gut ansehn.

III. Und warum sollten wir auch so geschäftig (*) neuen Erscheinungen, Offenbarungen und Wundern gleichsam auf die Spur gehen. Haben wir nicht Moses und die Propheten? Hören wir diese nicht, so werden wir auch dennzumal nicht hören, wenn ein Todter auferstehn und uns lehren

(*) 5. Mos. XIII. 1.

ren würde. Die ihr Stunden und Nächte lang auf den Knien und mit gefaltenen Händen ein neues Licht vom Himmel oder eine Erscheinung aus dem Grabe erwartet, ergreifet doch noch einmal die Bibel, und alsdenn sagt uns: Kan auch ein Engel Euch ein besseres Evangelium predigen als dasjenige, das Euch gepredigt worden? Liebe, Liebe gegen Gott und die Menschen ist des Gesezes Erfüllung: Was kan es uns kümmern, ob Wunder und Zeichen und Erscheinungen geschehn? Sollten wir auch ohne sie nicht Beweggründe genug haben, gute Menschen, rechtschafne Bürger, fromme Anbetter Gottes zu bleiben? Und wenn auch Erscheinungen geschehn, was anders, was sonst denn sollen wir werden. Schrenckt Euch also darauf ein, Menschen zu seyn; auch ohne euer Zuthun wird Gott den Lauf der Dinge entweder ändern oder erhalten! Hütet Euch, daß der Herr Euch nicht umkommen lasse, wenn Ihr der Bundeslade zu sehr nahet oder verwegen in sein Heiligtum hineindringt. Ihr möchtet zu schwach seyn, den Vorhang der Zukunft zu zerreissen und das Triebwerck der Schöpfung zu leiten!

IV. Sorgfältig müssen wir alles vermeiden, wodurch das Blut erhizt, das Gehirn verwirrt und Schwermuth oder Melancholey erweckt werden. Allzustarcke Anstrengung des Geistes, einsames Mönchsleben, anhaltendes Fasten, langes Wachen, Erschöpfung der Lebensgeister, hartnäkigte Abgezogenheit der Sinnen — seht da die Ursachen, welche nicht selten die sichtbare Welt um uns her vernichten und uns in einen Wirbel von Gesichtern und Einbildungen hineinwerfen! Man darf nur Tissots Schrift von der Gesundheit der Gelehrten nachlesen, und man wird Beyspiele genug finden, wie grausam die Rache der Natur ist, wenn ihre Kräfte zu sehr gespannt werden. — Ein ernster, stoischer Weltweise war Seneka, gleichwol hielt er es seiner nicht unwürdig, Zerstreuungen, Scherze, Spiele, Spaziergänge, gute Gesellschaft, Gastmäler und so gar kleine Ausschweifungen als eine Erholung nach allzutiefsinnigen Betrachtungen anzurathen. (*)

V. Unterdessen können wir nicht laügnen, daß die

(*) Seneka de Tranquilit. Anim.

die Ausschweifungen in den sinnlichen Vergnügen eben so sehr als eine gezwungene Enthaltsamkeit die Imagination durch fanatische Einbildungen zu verwirren im stand sind. Die moralische Harmonie unsrer Neigungen wird am geschicktesten alle trüben Wolken der Schwermuth vertreiben, da hingegen das Bewußtseyn unordentlicher Leidenschaften uns mit den Schrecken des Fanaticismus erfüllet. (*) Wie leicht wird man nicht alsdenn verführet, durch schwermerische Empfindungen und abergläubische Gebräuche seine Verbrechen zu büssen? Daher ist es nicht selten, daß ein Libertiner zum Heiligen und eine Buhlschwester zur Bettschwester werden; während daß man niemals heiterer an Gott und an die Ewigkeit denckt, als wenn man keine Ursache hat, sich Vorwürfe zu machen. Vermittelst der Moralität unsers Wandels werden wir nicht nur uns selber vor dem ansteckenden Uebel des Fanaticismus verwahren, sondern auch um uns her sein fürchterliches Dunkel durch das Licht unsrer gefälligen Tugenden vertreiben.

(*) S. Freinds Abhandlung über die Nerven-Kranckheiten.

VI. Sonderheitlich müssen wir auf unserer Huth seyn, daß wir nicht durch den Zauber einer fanatischen Lektüre oder Unterhaltung verblendt werden. Wenn sich die Schwermer damit begnügten, nur schlechtweg ihre Ideen vorzulegen und in ruhigem Ton ihre Gründe zusagen — wahrlich, keine Art Unterhaltung oder Lektüre würde weniger gefährlich seyn! Allein sie reden und schreiben weit weniger für den Verstand als für die Sinnen und die Einbildungskraft. Was für Emphase! Welche Declamation! Lauter Hyperbole im Ausdruck und convulsivische Bewegung in der Gebehrde! Kein gesezter Gang in der Rede! Immer hohe Schwünge, schnelle Ellipsen, erschütternde Ausrufungen, überspannte Bilder und Figuren; Funckelnde Augen, entflammte Gesichtszüge, ein pathetischer Ton der Stimme, eine unruhige Bewegung des Körpers! Unmöglich werden schwache Köpfe einem solchen theatralischen Eindruck zu wiederstehen im stand seyn. Hiebey hat man auf zwey Sachen sorgfältig zu sehen:

a. Erstlich muß man die selzamen Meinungen der Schwermer nicht mit demjenigen vermischen, worinn sie sonst mit andern vernünftigen Menschen

ſchen gleich dencken. Bisweilen können ſie nüzliche Wahrheiten ſagen, und nur gar zuleicht laſſen ſie unter denſelben bey nahe unmerklich ihre beſondern Grillen und Traümereyen einſchleichen. — Indem wir willig aus der einen Hand den Becher des Heils nemmen, müſſen wir zuſehn, daß uns dieſe Schwermer nicht mit der andern den Giftbecher aufdringen.

Habet certa Melancholiæ ſpecies, ſagt Jo. Gerdeſius in ſeinem ſchediaſmate de Enthuſiaſmo C. II. Sect. I. hoc ſibi peculiare, ut homo in una aliqua re deliret, in reliquis judicium ſatis conſtans poſſideat. Hinc videmus Enthuſiaſtas interdum pie & conſentanee, facunde ornateque loqui, judicio circa politica, practica, œconomica perquam conſiſtente pollere, ut multi hunc exteriorem Facultatum Ornatum videntes fidem illis in rebus etiam ineptis adhibeant; quantum vero ad hoc unum, quod ſe immediate à Deo inſpiratos credunt, quod nonnulli eorum profeſſi ſunt, ſe eſſe Paracletum, Angelum é cælo miſſum &c. &c. hoc certe in iſtis hominibus æque verum, ſed longe deterius delirium eſt, quam ſi quis ſe ipſum Taurum Gallumve eſſe imaginetur. —

b. Demnach muß man das, was sie reden und schreiben, genau von der Art und Weise absönderm, womit sie es zu thun pflegen. Um ihre Lehrsäze richtig zu prüfen, muß man dieselben in ihrer nackten Gestalt, ihrer orientalischen und deklamatorischen Einkleidung beraubet, darstellen.

VII. Endlich muß man auch seinen Fürwiz und seine Neubegierde, man muß die Neigung zum Wunderbaren und überhaupt alle diejenigen Leidenschaften mässigen, wodurch die Hofnung der Weissagungen, der Wunder und der Offenbarungen genährt wird. Ein gemeines, aber wahres Sprüchwort ist es: Was man wünscht, das hoft man; was man hoffet, das sieht man! Strebet nach der Liebe, sagt der weise Paulus, (*) befleissigt Euch der geistlichen Gaben; am meisten aber — nicht daß Ihr Wunder thun, mit fremden Sprachen reden und Träume träumen möget, — sondern daß Ihr weissaget, d. i. die Vorschriften der Wahrheit deutlich erkläret und auf die Verbesserung der Menschen anwendet.

Wir

(*) 1. Cor. XIV. 1. 3. vergl. mit 1. Cor. XIII. 1. f. 2. Thess. 2. 10. 11. 12.

Wir haben bisher gezeigt, wie man der Schwermerey vorbeugen könne: Immer ist es auch leichter, der Kranckheit zuvorzukommen, als dieselbe, wenn sie einmal einwurzelt, vertreiben. Und hier scheinen die politischen Aerzte nöthig zu haben, daß sie beyde Extreme gleicher weise vermeiden; eine allzugrosse Gelindigkeit verursacht Stolz und Ungebundenheit: Eine allzustrenge Zurechtweisung empöret und pflanzt gefährliche Märtyrer. Ich habe nicht nöthig, M. H. an den Enthusiasmus der Hugenoten in Franckreich, welche durch Verfolgung nur desto mehr erhizt wurden, zu erinneren: Auch in unsern Zeiten und in dem benachbarten Grau-Bündten, ja so gar in dem Schooß unsers eigenen Landes finden wir Beyspiele, was für einer philosophischen Behutsamkeit es von seiten der Regierung bedarf, wenn man den Funcken auslöschen und einem allgemeinen Brand zuvorkommen will. Hier ist es, wo man behaupten kan, daß zwischen zwey entsezlichen Uebeln, der Atheisterey und dem Fanaticismus, jene vielleicht weit weniger gefährlich sey als dieser; jene nämmlich scheint ihrer Natur nach kaltblüniger und also weniger epidemisch: jene verbirgt sich immer aus Ehrfurcht für offent-

liche Ruhe und Ordnung, für Macht und Geſeze: Dieſer hingegen beut dem weltlichen Arm trotz, ſo lang er ſich von einem göttlichen Arm unterſtüzt glaubt. Wahr iſt es indeſſen, wie Johann Jortin in ſeinen Anmerkungen zur Kirchengeſchichte (Tom II. ſ. 278.) wol ſagt, „ daß eine Seckte von Schwermern ſelten ſich „ weiter als über das zweyte Geſchlecht erſtreckt „ wie unter den Thieren der Mauleſel, deſſen „ Vater ein Eſel iſt und keine Nachkommen hin„ terläßt. „ Hierinne iſt die Schwermerey ſehr von dem Aberglauben verſchieden. Dieſer ſchleicht ſich nach und nach ein, iſt furchtſam, zahm und unterwürfig, bis ſeine Prieſter durch Zänkereyen die Geſellſchaft zerſtören. Wie unvermerkt breitete ſich nicht z. B. die römiſche Hierarchie aus? Weiß man doch, wie grauſam ſie nachher Europa durch manches Jahrhundert erſchütterte! Auf der andern Seite hingegen ſah man die fürchterlichſten Schwermer zu Indifferentiſten und Freydenckern werden. Ein Bogen, der allzuſehr geſpannt iſt, muß brechen. Das Feuer des Enthuſiaſmus erlöſcht, ſo bald niemand mehr da iſt, der daſſelbe zu nähren im ſtande ſeyn könnte. Wie aber? Und darum

ſollte

sollte man ruhig der ausathmenden Wuth zusehn, während daß die Flammen alles verwüsten? Noch einmal — fürchterlich ist ein Haufen von Schwermern, und wie leicht wird er sich mit h. Schwerdtern bewaffnen? Welcher kaltblütige Philosophe, welcher noch so angesehene Beherrscher des Volkes wird es denn wagen, mit der gesezten Stimme der Weisheit dem Ungewitter und Sturm zu gebiethen? So schlau und bedächtlich der Unglaube, so zaghaft der Aberglauben seyn mag, so kühn wird der Fanaticismus den Nacken erheben. Der Schwermer, von hohen Einbildungen, übermenschlichen Hofnungen, stolzer Selbstsucht beseelet, heiligt sich selber, wird der Verlobte der Gottheit und schwingt sich weit über alle kirchlichen oder politischen Formalitäten. Eben daher bemerkt man, daß gleichwie der Aberglaube mit dem priesterlichen zugleich das weltliche Joch trägt, die Schwärmerey hingegen gerne das eine wie das andere vom Hals wirft. Nach der Beobachtung des Hüme (*) haben in Engeland alle Sectirer, die wegen der Schwermerei verdächtig waren, immer gegen den Hof die Par-

(*) S. seine Versuche T. IV. nach der teutschen Ausgabe. S. 136.

ihrer der Freyheit ergriffen. Und warum sollte die Enthusiasterey, auf eine starke Lebhaftigkeit und hochmüthige Verwegenheit des Caracters gegründet, nicht auch die alleraüsserſten Entschlüsse und Unternemmungen in dem Staate eben so wol als in der Kirche erzeugen. Freylich giebt es auch Fanaticker, welche in Ruhe und Frieden leben wie z. B. die Quäcker in Engeland und Holand; unterdessen kan die gleiche Schwermerey, welche die einen zu sanften Lämmern macht, die andern zu Tigern umschaffen. Der Anabaptisten in Deutschland, der Camisaren in Franckreich, der Inspirirten in Holand, der Levellers und Covenanters in Großbritannien und andrer will ich nicht weiter erwähnen. Nur erinnere man sich, was erst noch im J. 1723. in unsrer Nachbarschaft in dem Kanton Bern geschehn ist. Ein Einwohner aus dem Wattland, der immer regelmässig gelebt und viel Frömigkeit gezeigt hatte, nur daß er in einigen Puncten ein wenig fanatisch gewesen, dieser Mann (*) ließ sichs unvermuthet in den Sinn kommen, das Wattland in Aufruhr zu sezen. In der Einbildung, daß

(*) Tavel.

daß Gott selber ihn dazu auffodere, begab er sich mit 400. bewaffneten Leuten in eine der ersten Städte des Landes und nur die Treu derselben gegen die Obrigkeit vermochte den Bürgerkrieg zu verhindern, den der Fanaticismus angefacht hatte.

Eine weise Regierung wird also immer die Schwermerey im Keim unterdrücken: Hat sie einmal zu tief eingewurzelt, so scheint es schwer den giftigen Baum aus dem Boden zu reissen, ohne daß er diejenigen, welche dieses zu thun wagen unterm Einsturz begrabe. Laßt uns sehn, was etwann auch in solchem verzweifelten Fall zu thun wär:

I. Die Menschenliebe empfiehlt uns immer die gelindesten Heilmittel. Ueberhaupt scheint schon vieles gewonnen, wenn man den Schwermern, weder in ihren eigenen, noch in den Augen des Publikums ein allzugrosses Gewicht giebt. Von selber wird das Geschrei des Marktschreyers auf der Bühne, des Bettlers an der Thüre, des Kindes im Gängelwagen aufhören, wenn ihm niemand das Ohr leyht. Gesezt indessen, daß

Verachtung und Gleichgültigkeit das Gelärm nicht zu dämpfen vermögen, so mag man, meines Erachtens, mit Erfolg in Schriften und Predigten vorstellen, was für ein verabscheuenswürdiges Verbrechen es seyn müsse, die Stimme Gottes nachzuäffen und mit menschlichen Grillen und Chimären als Ausflüssen des göttlichen Verstandes zu pralen. Am schweersten scheinen diejenigen zu heilen, welche wegen kränkelnden Leibes oder wegen Schwäche des Kopfes in solche fanatische Fieber gerathen; gleichwol wird man sich auch in solchem Fall der ruhigern Zwischenräume bedienen, um aus Grundsätzen, welche die Schwermer mit uns gemein haben, das Ungereimte in ihren Meinungen auffallend zu zeigen, übrigens wird man sie am besten der Vorsorge des Arzts überlassen.

II. Anstatt der theologischen Konferenzen, Synoden, Kirchenversamlungen hätte ich beynahe Lust in gewissen Fällen das Lachen oder die Satyre zu empfehlen.

— — — — — Ridiculum acri
Fortius & melius magnas plerumque secat res.

Dieses

Dieſes Rediculum Secans oder die Schneide des Spottes ſcheint zwar vielen eben ſo ſehr ein Gewehr oder Werkzeug der Intoleranz als Feſſel und Peitſchen. Unter den Pfeilen der Satyre, ſagt man, iſt eben ſo ſchmerzhaft als unter dem Schwerdt fallen! Ob Gott will, iſt nichts deſto weniger der Unterſcheid auffallend! In Ketten, in Gefängniſſen oder wol gar auf dem Scheiterhaufen, wo bleibt mir länger das Recht der Selbſtwehr oder die Freyheit mich zu vertheidigen? Der Satyricker hingegen raubt mir die Gewalt nicht, entweder hinwieder zu lachen, oder wenn mir dieſer Talent verſagt iſt, mit aller logiſchen Strenge ſeine Einfälle zu prüfen. Intolerant würd ich denn ſelbſt ſeyn, wenn ich andern verbiethen wollte über etwas zu lachen, was ſie in einem lächerlichen Geſichtspunckt erblicken. Unerträgliche Selbſtſucht! Mir erlaub ich auf der Bühne jede Role zu ſpielen, und in dem Parterre ſoll niemand zu ziſchen erlaubt ſeyn! In dem einzigen Fall, wo der Spott ſich an meiner moraliſchen oder bürgerlichen Ehre vergreifft, wo er mich in meinem Beruf oder Amt hintert, wo er mir Fehler vorwirft, die vor den Tribunal des weltlichen Richters gehören, in

solchem Fall allein usurpirt der Spötter eine fremde Gerichtsbarkeit und ich kann, ich muß ihn als einen Verfolger oder Ankläger vor den politischen Tribunal ziehn. In jedem andern Fall, wo er mir etwas zur Last legt, was ich weder Amts noch Berufs wegen, weder als Mensch noch als Bürger pflichtmässig seyn muß, nach Herzenslust mag er da lachen; Glauben kann ich doch auch nicht, daß wir die Fähigkeit zu lachen, einen unsren Vorzüge vor den ernsthaften, aber zugleich denckloſen Thieren umsonst haben, Noch einmal, so mag man denn lachen: Nur in dem Besiz meines bürgerlichen Rufes, meines Eigentummes, meines Lebens soll man mich nicht stören: Ich habe eine aüssere, vollkommene Verbindlichkeit (wie die Rechtsgelehrten sich ausdrücken,) auf mir, ein rechtschafner Mensch, ein treuer Unterthan, aber keine solche Verbindlichkeit, ein guter Schriftsteller, ein wiziger Kopf, ein geschickter Künstler zu seyn. — Auch ist bisher, Danck sey es den Göttern, der Klopstockische Entwurf einer gelehrten Republick noch nicht ausgeführt, noch ist kein Gerichtsstul fest gesezt worden, wo man holperichte Verse mit dem Karren und wässerigte Prosa mit Ersaüfung bestraft.

Wie

Wie aber? Sollte man darum alle andern Ausschweifungen, die politischen ausgenommen, hingehen lassen. (*) Was für ein jämmerlicher Schauplaz der menschlichen Thorheit, wenn jedermann ungestraft lächerlich seyn, und niemand ungestraft lachen dürfte! — Eine so heilsame Erfrischung der Lunge ist doch das Lachen, und eben so läutert es den Luftkreis von tausend Dünsten, die sonst den moralischen, litterarischen und theologischen Horizont, so leicht zu vergiften im stand wären! Mehr Non-Conformisten bekehrte vielleicht ein Hudibras als ganze Folianten scholastischer Lehrbücher oder erbaulicher Postillen. Die Reformation ward nicht weniger durch den Wiz und die Laune eines Luthers, Erasmus, und andrer als durch ernsthafte Schriften befördert; Bossuet, (**) der sonst die Augspurgische Konfession nichts weniger als günstig behandelt, muß gleichwol mit Beyfall gestehn, daß man sich in derselben sehr glücklich des Salzes und der Satyre

(*) Merkwürdig ist hierüber eine Abhandlung in dem Mercure de Neuchatel vom J. 1752. sur la Paſſion & la Jalouſie des Auteurs p. 533.

(**) Hiſt. des Variations des Egliſes T. I. L. II. §. 37.

tyre zur Beschämung der Wiedertaufer und andrer Schwermer bedient habe. Auch könnt ich eine ziemliche Samlung solcher Schriften anführen, die in unserm eigenen Lande in Form von Gesprächen, Alegorien und Lustspielen der ausathmenden Wuth der Hierarchie entgegen gesezt worden. Wo man alle gesunden Grundsäze zu verlaugnen und jedes Raisonnement durch Geschrey zu wiederlegen gewohnt ist; mit einem Worte, wo man keine Gründe mehr anhört, da hat man vielleicht noch nicht Muth genug, sein Ohr vor dem Gespött zu verschliessen. Was man auch sage, die Eigenliebe ist so tief in unsre Natur eingewebt, daß wenn wir sonst nichts fürchten, so kon uns immer noch die Gefahr, lächerlich zu werden, zurückhalten. Der Satyricker, sagt man, verräth doch allemal Bosheit des Herzens! Wahr ist es, Ridiculum Secat — Wenn unterdessen kein anders Mittel mehr übrig ist, dem Wachsthum eines gefährlichen Geschwürs zu begegnen als die schmerzhafte Operation eines Wundarztes, wer wird denn behaupten, daß die Schmerzen, die er verursacht, Bosheit des Wundarzts verrathen? Jeder, der sich unter der Brust nicht wol verwahrt weiß, sucht seine Schwäche unter dem

dem Mantel der Gravität zu verbergen und hält den Satyriker, wenn er auch der beste Mensch und der beste Bürger, wenn er auch ein Yorick oder Rabener seyn würde, verdächtig. Und was macht er denn lächerlich? Immer ist es ein Kontrast zwischen dem, was schicklich und gut und zwischen demjenigen, was unschicklich und schlecht ist. Wol mag man denn über den Weisen lachen, dessen Weisheit mit einigen Narrenstreichen im Kontrast steht, nicht über den Narren, welcher es ganz ist. Nur für einmal und immer verbitt ichs, daß der Schwermer, um sich desto sicherer zu stellen, nicht seine eigne Sache unter der Sache Gottes verberge. Voll Ehrfurcht kan man für die Religion seyn, und nichts desto weniger ihre fanatischen Lehrer höchst lächerlich und ungereimt finden. Ohne Bedencken darf man sich der Satyre bedienen, da mit Erlaubniß so vieler frommen Seelen, nicht nur die würdigsten Männer des Vaterlandes, ein grosser Felix Malleolus, ein sinnreicher Gotthard Heidegger (*) und

(*) Noch unlängst haben Ihro Hochwürden der um die vaterländische Kirche und Litteratur unsterblich verdiente Herr Canonikus und

und andere, sondern auch die heiligen Schriftsteller selber sich hin und wieder satyrische Züge erlaubt

---

Professor **Breitinger** in einer offentlichen Rede **über die Nothwendigkeit und den Nuzen der Secten** den Spott und die Satyre gegen solche Irrlehrer empfohlen, die weiter keine Beweißgründe oder vernünftige Vorstellung hören.

Non vult ergo Deus, so schließt der Verfasser seine Rede quando Hæresibus sapienter permittit Fidem Christianorum omni modo licentius exercere; eorumque Constantiam ingeniosis quidem, sed virulentis Scriptis suis sollicitare, nos in utramque aurem dormire & sub specioso prætextu tolerantiæ & studii pacis civilis conservandæ, Ignaviæ indulgere ac omnem Religionis tuendæ curam abiicere: quin potius hoc ipso vult Studium nostrum & Industriam in tuenda publicis Scriptis Religione excitare & acuere: quo in genere dici non potest, quantum, ingruentibus perniciosis quibusdam Incredulorum & Impiorum Libris, *Pastorales* illæ *Litteræ ad Populum Christianum*, ab acerrimis Religionis vindicibus, summis in Anglia Galliaque Episcopis & Antistibus publici Juris factæ bonam Causam adjuverint! Quid autem hujus nostri temporis ratio ac licentia a nobis pro tuenda Religione adversus errorum Contagionem requirat, illis non potest esse obscurum, qui non ignorant, quo furore Voltairius, Diderotus & hujus furfuris pro-

erlaubt haben. Z. B. wenn der Erlöſer den Herodes einen Fuchs nennt; wenn es im zweyten Pſalm

---

feſſi Religionis Hoſtes nefandis ſuis Libris omnem Religionis ſenſum ex animis hominum radicitus evellere ſatagant; quique proh dolor! etiam in vicinis ſuburbanis quibusdam provinciis in manibus Ruſticorum verſantur: Quanquam horum ego effrænem impudentiam non magnopere pertimeſcam: Multo difficilior nobis cauſa eſt cum ishoc Fanaticorum hominum Genere, qui in ipſa Eccleſia ſub pietatis prætextu omnia Religionis præſidia, quæ hactenus ab Humanitatis ſtudiis profecta ſunt, aſpernantur, vel etiam condemnant: qui Rationis Lumen in Chriſtiano Homine extinctum cupiunt, ut ægræ Mentis ſuæ ſomnia ac Deliria tanto facilius eorum animis informare poſſint: qui omne boni & mali Diſcrimen a cæca aliqua ſenſatione & neſcio qua felicis Organiſationis Elaſticitate & Vibratione arceſſunt; qui Exegeſin S. Scripturæ ſine Linguarum cognitione & Hermeneutica critica ſibi comminiſcuntur: qui ſimplicitatem Doctrinæ Evangelicæ hieroglyphici ſtili tenebris involvunt, & ex manifeſtis Grammaticæs Contradictionibus nova in Religione Myſteria producunt, & faciunt ne intelligendo ſit nihil intelligant: qui ut Religioni nova præſidia, novam Auctoritatem concilient ac ſtuporem ſuperſtitioſæ plebis conciteut, ejus Exſpectationi fictis Miraculo-

Pſalm von Jehova ſelbſt heißt: Der Herr lachet ihrer: Wenn eben dieſer bey dem Anblick der gefallenen Menſchen ausruft: Siehe, der Menſch iſt worden wie unſer einer. Wenn Elias die falſchen Propheten ironiſch auffodert lauter zu ſchreyn,

---

rum Promiſſis illudunt: qui publica voce ætati noſtræ gratulantur, quod nova & mechanica philoſophandi ratione felicibus auſpiciis introducta, tandem aliquando frigidam illam *Leibnitii*, *Wolfiique* Barbariem fuerimus eluctati. Hoc autem genus Hominum, qui id verum habent, quod verum eſſe cupiunt, nemo quisquam ulla certa ac legitima ratione ad ſaniorem mentem revocare poterit: niſi forte contingat, ut ludicra ac ſarcaſtica aliqua Caſtigatione offenſi, ipſi ſentiant, ſe magis de fama ſua, quam de Veritatis Perſuaſione laboraſſe. Sinamus ergo, quos Deus permittit, etiam nos ſuis Erroribus indulgere: modo caveamus, quantum in Nobis eſt, ne Erroris Contagio incauti inficiantur: neque enim hi quicquam adverſus Veritatem valebunt, aut proficient. Cujus rei mihi abunde fidem facit Apoſtoli Denunciatio: δεῖ αἱρέσεις ἐν ὑμῖν εἶναι, ἵνα οἱ δόκιμοι φανεροὶ γένωνται. In hoc ego acquieſco, ac de Veritatis Victoria ſecurus, nunquam Hæreſes in Eccleſia vigere deprecor: ſed hoc precor, ut Deus ſemper tales Viros excitet, qui apoſtolico ſpiritu Hæreſibus prudenter, leniter, placide obviam eant, tum ſalva res erit! Dixi.

ſchreyn, vielleicht daß Bel aufm Feld ſey oder nach der Tafel auf dem Kanape einſchlummere. Und würden auch die Pfeile des Spottes von dem Herzen des Fanatickers weaprellen, durch ihren Kizel werden ſie immer andre aufwecken, daß ſie nicht in gleiche Traümereyen gerathen. Woher mag es wohl kommen, daß ſich ein Grilleñkräm-mer oder ein Schwermer viel lieber durch ernſthafte Wiederlegungen, Diſſertationen, Recenſionen, durch die heftigſten Invecktiven ſelber als von dem kleinſten Gelächter verfolgt ſieht? Ohne Zweifel kan ihm verborgen nicht ſeyn, daß ſo lächerlich, ſo ausſchweiffend eine Lehrmeinung ſeyn maq, ſich dieſelbe immer durch ein feyerli-ches Anſehn und durch eine ernſte, heilige Mine behauptet. Beredt ſich einmal der Pöbel, daß dieſer oder jener Traümer ein Heiliger oder ein Prophet ſey, — eher wird man ihm dieſe Täuſchung nicht aus dem Kopf bringen, biß der Satyr dem Pygmäen die Rieſen-Larve vom Geſicht reißt. „ Die Enthuſiaſten pflegen in der Hize „ ihres Eifers, heißt es im zweiten Band des „ Sebaldus Nothanckers S. 29. gewöhnlicher „ Weiſe einen Kothregen, und allenfalls auch „ einige Fauſtſchläge, nicht zu achten, wenn es

„ ihnen nur gelingt Aufmerksamkeit zu erregen:
„ Wenn sie aber trockner Weise ausgelacht wer-
„ den, und niemand bey ihnen stehen bleibt, so
„ kühlet sich ihr Eifer ab, und sie begnügen sich
„ allenfalls, zwischen den Zähnen murmelnd,
„ die dem Worte ungehorsamen Weltkinder dem
„ Teufel zu übergeben. „ — Der Lord Shaffesbury gedenckt in seinem Schreiben über den Enthusiasmus eines Possenspieles, welches jährlich auf dem Plaz Smithfield zu London vorgestellt wird. Dasselbe besteht aus Marionetten, welche die Zükungen der Fanatiker nachahmen. So lange dieser Marktplaz, sezt er hinzu, in dem Besiz eines solchen Privilegiums seyn wird, so will ich mit meinem Kopf gut dafür stehen, daß keine neue Seckte der Schwermer unter uns entstehn werde, die durch den Kram ihrer Prophezeyungen und Mirakel der National-Kirche im geringsten gefährlich seyn könnte.

III. Werden aber auch solche noch so gut gemeinten Bemühungen einer comischen Muse umsonst seyn, was für andre Heilmittel bleiben denn übrig? In dem Innersten der Seele verabscheu ichs, wenn man sich des Zwangs und der Gewalt,

walt, wenn man ſich phyſiſcher Mittel bedient, um auf das intellecktuelle und moraliſche Weſen des Menſchen zu würken; eben ſo ungereimt ſind ichs, den Verſtand mit Schlägen zu überzeugen als mit Vernunftſchlüſſen ein Schloß aufzubrechen oder eine Feſtung zu ſchleiffen: Leider geräth man indeſſen oftmahls in die traurige Nothwendigkeit, den Irrenden, den keine Beweiſe mehr rühren, nun nicht weiter zu belehren, aber doch in das Unvermögen zu ſezen, durch ſeine Irrtümmer ſich ſelber und andern zu ſchaden. Giebt es doch Irrende, welche der Privilegien und des Schuzes der Geſellſchaft unwürdig werden, nicht ſo faſt darum, weil ſie irren, als vielmehr weil ſie durch ihre Irrtümmer die Grundſaülen des Staates, öfentliche Ordnung und Ruh untergraben! Oben haben wir in dem Redingerſchen Beyſpiel gezeiget, daß dogmatiſche Schwermer eben ſo wol als würcklich verrückte bisweilen in ſolche Ausſchweiffungen gerathen, welchen man ſchwerrlich anderſt als durch Interdiktion, Einſperung, Verweiſung zu begegnen im ſtande ſeyn wird.

Die Ehrfurcht gegen M. H. befiehlt mir einen Fürhang vor jenen Schauplaz der Tollheit zu zie-

hen, welcher mit Grauen und Abscheu erfüllet. Gleichwol werden jene Wohnungen des Wahnwizes dem Sittenlehrer und Pschychologen nicht weniger richtige Beobachtungen anbeuten als der eckelhafteste Auswurff dem Naturforscher, dem Arzt und dem Landökonom. Welch ein Tragi-Comisches Schauspiel jene unsinnigen reden zu hören? „Ich bin der Monarch des Erdbodens, „ sagt ein Schneider, der Geist zeugt es in mir! „ Nein, wird sein Nachbar ihm ins Wort fal„ len, ich muß das Gegentheil wissen, ich, wel„ cher des Geistes Sohn ist! Das Maul zu — „ so hör ich die Musick der Sphären — schreyt „ ein dritter. Seht ihr nicht diesen Geist da, „ der mir alles offenbaret, was gewesen ist, und „ was seyn wird? — Seht ihr da diese verklär„ ten Leiber! — Ich trage das Schwerdt Ge„ deons, folgt Kinder! Wir sind unverwund„ bar. — Und ich, wird ein andrer versetzen, „ brauche nur ein Wort zu sagen, gleich werde „ ich die größten Heere zerstreuen! Seyd ihr „ nicht, frägt iener, der Apostel, der aus Tran„ sylvanien kommen soll? Schon lange gehn wir „ an den Gestaden hin und her, ihn zu empfan„ gen. Ich bin gekommen zur Bekehrung der „ Juden;

„ Juden; und ich, schreyt ein andrer, halte ei-
„ ne prophetische Schule! „

Trauriges Loos der Menschheit, wie sehr beweißts nicht, daß Genie und Tollheit nicht selten einander berühren! Auch sind leyder! Die Beyspiele haufig, daß die größten Virtuosen oftmahls in Wahnwiz gerathen; und wer weiß, ob nicht dieser oder jene Wahnwizige bey der kleinsten andern Richtung der Imagination hätte ein Garrick, ein Michael Angelo, ein Arioſto seyn können? O Ihr Sterbliche, von der Natur mit einer ausserordentlichen Einbildungskraft begabet, die wir entweder als erhabene Genien verehren, oder als unsinnige Schwermer verabscheuen, ihr waret gebohren, entweder Künstler oder Zauberer, Traumer oder Gesezgeber, Führer oder Verführer der Völker zu werden, entweder das Glück der Menschen zu schaffen, oder sie mit euch in Abgrund zu ziehn!

„ Unterdessen ist es schweer zu erklären, sagt
„ Swift in dem IX. Abschn. des Mährchens von
„ der Tonne, wie von einen und eben denselben
„ Dünsten so gar sehr verschiedene Würkungen
„ entstehn,

„ entſtehn, die gerade einen Alexander, den „ groſſen zum Alexander, einen Johann von Ley„ den zum Johann von Leyden, und einen Kar„ teſius zum Karteſius machen. „ — Doch allzuniederſchlagend iſt der Gegenſtand unſrer Betrachtungen als daß ich in dem launigſten Tone des Swiftiſchen Satyrs fortzufahren Luſt haben könnte.

Zum Beſchluß meiner Vorleſungen wende ich mich an jene ehrwürdige Männer, welche zu Hirten und Lehrern beſtimmt ſind. Wem anderſt als euern fruchtbaren Bemühungen zur nähern Vereinigung der Religion mit Geſchmack und Philoſophie haben wir den Frieden und den Wolſtand der Kirche zu danken! Zwey gefährliche Extreme ſind es, welche die Wahrheiten des Glaubens gleicher Weiſe aller Kraft und Würkung berauben, ſchwermeriſche Hize eben ſo wol als gefühlloſe Lauheit im Vortrag derſelben. Giebt es doch vorgegebene Adepten in den h. Geheimniſſen, welche dieſelben von allen Seiten, nur nicht von der einzigen, brauchbaren vorzuſtellen gewohnt ſind: Allemahl ſollten ſich gleichwol Lehrer und Zuhörer bey ihren Andachten erinnern, daß die Gottſeeligkeit

seeligkeit zu allen Dingen nuz sey und Verheis-
sung habe nicht weniger des gegenwärtigen als
des zukünftigen Lebens. Jene Miethlinge, mehr
um ihre Küche, ihre Speicher und Keller als um
das Wol der Kirche besorgt, indem sie das gan-
ze Jahr durch die Heerden auf dürren Einöden
herumtreiben und mit den Dörnen und Disteln
grammatischer Kleinigkeiten, antiquarischer Grü-
beleyen, dogmatischer Spizfündigkeiten, sinnrei-
cher Allegorien oder andrer kraftlosen Speise fut-
tern, werden den hungerigen Lämmern wenig
Stärke und Nahrung verschaffen. Quæso, kön-
nen wir mit Erasmus in seinem Sendschreiben
an den Martinus Dorpius ausrufen: quæso,
quid commercii Christo & Aristoteli? Quid
sophisticis captiunculis cum æternæ sapientiæ My-
steriis? Quorsum tot quæstionum Labyrinthi?
Inter quas quam multæ sunt otiosæ, quam mul-
tæ pestilentes, vel hoc ipso quod contentiones
& dissidia pariunt? u. s. w. Danck sey es dem
Himmel, schon lange sind zwar jene müssigen Di-
stinctionen von der Gnaden-Wahl und den göt-
lichen Rathschlüssen, schon lange so viele unklugen und
unbrüderlichen Controversen, schon lange das Apo-
kalyptische Babel und die ganze Coccejanische Jan-
berlan-

berlanterne von der Kanzel verbannet. Möchte denn, dieſer Spielball beraubet, der Dämon der Zweytracht nicht unvermerkt in den Schooß der Kirche dieſen oder jenen neuen Zanck-Apfel hineinſchleudern! Gleichwie ehmahls unter den Streitigkeiten der Byzantiniſchen und Römiſchen Prieſter die Schwermerey eines Mahomets — ſo kan unter den Streitigkeiten der heutigen Kirchenlehrer noch immer dieſe oder jene Schwermerey ſich in die chriſtliche Gemeine hineinſtählen. Mißtraun und Abneigung wird manche fromme Seele ergreiffen, wenn ſich die Diener Chriſti ſelber gegenſeitig verkezern. Wie leicht wird es nicht alsdenn einem Dippel, Zinzendorf oder andern neuen Propheten die ſich ſelbſt überlaßnen Schaafe zu vergifteten Sodbrünnen zulocken, um ſo viel mehr, da ſolche falſche Lehrer meiſtens für die Ausbreitung des Irrtummes mehr Eifer bezeigen als die Rechtglaübigen für die Ausbreitung der Wahrheit!

Sehn wir indeſſen nicht ohne Abſcheu die Religion zu einer unfruchtbaren Schul-Theologie, und das Lehr-Amt zu einem gleichſam mechaniſchen Handwerk erniedrigt, ſo ſehn wir dieſelbe

eben

eben ſo ungern in bloß aſcetiſche Uebung und myſtiſche Gefühle verwandelt. So würdige Männer in mancher Abſicht die Arndts, Francken, Spener u. a. geweſen, ſo ſcheinen ſie nichts deſto weniger auf eine nachtheilige Weiſe allzuſehr den Chriſten von dem Menſchen und von dem Bürger zuſöndern. Ohne Zweifel iſt die Verherrlichung des Schöpfers der lezte Zweck des Geſchöpfes. Wo iſt wol ein Werck, welches nicht den Werckmeiſter lobe — das Sandkorn wie die flammende Sonne; der Hiſop, der an der Wand kreücht, wie Libanons Ceder! Gerade ſo auch die lebendige Schöpfung! Der Menſch wie der Engel, das Inſeckt wie der Menſch; die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Ausdehnung verkündigt das Werck ſeiner Hände; ein Tag ſagt es dem andern, und eine Nacht thut es der andern kund u. ſ. w. Jedes Weſen verehrt ihn indeſſen nach den Fähigkeiten und in derjenigen Sphäre, die ihm die Vorſicht beſtimmt hat! Eben ſo wenig als das dencklose Vieh ſich zum vernünftigen Menſchen, — eben ſo wenig kan ſich dieſer zum lichtbekleideten Cherub erheben! So lehrt uns denn, Ihr Hirten der Völker, gut und vollkommen in unſrer angewieſenen Sphäre, gute Menſchen und

Bürger,

Bürger, treue Freunde, sorgsame Väter, folgsame Söhne, zärtliche Gatten, dienstfertige Nachbarn, mit einem Wort, nüzliche Glieder der Gesellschaft zu werden, — und haben wir einmahl diese Klassen würdig vollendet, alsdenn werden wir nicht bange auf den Ruf des obersten Richters in höhere hineintretten! Schweer ist es, gewissen Grundsäzen, insonderheit wenn man dieselben hyperbolisch einkleidet, lang nachzuhängen, ohne daraus die gefährlichsten Lebens-Regeln zuziehen! — Ein Fremdling und Pilgrim bin ich auf Erden; mein Heimath ist über den Wolken; seelig sind die Armen — und Ihr wollet, daß ich mich auf Gewerbe und Handwerker lege; daß ich den Meinigen etwas anders als den Seegen des Himmels zurück lasse! — Die Weisheit der Menschen ist Thorheit; das Licht des Verstandes ist Finsterniß; alle unsre Fähigkeiten sind hilflos und ohnmächtig: — Und Ihr wollet, daß ich Künste und Litteratur liebe! Ihr wollet, daß ich meine Kräfte zum Dienst der Wahrheit und der Tugend anwende! — Das Gebett ist ein Schlüssel des Himmels, es kan die Strenge des ewigen Richters besiegen: — Und Ihr wollet, daß ich etwas anders thun soll als betten! — Die Natur

ist

iſt verderbt und die Erde ligt unterm Fluch, und Ihr wollet, daß ich die Weisheit und die Güte des Schöpfers in dem Schauplaz der Erde, daß ich ſie in der Natur ſuche! — Ein einziger Seufzer auf dem Sterbebethe iſt hinreichend, mich mit Gott zu verſöhnen; — und Ihr wollet, daß ich jeden Augenblick meines Daſeyns mit guten Thaten bekröne! — Was ſoll man, M. H. Schwermern, die alſo denken, antworten? Ohne Zweifel daß ſie die Dinge in der Welt ſchlecht brauchen, weil ſie den Buchſtaben der h. Schriften mißbrauchen! Wie unendlich nothwendig iſt es denn nicht, daß diejenigen, welche ſich anmaaſen, Hirten und Lehrer zu werden, den Geiſt und die Sinnesart des Volkes durch und durch kennen, und nur ſolche Säze, und zwar nur in einer ſolchen Sprache und Verbindung vortragen, wobey nicht die geringſte Mißdeutung ſtatt hat! Mich ergreift ein heiliger Schauer, wenn ich mich als Prediger mitten in einen Haufen Menſchen hineindenke, und wem werden ſie's am lezten Gerichtstag noch vorwerfen, daß ſie irrig von Gott und der Religion gedacht, daß ſie äuſſerliche Gebräuche für das Weſentliche des Gottesdienſt flüchtige Empfindungen für würklich gute Hand-

lungen gehalten, daß sie abergläubische Träume als Wahrheit umfaßt, daß sie in tausenderley Unruhen, Anfechtungen, in Schwermuth und Verzweiflung selber gerathen, wem anderst als der Verworrenheit und der Unbesonnenheit in meinem Vortrage? Weiß man doch, wie oftmals ein einziges Wort, eine einzige Sylbe die entgegengesezteste Lehrmeinung bestimmet! Kassiodor, (*) dieser vortrefliche Kanzler unter Theodorich dem Grossen, beschäftigte sich daher in seinen Unterweisungen an alle Brüder in einem besondern Hauptstück, nämmlich dem fünfzehnten, sehr sorgfältig damit, die geschickesten unter denselben auf die Sorge der h. Bücher besonders aufmerksam zu machen. Er will, daß sie die Idiotismen genau aufbehalten, daß sie die hebräischen Namen nicht verändern, auch nicht einmahl solche Ausdrücke, welche wieder die Sprachkunde laufen; er zeiget, wie man gewisse Worte, welche den h. Verfassern gewohnt sind, zu verdollmetschen habe, z. B. seine Hände waschen, saat er, heißt keinen Theil an Etwas haben; Einmal bedeutet einen unveränderlichen Entschluß, wie in

(*) S. sein Leben von dem Herrn De Sainte Marthe, B. III. Bl. 230.

in Pſ. 88. v. 36. **Schwören**, wenn es der Gottheit zugeſchrieben wird, ſoll bloß, ſchlechtweg eine Beſtätigung andeuten, das übrige des Hauptſtückes wendet er an, Vorſchriften der Grammatik und der Kritik zu geben, um die Bücher wohl zu berichtigen. Dieſer groſſe Mann ſchien alſo die Wichtigkeit der philologiſchen Hilfsmittel bey der Schrift-Erklärung vollkommen einzuſehen und wollte deswegen der Nachläſſigkeit des Ausdruckes und dem Mangel der grammatiſchen Richtigkeit auf das genaueſte vorbeugen. Auch hatten eben aus dieſer Ueberzeugung, wie ſchädlich der Miſsverſtand undeſtimmter und zweydeutiger Redensarten ſeyn könne, die gröſten Genien unter den Römern noch weit ſorgfältiger die Grammatik als die Rhetorik ſtudieret. Ein Redner, wie ein Poet, wird gebohren, ſchwerlich kan er gemacht werden. Alles, was er ſtudieren muß, iſt eine Sprache, die nicht, wie das Herz und der Geiſt, mit uns auf die Welt kömmt, ſondern welche gelernt wird, indem ſie nicht natürliche, ſondern willkürliche Zeichen der Ideen in ſich begreift. — Mit dem Reichtum der Sachen wird indeſſen auch der Reichtum der Sprache, mit der Verfeinerung der Ideen auch

die

die Verfeinerung des Ausdrucks von selber, und im unvermerkten Fortgängen erworben;

Cui lecta potenter erit res,
Nec facundia deseret hunc, nec lucidus Ordo,

Die Kunst reden und sich ausdrücken zu lernen, gründet sich also auf die Kunst zu denken und zu empfinden. Die Worte sind gleichsam das Gewand der Begriffe. Ein gemeiner Gedanke in hochtrabenden Worten gleicht einem Marktschreyer, der durch seinen täuschenden Schimmer den abergläubischen Pöbel verblendet. Eifert man mit Recht wieder den Luxus in der Kleider-Pracht, so eifert man mit gleichem Recht wieder den Luxus im Ausdruck oder der Schreibart. Nicht nur verblendt derselbe unsre Einbildungskraft auf Unkosten des Verstandes, daß man sich, anstatt der Gedanken, mit leeren Worten befriedigt: sondern gleichwie die Ueppigkeit im Leben allerley Laster und einen Eckel der ungeschminkten Natur und Einfalt erzeugt, so erweckt auch der Geschmack an einer kostbaren, üppigen Schreibart unvermerkt eine Verachtung gegen Wahrheit, welche des Schmuckes beraubt ist.

Kühnlich

Kühnlich darf ich behaupten, daß wir, von dem Schwulst der neugriechischen und der morgenländischen Beredsamkeit eine Menge Irtümmer und Kezereyen herleiten können. Anfangs war es ein unbehutsamer, obschon noch so gutgemeinter Eifer, welcher zu gewissen übertriebenen Benennungen der Taufe, des Abendmahls, des bischöflichen Ansehns, der heiligen Jungfrau, des Verdienstes der Märtyrer-Krone u. s. w. Anlaß gegeben; gleichwohl waren eben diese verblümten Benennungen Ursache, daß in der Folge diese Gegenstände aberglaübisch und schwermerisch verehrt wurden. Eben so wurden die hyperbolischen Namen der ersten Wolthäter des menschlichen Geschlechtes eine von den zufälligen Veranlassungen der Abgötterey unter den Heiden. Und wer zweifelt, daß nicht auch in neuern Zeiten solche unbesonnene, ausschweiffende Ausdrücke den sinnlichen Pöbel zu irrigen Vorstellungen, in Absicht auf den Einfluß des göttlichen Geistes, auf die Kraft des Gebettes und Glaubens und andre wichtige Religions-Punkten verleiten? Aus dieser Betrachtung scheint uns immer der schicklichste

Ausdruck derjenige, wo das Wort dem Gedanken wie das Kleid dem Körper genau anpaßt (*).

Doch nur gar zu lange habe ich M. V. H. dero Nachsicht mißbraucht. Ohne gewisse neuere Erscheinungen würden Vorlesungen wieder den Aberglauben und die Schwermeri in einem aufgeklärten Zeitalter und vor einer so erlauchten Versamlung eben so übel angebracht und so ungeitig scheinen, als äusserliche Wiederlegungen der Corinthianer, Collyridianer, Photinianer und andrer alten Irrlehrer zu einer Zeit und an einem Orte, da dieselben seit Jahrhunderten ausgestorben oder vielmehr niemals gelebt haben und nicht einmal dem Namen nach bekannt sind. Mit aller Erfurcht bitt ich denn um Verzeihung wegen der mißlungenen Auswahl des Gegenstandes so wol als wegen der flüchtigen Bearbeitung desselben, indem ich bald durch Anhäufung unbedeutender Anekdoten und Historgen, bald durch den eben daher entstandenen Mangel an Ordnung und Methode beleydigt. Mit ruhiger Zufriedenheit werde ich indessen diese Stelle verlassen, wenn ich mir schmeich-

(*) S. Plato in Gorgias.

schmeichlen darf, daß die Jünglinge, welche dem Dienst der Kirche gewerht sind, aus meinen ausserordentlichen Vorlesungen bey Heranrückung der ordentlichen von neuem einsehen, wie unendlich wichtig zur Bestreitung so wol der Schwermerei als der Freygeisterey, ebenfalls eine besondre Art der Schwermerey, für dieselben das Studium der Logick, der Philosophie und besonders auch der Sprachen und der Auslegungskunst seyn werden. Der Gott der Wahrheit und der Ordnung seegne ihre und unsre Bemühungen zur Ausbreitung seines Namens und unsrer allgemeinen Glückseeligkeit.

E N D E.

Ueber die

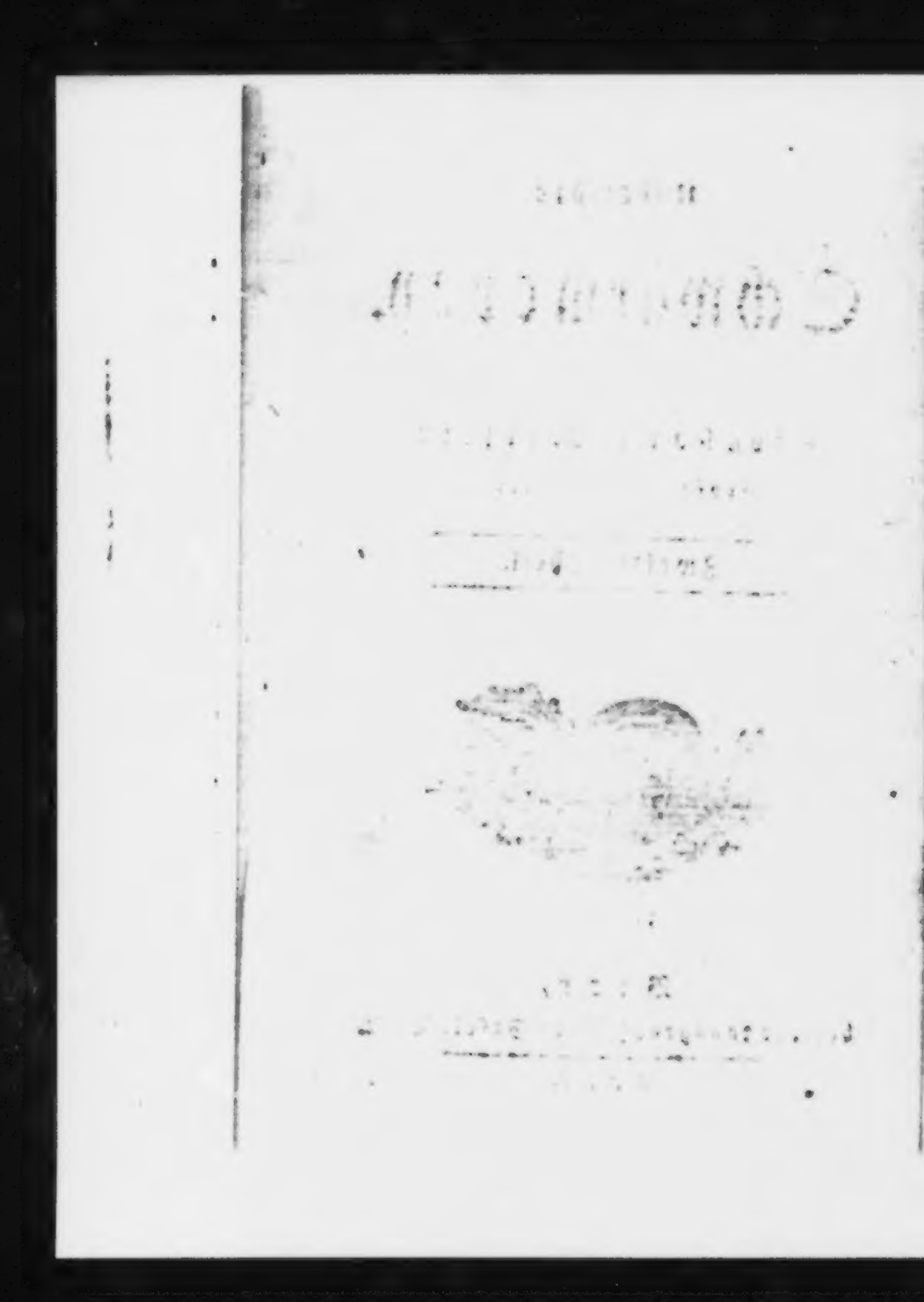
Schwärmerey.

von

Leonhard Meiſter
Profeſſor in Zürich.

Zweiter Theil.

Bern,
bey der typographiſchen Geſellſchaft.
1777.



An
den Verfaſſer
der
bremiſchen Prüfung
der
eigentlichen Meynung Lavaters von der Glaubenskraft.

Verehrungswürdigſter Herr,

Als an dem einen Ende des Reiches von mir Ausfälle gegen die Schwärmerey gethan wurden, wußte ich noch nicht, daß an dem andern Ende deſſelben dieſe Feindin der Vernunft und der Religion von Ihnen ſchon ſo glüklich beſiegt war. Beynahe ganz überflüſſig fand ich meine Bemühung, ſo bald mir hernach ihre Schrift zu Geſicht kam. Nichts deſto weniger wiederſteh ich gegenwärtig dem Wunſch des Verlegers nicht länger, **von meinen Vorleſungen einen zweyten Theil zu liefern.** Wenn ich, voll Ehrfurcht für Ihren reinen Eifer, dieſelbe Ihnen zueigne, ſo halte ich mich hiezu durch den

allzugütigen Beyfall berechtigt, womit Sie den ersten Theil beehrten *.

Ungeachtet des geringen Werthes meiner Arbeit, wird mir dieselbe nichts desto weniger ungemein theuer; da sie es ist, die mir unbekannter Weise das Wohlwollen eines Mannes erworben, der Gründlichkeit und Scharfsinn mit den Talenten des Wizes so glüklich vereinigt, um sie dem Dienste der Wahrheit zu wiedmen.

Wenn Sie, verehrungswürdigster Herr, eben so wie andere, für ihre menschenfreundlichen Bemühungen mit Undank bezahlt werden, so lassen Sie uns bedenken, daß der Wundarzt der Seele wie der Wundarzt des Leibes selten zu heilen im Stand ist,

---

* Prüfung und Beantwortung der Lavaterschen Meynung beendigt von einem Freunde der Wahrheit. Bremen 1777.

ohne daß er dem Patienten bey der Operation einen Schrey auspreßt. Und was liegt uns auch an einigen Gesichtsverzerrungen oder ausgestossenen Scheltworten, wenn nur das Uebel gestillt wird oder wenigstens nicht weiter um sich frißt!

Gänzlich ist freylich die Seuche noch nicht gehoben. Hie und da ruft man noch immer umsonst: Entflieht den Nebel Phantomene! Folgt nicht länger den Irrwischlichtern in Moräste und Sümpfe! Dort auf der andern Seite stralet die Sonne der Wahrheit! — Taub bleiben die Trunckenen wie die Schlange beym Ruf des Beschwörers. Gleich den Balspriestern tanzen sie um der Schwärmerey Götzenaltäre, schlagen sich selber mit Geisseln, ritzen sich mit Messern und schreyen lauter: Ob etwan zur Ehre des angebeteten Gespenstes ein Wunder geschehe, das die ächten Freunde der Wahrheit verschlinge. — Selbst die Mässigung, deren sich die-

ſt bedienen, wird ihnen zum Vorwurf, zur Sünde gemacht. Ihre kalte Vernunft ſcheint jenen theologiſchen Cyklopen ein Lichttempel voll Eiszapfen, u. ſ. w.

Wahr iſt es, daß unſere Gegner mehr Eifer verrathen, allein ob er von Himmelsfeuer angezündet ſey, ob er aus reiner Liebe für Wahrheit und Menſchheit herſtamme, das mag man daraus erkennen, wenn ſie, z. B. mit Geträtſch des Neides, Rache und Gelächter der feinen Dummheit, Gelächter der Hölle, Thoren, gewiſſen Philoſophen, heimlichen Deiſten, deiſtirenden Chriſten, belletriſtiſchen Herrchen und mehrern ſolchen Floskelchen den Diſcours nervigter machen.

Auch ich appellire mit dem Verfaſſer der Betrachtungen über Wundergaben, Schwärmerey, Toleranz, Spott und

Predigtwesen,* an den Menschenverstand,
„ ob es erlaubt, und ob es nur ein Zeichen
„ einer guten Sache sey, sich solcher ge-
„ hässigen Insinuationen zu bedienen. Ue-
„ berhaupt scheinen die neuern Freunde die-
„ ser Theorien in den Mitteln, ihrer Sa-
„ che fortzuhelfen, gar nicht delikat zu seyn.
„ Sie gehen nirgend geradezu, sondern
„ drehn sich durch Winkel, die derjenige
„ verschmäht, der den geraden Weg der
„ Wahrheit und der Vernunft zu wandeln
„ gewohnt ist. Sie fordern für sich eine
„ Schonung, die sie keinem ihrer Gegner
„ angedeihen lassen; sie machen stets auf
„ das Ertragen der Liebe Anspruch, indeß
„ daß sie ihre Gegner mit frommer Unver-
„ träglichkeit aufs verächtlichste behandeln.
„ Ueberdieß soll alles ihrem heiligen Eifer und
„ ihren überirrdischen verehrungswürdigen

---

* Bey Gelegenheit einiger neuern Schriften. Berlin und Stettin 1777.

„ Absichten zu gute gehalten werden. Was
„ macht sie aber so partheyisch für sich —
„ was so unbillig gegen andere? Wenn sie
„ nur einen Augenblik, statt ihrer Eigenlie-
„ be und ihres Eigendünckels, der Billig-
„ keit wollten Gehör geben, so würden sie
„ es so unbegreiflich nicht finden, daß red-
„ liche Wahrheitsfreunde mit reinem Eifer
„ und warmem Gutmeinen die Rechte der
„ gesunden Vernunft vertheidigen können,
„ und daß dieser Eifer auch Achtung ver-
„ dienet, und mehr als der Eifer, schwär-
„ merische Hypothesen, selbst aus guter Ab-
„ sicht, durchzusezen.“

Nur darf man, Verehrungswürdigster Herr, mit dem Schmähton des Layenbruders und Joseph Gedeons den Ton der Urbanität in ihrer brüderlichen, Licht- und Kernvollen Prüfung vergleichen, bald wird man den Unterschied zwischen Eifer für eigne Ehre und zwischen Eifer für Wahrheit erkennen.

Und gesezt auch, daß diejenigen, welche schon von dem Opium der Schwärmerey betäubt sind, so bald nicht wieder aus dem Rausche aufwachen, immer sind Sie, Verehrungswürdigster Herr, durch das süsse Bewußtseyn sattsam belohnet, daß auf den kraftvollen und menschenfreundlichen Zuruf in ihrer vortreflichen Prüfung so vielen der angebothene Kelch des Wahnwitzes aus den Händen gefallen und dieselben zur reinen Quelle des Lichtes zurückgebracht worden.

Mit unumschränkter Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn,

Verehrungswürdigster Herr,

Ihr

Zürich den 1 Herbstm. 1777.

ganz ergebenster Diener, Meister, Prof.

Aberglaube
und
Schwärmerey.

Gleichwie der Keim des Enthusiasmus, so scheint auch der Keim der Schwärmerey und des Aberglaubens in jeder Seele zu liegen. Durch Furcht und Hofnung wird jede Leidenschaft so gut als Religion und Andacht abergläubisch und schwärmerisch. Wenn z. B. ein Kronhelm, Theresens Schleife wie der Andächtler ein geweyhtes Kreuz aufbewahrt, wann der Liebhaber und die Geliebte ein Rosenblatt in die Bäche hinabsenken und daraus den glücklichen Ausgang ihres Romans prophezeyn, daß die Blätter im Wasser unzertrennlich einander begleiten — so sehn wir, daß die Leidenschaft, (so wenig natürliches Verhältniß dabey statt

hat,) alles als Mittel zum Zweck anzusehn gewohnt ist. So lästig sind dem bewegten Herzen Zweifel und Unruh, daß dasselbe weit eher den willkürlichsten Zeichen nothwendige Deutung zuschreibt als länger zwischen Hofnung und Furcht schwebt: Durch allerlei Täuschungen mahlt die Einbildungskraft vor unsere Augen die Zukunft wie es die Leidenschaft fodert. Auch beschäftigt sie sich eben deswegen weit weniger mit dem Vergangenen. Dieses hemmt durch bestimmte Schranken ihren Flug, da sie hingegen in der Zukunft durch nichts eingeschränkt wird.

Je nachdem die Einbildungskraft mehr oder weniger sich mit gesunder Philosophie vereinigt, je nachdem sind auch ihre Vorhersehungen mehr oder weniger begründet. Von dem Vergangenen befruchtet, ist das Gegenwärtige schwanger mit der Zukunft. Hierauf gründt sich die Erwartung ähnlicher Fälle. Eben so wenig für einen Propheten als für einen Grillenfänger oder Schwärmer erklären wir denjenigen, der die Zeit voraussieht, wo Europens blühendste

Städte und Reiche einst Assens Palmyra, Ninive und Babylon gleichen. Noch Julian sah Paris als ein kleines, verächtliches Städtgen. Nach der Ebbe und Fluth des Schiksals dürfen wir erwarten, daß einst die Künste von Paris und London nach Boston und Quebeck ziehen werden, wie sie in jene Städte von Athen und Rom zogen.

Mit der Fackel der Erfahrung beleuchtet, schaut so die Imagination genau und richtig von der ersten Scene auf den Schauplatz der Schöpfung hinaus auf die Entwiklung des Stückes. Ohne diese Fackel sieht Träume, denen sie desto eher Glauben beymißt, je mehr sie etwa zufälliger Weise erfüllt worden.

Je gewohnter und natürlicher es seyn mag, daß der Sterbliche mehr den Sinnen und der Imagination als dem reinen Verstand folgt, desto durchgängiger müssen auch alle Arten von Aberglauben und Schwärmerey seyn. Einem Kind oder Wilden — und wie groß ist nicht ihre Anzahl auch unter den gesittetesten Völkern,

und selbst unter diesen auch in der ehrwürdigen Kirchenversamlung und in den erlauchten Senaten? — hunderten und tausenden solcher Kinder oder Wilden fehlts an Ueberlegung, den wahren Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen zu finden. Daher Wunder und Fabel die Seele nicht nur in jedem Wintermährchen, in jede Ammengeschichte, auch in den Annalen der Völker, auch in den geweyhten Mysterien der heydnischen und christlichen Fanatis.

Je weniger alle diese abergläubische Lehren und Meinungen in der Natur und Vernunft selber gegründet sind, desto schwerer scheints auch, dieselben unter bestimmte Regeln und Rubricken zubringen. So viel bleibt indessen immer gewiß, daß keine phantastische Grille so ungereimt seyn kann, die nicht, obschon nach tausend Abweichungen und Krümmungen, hinwieder an irgend einem Faden solcher an Natur und Wahrheit fest geknüpfet erscheinen.

So widersinnisch z. B. die Traumdeutereyen seyn mag, nichts desto weniger scheint sich

in mancher Absicht in der Natur der Träume gegründet. Mit Recht betrachtet Hippocrates die Beschaffenheit derselben, als Kennzeichen der Gesundheit oder der Krankheit. Wer im Traume, sagt er, auf lachenden Gefielden wandelt, wird gesund seyn: krank hingegen derjenige, der sich mit niederschlagenden Bildern beschäftigt. Merkmal wolgeordneter Leibesbeschaffenheit ist es, wenn man im Traume mit gleichen Dingen wie bey Tage umgeht. Grose Unordnung hingegen im Cörper verräth es, nach dem Galen, wenn man z. B. von zerbrochenem Gefehrt oder von fallendem Gestirn träumt. Eines Menschen erwähnt er, der im Traum seine Hüfte versteinert glaubte, und bald darauf an derselben gelähmt war. Die Ursache solcher Träume wird aus der Beschaffenheit der Leibessäfte erkläret.

Eben so wie der Traum die physische Beschaffenheit, so kann er auch die moralische Gemüthsart verrathen. Hieronymus sah sich zur Strafe für seine profane Leserey und besonders für seinen Geschmak an Ciceros Schriften im

Traume so heftig geweitscht, daß beym Erwachen Spuren der Streiche, gichterische Male, zurükblieben. Seltsamer ist, was Plinius erzählt. Ein Mann sah seinen Freygelassenen im Traume, der ihm die Haare abschnitt. Morgens sah der Freygelassene die Locken abgeschnitten vor sich. Eben so schwer ists jene Erzählung Augustins zu begreifen. Für den verstorbenen Vater solte ein Sohn Schulden bezahlen, wovon ihm nichts bekannt war. Ganz verlegen hierüber erschien ihm der Abgeschiedene im Traume und wieß ihm den Ort, wo sich der Empfangschein des Glaubigers befand. Wenn hiebey von Seiten des Sohns keine Schalkheit untergeloffen, so geb ichs auf, solche Träume aus natürlichen Ursachen zu erklären. — Bekannt ist ebenfalls die Geschichte der beyden Freunde, die zu Megara der eine bey seinem Bekannten, der andre im Gasthofe herbergte. Nachdem jener zu wiederholten mahlen diesen im Traume um Hülfe schreyen gehört hatte, erschien ihm derselbe ermordet, und soderte ihn zur Rache auf. Morgens fand sich der Traum erfüllet. Lieber erklär ich diesen Traum gar nicht als durch

neue Wunder wie Helmont. Der Ermordete, ſagt er, verbreitete durch Geſchrey und Ausdünſtung eine Menge kleiner Atomen, Liebesformen heißt ſie ein Neuerer, — die wegen vieljährigen Umgangs und natürlicher Sympathie dem Freunde fühlbar genug waren.

Von Peireſo erzählt Peter Gaſſendi, derſelbe habe im J. 1610. zu Montpellier geträumt, daß er zu Nimes geweſen und daß ihm ein Goldarbeiter eine goldene Schaumünze von Julius Cäſar für vier Scudy verkauft habe. Peireſo kam hierauf wirklich nach Nimes, und da er durch die Stadt gieng, fand er von ungefehr einen Goldarbeiter, der ihm eine ſolche Schaumünze für vier Scudy anbot. Peireſo, ſezt Gaſſendi hinzu, ſah ſeinen Traum wohl für ſeltſam an; weit entfernt aber war er, denſelben für ein Wunder zu halten. Einzeln konnte er alles, was er im Traum ſah, vormahls wirklich gedacht haben. Zufällig konte das alles eintreffen, was ihm im Traume vorgeſchwebt hatte.

So viel ist immer gewiß, daß es eine moralische Traumdeuterey giebt, wodurch sich Sitten und Neigungen verrathen. Im Traume erobert der Krieger, der Sachwalter spricht vor Gerichte, der Jäger verfolgt das Wildprät, der Geizhals gräbt Schätze, der Verliebte umarmt die Geliebte. Dieses ist so wahr, daß uns derjenige verdächtig vorkommen könnte, der zu verschiedenen malen uns auch nur im Traume verlezte. Gleichwohl gestehn wir, daß vor dem menschlichen Richterstuhl nur Thaten, nicht Gedanken gehören. Zu weit trieben ohne Zweifel ein Klaudius und Konstanz den Argwohn, wenn sie als Hochverrath den Traum des Hochverraths straften. Eben so unbillig wurde ein Edelmann durch das Schwerd hingerichtet, bloß weil er auch nur im Traume Franz I. hätte umbringen wollen. Freylich konnten solche Träume entweder aus vorsezlichen Gedanken beym Wachen entstehen, oder dergleichen Gedanken in der Folge erzeugen. Wenigstens lesen wir beym Sueton, daß sich Cäsar nicht ohne Erröthen des Beyschlafs erinnerte, den er im Traume mit seiner Mutter gepflogen.

Gewiß scheint Biblis beym Ovidius strafbar, wenn sie

Spes obscænas animo dimittere non est
Ausa suo vigilans: placida resoluta quiete
Sæpe videt, quod amat. Visa est quoque jungere fratri
Corpus et erubuit, quamvis sopita jacebat,

und alsdann sich auch beym Erwachen den Wunsch erlaubt hat:

Sæpe simili redeat sub imagine somnus
Testis abest somno.

Clemens von Alexandrien erwähnt eines scherzhaften Urtheilsspruches, welchen Bocchoris, König von Aegypten, über eine solche Vergehung im Traume gemacht hatte. Ein Jüngling war mit einer Courtisane einig geworden, was er ihr für die lezte Gunst bezahlen solte. In der Nacht träumte er, daß sie seinen Wünschen gänzlich entsprochen habe. Seine Phantasie war am Morgen so wohl geheilet, daß er die Dirne zurük weisen ließ, ohne ihr den Zutritt zu geben. Nachdem sie Nachricht von der Täuschung des Jünglings

bekommen, wodurch sie des Lohns beraubt worden, so foderte sie vor Gerichte die versprochene Summe. Bocchoris erkennte, daß der Jüngling seinen Geldbeutel an der Sonne ausleeren, und die Courtisane sich mit dem Schatten des Geldes bezahlt machen solte.

So weit als der Einfluß der Träume auf den Charakter, oder der Einfluß des Charakters auf die Träume natürlich seyn mag, scheint er der Aufmerksamkeit des Weltweisen keinesweges unwürdig. Habe ich auch nur im Traume eine gute Empfindung gehabt, oder eine edle Handlung verrichtet, so machts mir allemal beynahe halb so viel Freude, als wann es beym Wachen geschehen. Immer stehn doch Tag und Nacht, Wachen und Träumen in genauer Verbindung. Um den Charakter des Herzens sowohl als des Genies beßer kennen zu lernen, würde ein Vater oder ein Mentor vielleicht vieles beobachten, wann sie von dem Kind oder Schüler erhielten, daß dieselben offenherzig jeden Morgen die gehabten Träume erzählten. —

Allein von dieser moralischen und philosophischen Traumdeuterey ist diejenige unendlich verschieden, wenn man Traum und Würklichkeit als Zeichen und Bezeichnung, als Mittel und Zweck, als Ursache und Würkung in Verbindung betrachtet, wo nicht die geringste natürliche und nothwendige Verbindung statt hat. In dem warmen Clima des Morgenlandes, wo ohnehin die Imagination stark würkt, wurde jeder Traum zur Allegorie, und iede Allegorie zur Vordedeutung. Wer im Traume unter einem Gebürg einsank, von dem erwartete man, daß er vor einer feindlichen Uebermacht werde nieder gedrükt werden. Wer im Traum die Augen verlor, der besorgte sein Kind zu verlieren; wer den Arm verlor, die Brüder: den Fuß, die Bedienten; die rechte Hand, die Mutter: wer im Traum die linke verlor, sollte die Gattin, die Geliebte oder die Tochter verlieren. — Als Sokrates im Traume einen gewißen Vers aus dem Homer vernahm, welcher so viel sagen wolte: in dreyen Tagen wirst du in den fruchtbaren Gefielden anlangen: so schloß er, daß er in dreyen Ta-

gen sterben werde, und seine Vorhersagung traf eben so natürlich ein, als sinnreich sie von ihm ausgedrukt wurde. Als diesem weisen Mann Plato zugeführt wurde, rief er aus: Sehet da den Schwan, den ich im Traum gesehen: Im Traume hatte er einen jungen Schwan in dem Schooß ausgebrütet, der bald mit Adlersflug sich in die Lüfte empor schwang, und dieselben mit den süssen Accenten seiner Stimme erfüllte. — Eine Menge solcher Träume hatten einen allegorischen Sinn, den man für prophetisch erklärte, wenn er zufälliger Weise mit der Würklichkeit eintraf. Statt aller andern Beyspiele erinnere man sich nur jenes Traums, in welchem es den Astyages vorkam, daß aus dem Schooß seiner Tochter Mandane eine Weinranke hervor wachse, die ganz Asien beschatte. Eifersucht beredte den Fürsten, diese Allegorie bedeute künftige, unumschränkte Eroberungen seines Enkels, des Cyrus. Indessen sezte er denselben Hindernisse entgegen, welche gerade zu die Erfüllung seines Argwohns beförderten. Indem er den Enkel weasetzen ließ, wards diesem leicht, unter den Persern nicht nur männ-

licher erzogen zu werden, sondern auch sich einen mächtigen Anhang zu sammlen. Und so gelangs ihm, ganz Asien unter seinem Schild zu beschatten. Wer durfte mehr zweifeln, daß nicht die Vorahnung des Astyages prophetisch gewesen?

Je zweydeutiger der Sinn des Traums ist, desto mehr hängt die Auslegung von dem Erfolg ab. Pyrhus ist Beyspiel. Vor Spartas Belagerung träumte ihm, daß er die Stadt in Feuer gesezt habe. Frohlockend erklärte er den Traum als Herold des Sieges. Niemand hätte gezweifelt, so bald der Traum erfüllt worden wäre. Lysimach wuste demselben eine andre Wendung zu geben. Da die Oerter, sprach er, die der König im Traume mit seinem Blize berührte, heilig und ihr Zugang verschlossen gewesen, so deutete der Traum an, daß dem Pyrhus der Zugang zur Stadt versperret seyn werde. Der Erfolg bestätigte diese Erklärung. — Von gleicher Art ist der Ausspruch, den das Orakel zu Delphen dem Crösus gegeben: „Nicht wird Crösus über den

„Fluß Halis gehen, ohne daß er ein groſſes „Reich zu Grunde richte!“ Der Erfolg zeigte daß ſein eigenes, nicht das Reich des Cyrus gemeint war. Mit Recht ſpottet Oenomaus des Orakels, das ſich unter ſolchen Zweydeutigkeiten verſchanzte.

Eben ſo wenig als bey der Traumdeuterey, ſcheint auch bey jeder andern Art Vorbedeutung nothwendige Beziehung zwiſchen Grund und Folgen, Urſache und Würkung, Zweck und Mittel zu herrſchen.

Urſprünglich ſchienen die Augurien und überall die Erforſchung der Eingeweyde eine natürliche Veranlaßung zu haben. Aus der Beſchaffenheit der Thiere konnte man den Zuſtand der Geſundheit oder Krankheit, überall die Beſchaffenheit ihres Futters, der Luft, des Waſſers, der ganzen Natur ſehn. Betrug auf der einen Seite, Unwiſſenheit auf der andern verführte die Imagination gar bald, daß ſie blos willkührlichen Zeichen das gleiche Anſehen wie den nothwendigen beyzulegen anfieng. Mit Laune ſpottet Cato desjenigen, der

darüber in abergläubische Furcht gerieth, daß eine Ratte die Schuhe zernagte. Weit größer das Wunder, sprach er, wenn die Schuhe die Ratte zernagt hätten! — In Pompejus Lager war Novius bey Erblickung einiger Adler eiferig beschäftigt, diesen Vorfall als Vorbedeutung des Siegs zu erklären. Die Vorbedeutung, sprach Cicero, würde gewiß seyn, wenn wir gegen Krähen zu Feld zögen. Eben so als man aus dem Geschrey der Hahnen viel gutes weissagte, gestand er, daß es auf ihn mehr Eindruk machen würde, wenn statt der Hahnen die Fische zu krähen anfiengen. Als die Hennen nicht futtern wolten, ließ sie Claudius ersäuffen. Wollen sie nicht fressen, sagt er, so mögen sie trinken! — Theuer kam ihm dieser Einfall zu stehen; da er troz der Warnung der Hennen die Flotte zum Streit rüstete, so focht dieselbe so muthlos, daß sie gänzlich besiegt ward. Schlauer betrug sich Papyrius. Aus Besorgniß, die Soldaten bringen bey den wiedersprechenden Berichten der Auguren wenig Zuversicht in das Schlachtfeld, stellte er den Unglükspropheten

in die erſte Reyhe der Krieger. Da noch vor dem Handgemeng derſelbe niedergemacht wurde, erklärte der Anführer dieſen Vorfall als Vorbothen des Sieges, da zum voraus der lügenhafte Prophete geſtraft worden. Das Heer bekam den Muth wieder, und Sieg mit dem Muthe. — Hannibal beredte Prusias ins Schlachtfeld zu ziehen. Die Auguren mißriethen: Und du, verſezte der Feldherr, glaubſt mehr den Fibern und Muskeln des Kalbes als dem Rath eines verſuchten Streiters.

Ohne Zweifel trug die Bilderſprache, ſo wie überhaupt zur Vielgötterey, auch zu dem Aberglauben der Vorbedeutungen viel bey. Es weiß man z. B. daß nach der Revolution in Perſien die Zuſammenverſchwornen denjenigen zum König beſtimmten, deſſen Pferd bey ihrem Ausritt zu erſt anfangen würde zu wyhern. Was für Beziehung zwiſchen dem Pferdewyhern und der Wahl des Monarchen? Die Genealogie dieſer Deutung läßt ſich gleichwol begreiffen, ſobald man ſich erinneret, daß die Pferde der Sonne geheiligt und die Grine die Gottheit

heit der Perser, so wie ursprünglich ein Sinnbild der Gottheit gewesen.

Je weniger die Imagination heftigen Erschütterungen nachaiebt, je mehr sie durch genaue Naturkenntniß bezähmt wird, desto weniger wird sie getäuschet. Schon genug hingegen ists für denjenigen, der mehr dem Gang der Imagination als dem Gang der Philosophie folgt, allemahl als Ursach und Würkung als Grund und Folge anzusehn, was etwa zufälliger Weise als gleichzeitig erscheint. Ungedult Trägheit, Neugier, ziehen dem Licht, das Vernunft und Erfahrung blos langsam verschaffen, jenes Irrwischfeuer blendender Imagination vor, und schwächen durch Nebensonnen die Sonne der Wahrheit. Schon genug, auch die dümmsten Vermuthungen in das heiligste Ansehen zu setzen, so bald sie der Leidenschaft schmeicheln. Jenes Klingeln in den Ohren z. B. was solls wohl bedeuten? Was wohl anders, wenn ich nun gerade mir eines Feindes bewußt bin, als daß er iezt irgendwo über mich lästere? Wenn ich hingegen verliebt bin,

was wol, als daß in diesem Augenblik meine Geliebte sich in zärtlichem Monologe mit mir beschäftigt? Wie artig ist nicht hierüber folgendes, sehr altes Epigramm, das uns Jos. Scaliger aufbewahrt hat:

Garrula quid totis resonas mihi noctibus auris:
Nescio quem dicis nunc meminisse mei.
Hic qui sit quæris? resonant tibi noctibus aures;
Et resonant totis. Delia te loquitur.
Non dubie loquitur me Delia, mollior aura
Venit, et exili murmure dulce fremit.
Delia non aliter secreta silentia noctis
Summissa ac tenui rumpere voce solet.

Eben so, wie das Klingen der Ohren, sind auch das Niessen, der Schauer der Haut, die Gichter der Glieder, zufällige Töne und Wörter, das Aufschlagen besondrer Schriftstellen, gewisse Namen und Tage, unvermuthete Erblickung gewisser Menschen und Thiere, Zahlen, Almanachzeichen, Lufterscheinungen u. s. w. seit der ältesten Zeiten als geheime Deutungen angesehn worden. So veranlaßte z. B. das Spiel, welches auf der einen Seite die

Länqweile täuſcht und auf der andern Seite durch ſeine Abwechſlungen das Herz in Bewegung erhält, die Einführung des abergläubiſchen Looſes. Was unſre einfältigen Bauern oder Kinder noch heut zu Tage von dem Halm-Zug erwarten, kömmt genau überein mit dem Herausziehen der Pfeile, deſſen man ſich vormals in dem Orient und noch heut zu Tage bey den Türken und Arabern bedienet. Von Nabuchodonoſor ſagt Ezechiel, daß er ſeine Pfeile gemiſcht habe, um zu wiſſen, ob er Ammon oder Jeruſalem angreiffen ſollte. Der Pfeil wurde gegen die leztre gezogen. Wahrlich ein gültiger Grund, Jeruſalem mit Krieg anzugreiffen! Auch ſo gar in die Kirche ſchlich ſich der Gebrauch des Looſes ein. Die Chriſten ſchlugen eine Schriftſtelle, ſo wie die Heiden einen Vers aus ihren Poeten auf. Nur in dem Fall ſcheint Auguſtin dieſe Uebung zu mißbilligen, wenn man ſich derſelben bey weltlichen Dingen bedienet.

Eben ſo ſehr entfernen ſich von Vernunft und Natur jene kabbaliſtiſchen Zuſammenſezungen der Buchſtaben und Zahlen.

Tu ne quæfieris ſcire (nefas) quem mihi, quem tibi
Finem Dii dederint, Leuconoes nec Babylonios
Tentaris numeros.

So ausſchweifend immer dieſer Aberglaube ſeyn mag, ſo unſchuldig ſcheint ebenfalls die Veranlaſſung deſſelben. Unter den Weiſen des Alterthums entſtand er wegen übertriebener Hochachtung der perſiſchen Magie, unter den Chriſten aus Ehrfurcht gegen die h. Bücher. Was jene betrift, wer weiß nicht, wie ungemein viel z. B. eine Univerſalſprache oder auch nur die Algeber und andere Zifferſprachen zur Erweiterung des menſchlichen Verſtandes beytragen? Indem vermittelſt ſolcher Zeichen, Zahlen und Lettern der Weiſe einen wahren und hohen Sinn herausbringt, ließt gar bald der Idiote, der von weitem etwas von der verborgenen Weisheit ſolcher Charaktere vernommen, in derſelben die ungereimteſten Dinge. Auf gleiche Weiſe glaubten bald ſtolzer Fürwitz, bald übertriebene Ehrfurcht gegen die Schriften der Propheten, daß die göttliche Offenbarung die Arcana der ganzen

Natur, die Schikſale der einzelnen Menſchen und ganzer Staaten, die Ordnungen und Verrichtungen der Engel, die Art ſie zu beſchwören u. ſ. w. in ſich verſchlieſſen. „Derjenige, „ſagt der bekannte Graf von Mirandula, „welcher die Kraft der Zahl zehn und die „Natur der erſten ſphäriſchen Zahl kennt, hat „den Schlüſſel zu fünfzig Pforten des Ver„ſtandes und das Geheimniß des groſſen Ju„biläums, der tauſendſten Generation und des „Reichs aller Jahrhunderte.“ Wenn ein Mirandola, Reuchlin, Agrippa und andre wirklich groſſe Männer ſolche Grillen der Aufmerkſamkeit würdig gefunden, wer bedauert nicht den Einfluß, den herrſchende Chimären auch auf das edelſte Genie haben? Ohne Zweifel daß nicht ſelten ſolche Ausſchweifungen die Frucht gelehrter Eitelkeit ſind, die ſo gerne mit Arcanen ſich brüſtet. Dieſelbe Beſchaffenheit ſcheint es mit der Liebe zur Wahrheit wie mit der ſinnlichen Liebe zu haben. Ohne weiſe Mäßigung ſind ſie entweder ganz unfruchtbar oder zeugen entnaturte, kränkelnde Kinder. Um hiervon ein Beyſpiel zu geben,

erinnere man ſich nur, wie nach und nach die Wahrheit der Phyſiognomik in Lügen der Chiromantie und Metoſcopie überging. An der Glaubwürdigkeit der erſteren wird wol kein Vernünftiger zweifeln. Wenn der Jäger, ſagt Ariſtoteles, *) den Charakter des Hundes nach der äußern Bildung beurtheilt, warum ſollte nicht der Phyſiognomiſt die menſchliche Gemüthsart aus ſeiner Bildung errathen? Ungemein nachdrüklich wird die Kraft der Phyſiognomik von dem Verfaſſer der Religion des Arztes **) beſchrieben. Indeſſen merkt der

*) S. Ariſtot. de Phyſiog. C. I. wie auch Polemon, deſſen Buch der Graf Montecuculli aus dem Griechiſchen in das Lat. überſetzt und mit Anmerkungen erläutert hat. Ferner Scipio Claremontius de conjectandi moribus. Robert Flud Hiſt. microcosmi. Sprüchw. Salomon C. XVII. 24. Buch Sirachs C. XIX. 26. 27.

**) S. Religio medici P. II. Sect. 2. Habet vultus, ſagt Brown, myſticos quosdam characteres animam ipſam exprimentes, quorum alphabetum quicunque calleat, ingenium ipſum ex fronte legerit. Nec hominum tantum, ſed plantarum etiam & vegetabilium phyſiognomiam quandam eſſe ſtatuo. Et in uno quoque horum figuras quasdam externas apparere,

Stagyrite *) wohl an, daß man nicht von einem einzigen Zug, sondern von dem Ganzen allein auf den Charakter, so wie nicht von einem einzigen Wort, oder abgerißenen Stück sondern von dem Innhalt und Plan auf eine Schrift einen festen Schluß zu machen im Stand sey.

Bey Verabsäumung einer so wichtigen Einschränkung müßen die übreilteſten Urtheile, die blindeſten Antipathien und Sympathien entſtehen. Noch weit mehr werden allzuweite Ausdehnung oder auch Vermiſchung natürlicher und nothwendiger Kennzeichen mit willkürlichen und zufälligen, Täuſchung und Aberglauben er-

interæ quidem formæ ſigna & indicia. In omnibus operibus ſuis inſcriptionem aliquam reliquit digitus divinus, non graphicam illam & ex litteris, ſed ex forma tamen & conſtitutione, ex membris & operationibus compoſitam, quæ omnia rite & appoſite conjuncta ipſam rerum naturam non obſcure depingunt. His litteris Deus aſtra nominum compellat, his nomina creaturis Adamus indidit, unius cujusque naturæ congrua.

*) S. Ariſt. Phyſiog. C. VI.

wecken. Daher jene Zigeunerkünste, welche kaum Erwähnung verdienen!

Was die Magie besonders betrift, so finden wir, nach dem Baco, zwischen Naturwürkungen und zwischen Zauberwürkungen, denselben Unterschied, der zwischen einer wirklichen Geschichte und zwischen einem Feenmährchen statt hat. Nothwendig ist in jener Ursach und Würkung verbunden, da in diesen hingegen alles durch Sprung geht, Zweck ohne Mittel, Würkung ohne Ursach erreicht wird. Aus gleichen Gründen, warum man Feenmärchen der Geschichte vorzieht, nämlich aus Ungedult, aus Wiederwillen gegen Prüfung, aus Neigung zum Wunderbaren u. s. w. aus eben diesen Gründen wird man Zaubermittel den natürlichen Mitteln vorziehen und lieber durch Wunder zum Ziel geführt werden, als mühsam Schritt vor Schritt gehn. Wer indessen auf solche Art statt der Juno Wolken umarmt, was kan er anders als wie Irion Chimären erzeugen?

Auch die natürlichsten Ursachen wird man lieber für Zaubereyen erklären als seine Un-

wissenheit gestehn. So erzählt Plinius, das man den Julius Cresinus der Magie wegen angeklaget habe, weil nämlich sein Boden immer weit mehr als der Boden der Nachbarn hervorbrachte. Beym Verhör nahm er die Schaar hurtiger Kinder und Knechte, nahm das zahlreiche und wohlgenährte Vieh, nahm die vortheilhaften und gut unterhaltenen Geräthe mit sich. Nun, sprach er dann zu den Richtern, nun würdet ihr meine ganze Rechtfertigung sehen, wenn ihr noch meine Unverdrossenheit und meinen Schweiß auf dem Felde sähet. Auf nemliche Art vertheidigte ich Hirzels socratischen Landwirth, den man ebenfalls in Verdacht der Zauberey setzte. Eben so weiß man, daß die Erfinder neuer Dinge z. B. des Schießpulvers, der Buchdruckerey u. s. w. einzig darum für Zauberer erklärt worden, weil der Pöbel nicht gleich aus natürlichen Ursachen ihre Kunst herleiten konnte. Noch in den beyden letzten Jahrhunderten war es nicht selten, daß man ausserordentlichen Männern einen vertrauten Dämon zuschrieb, dessen Beystand sie ihr Genie, ihr Glück und ihre

Beförderungen zu danken hätten. Langnay verwande grosse Summen auf seine Spionen. Ihm war keine Neuigkeit in ganz Europa verborgen. Man glaubte, daß ihm sein vertrauter Dämon dieselben verriethe: sein Geld aber allein war es, welches das Wunder verursachte. — Salvoison bewieß in dem Kriege einen so ungemeinen Muth, daß man denselben durchgängig dem Einfluß eines Geistes zuschrieb und so gar sich unterstand zu behaupten, daß ihn der Teufel weggeholt habe. Brantome spottet über diese Weibermährchen, indem er sagt, der grosse Verstand, die Kenntniße, die Wachsamkeit, die Fertigkeit, der Muth und das Glück seyn die einzigen Dämons gewesen, die den Salvoison in seinen Unternehmungen unterstüzt hätten. Von dem Marschall Matignon wußte man, daß er während seiner Verwaltung von Guyenne in einer Zeit von zwölf Jahren hundert tausend Liv. jährlicher Einkünfte erworben, und man sagte, er habe diese Schäze durch den Verstand des bösen Geistes erhalten. In der That aber hatte er seinen Reichthum der Gunst des Hofes zu danken.

Nach einem durchgängigen Gerüchte wurde der Herzog von Espernon für eine Fee ausgeschryen. Man behauptete, daß er einen Dämon mit sich in der Tasche herum trage, den er zu jeder Stunde rathe frage. Eben dieses behauptete man von Cäsar Borgia, dem Neffen Alexanders VI. und von dem Kardinal Carl von Lothringen.

Montagne gedenkt eines Prinzen, seines Zeitgenossen, den das Podagra aller Lebhaftigkeit beraubt hatte. Derselbe vernahm die wunderbaren Verrichtungen eines Priesters, der blos durch Worte und Gebehrden jede Krankheit zu heilen gewohnt war. Dieses bewog den abergläubischen Prinzen, daß er sich der beschwerlichsten Reise unterzoge und den Priester besuchte. Die große Erwartung von der Wunderkraft desselben würkte auf die Imagination des Podagristen so stark, daß er für einige Zeit wieder gesund ward. Wenn der Zufall, sezt Montagne hinzu, nicht hernach die Ungeschicklichkeit des Priesters aufgedeckt hätte, jedermann würde in ihm einen würklichen Wunderthäter verehrt haben.

Ein Opticus, sagt Augustin, kann durch Spiegel und andre Maschinen einen Gegenstand in ganz anderm Lichte darstellen, als er natürlich erscheint. Wie viel mehr denn, fährt er nach dem Vorurtheil seiner Zeit fort — der Geist des Abgrundes? Mit mehr Urtheilskraft setzt er hinzu, daß es oftmals nur schwarze Galle sey, welche die Leute so sehr verwirre, daß sie nicht nur äussere Dinge, sondern sich selbst metamorphosirt sehn. Auch ohne Verrückung der Imagination kann die bloße Verrückung des Nervensystems dergleichen Verblendungen verursachen. Beym Thomasius finden wir die Beschreibung von Zahns künstlichem Auge. Wenn man in dasselbe zähes Gummi-Wasser hinein gießt und eine Lampe anzündt, so fangen die Bullulæ an zu steigen, und stellen durch die ausserordentliche Strahlenbrechung allerley seltsame Bilder vor. Verlangt man zu wissen, wie z. B. die Bilder in dem Auge eines Melancholicus aussehn, so muß das Wasser sehr zähe, und das Feuer darunter ganz gelinde gemacht werden. Ist aber das Wasser wenige zähe, ist es mit gröbern Theil-

gen, z. B. gestossenem Glas, reinem Sande u. s. w. vermischt, und wird dabey die Hitze vermehret, so werden die Bullulæ groß, steigen oft und schnell in die Höhe, stellen in einem Augenblik verschiedene Bilder dar, ungefehr so wie es im Fieber geschieht. — Gießt man etwas dünnes Gummi-Wasser in die Röhre, und hernach durch einen Trichter Alaun-Wasser, so daß dieses unten in den Boden kömt, und im Durchdringen das Gummi-Wasser nicht trübet, stellt man alsdenn das Auge so, daß sich die Gegenstände alle aufs beste in der retina mahlen, — gießt man hierauf durch eben den Trichter auch Lixivium Salis Alcali hinein, doch daß es unterwegs das Gummi-Wasser nicht berühre, so steigen die Bullulæ eiligst in die Höhe, und stellen die wunderbarsten Bilder dar, die den Gegenständen nicht im geringsten entsprechen. — An folgendem Experiment mags für unsere gegenwärtige Absicht genug seyn. Man gieße nämlich süsses Wasser in dieses kunstreiche Aug, und stelle die retina so weit von der Puppilla, daß man die Bilder auf der erstern genau unterscheiden

kann; alsdann werffe man Salz hinein, so werden die Bilder nur dunkel oder gar nicht mehr gesehn werden. — Außerdem wird auch die Beschaffenheit der Bilder durch die Farbe, die der Humor aqueus annehmen kann, sehr verschieden bestimmt, z. B. wenn das Wasser mit Safran und Sandel oder Bezeth gefärbt wird. So unzählbar viele Ursachen als in der Natur sind, wodurch Bullulæ verschiedene Strahlenbrechungen und Farbenmischungen in den Säften des Leibes, und besonders des Auges entstehen können, so unzählbar viele Ursachen sind auch in der Natur, um die Bilder in dem Auge zu ändern. Und ist es sich denn zu verwundern, wenn z. B. ein Bergmann den Schwad und damit eine widrige Bewegung in dem Geblüte empfindt, daß er den Berggeist sieht, dessen Gestalt er aber nicht allemal genau zu beschreiben im Stand ist? Ohne Zweifel kommen solche Erscheinungen von den schwefflichten und andern Dünsten. Ich enthalte mich nicht, die bisherigen Bemerkungen durch folgende Geschichte zu erläutern, die ebenfalls Thomasius erzählt hat. Ich

erinnere mich, sagt dieser verdiente Weltweise, einer Historie welche sich ungefehr im J. 1674. in der Mitte des Sommers zu Reval zu trug: als nämlich des Morgens früh eines Nachbars Magd zu einem Weber auf den Tönnisbrunn kömmt, um aus seinem Hof Brunnenwasser zu schöpfen, sieht sie das Wasser in dem Brunnen kochen: als sie den Eimer wieder aufziehen will, brach unten der Hacken von der Stangen ab, und der Eymer fiel in den Brunnen. Die Magd rief den Weber Gesellen und bat ihn, er möchte dem Eymer herauf helfen. Dieser stellte eine Stange der Länge nach in den Brunnen, ließ sich längst derselben herunter; als er um die Hälfte des Brunnens kam, mußte er Hände und Füße von einander sperren, und ohne den geringsten Laut von sich zu geben, starb er. Sein Meister stand in den Gedanken, er wäre unversehens gefallen und hätte den Nacken gebrochen, ließ sich deswegen des Gesellen Tod zu keiner Warnung dienen, und stellte keck die gleiche Fahrt an; als er um die Hälfte des Brunnens kam, mußte ers dem Gesellen nachmachen, Hände und

Füße von einander sperren und als Tod demselben Gesellschaft leisten. Der dritte, der sich wagte, war ein Fuhrmann; dieser wollte sich beser in Acht nehmen, ließ sich mit einem Strick umgürten und hinunter lassen; als er aber auch um dieselbe Gegend kam, reckte er seine Hände aus ohne Geschrey, gleich zog man ihn in die Höhe und fand ihn halb tod. Seine Lebensgeister wurden etwas in Ordnung gebracht, das er von seiner wunderbaren Fahrt Nachricht abstatten konnte. Er erzählte, er hätte den Brunnen ganz voller Gespenster gesehn und ihm wäre geworden, als hätte man einige Centner Gewicht an seine Beine gebunden, sondern Zweifel weil die Lebensgeister in Ruhe gebracht worden und in denen Nerven nichts übrig gewesen. Den dritten Tag darauf mußte er auch sein Leben enden.

Mein seliger Vater als damahliger Physicus und Matth. Professor, fährt Thomasius fort, — wollte die Ursache untersuchen und den Berggeist prüfen, nahm zu solchem Ende allerley fliegende so wol als vierfüßige Thiere,

ließ

ließ selbige nach einander in einem Korb herunter, alle insgesamt starben, als sie in die Gegend des Bergeistes kamen. Es wurde darauf der Brunnen zugeworffen und verrammet.

Diese Begebenheit ist merkwürdig, besonders mit dem Fuhrmann, der die Gespenster sah und die Schwere empfand. Die Nachricht der Magd aber (weil sie das Wasser kochen sah,) versichert uns, daß es nur Ausdünstungen gewesen, die diese Gespenster erzeugten. Sollte man nicht hieraus den Schluß ziehen, daß Ausdünstungen in den Säften und Lebensgeistern bisweilen Verwirrungen erwecken, zumahl wenn Furcht und Schrecken dazu kommen und die Imagination durch vorhergegangene Erzählungen ohnehin schon geneigt ist, Gespenster zu sehn.

Johann Baptista Porta *) gedenkt einer gewissen Pflanze, Bella Donna genannt, wel-

*) S. Porta Mag. Nat. B. VIII. C. 2. Aehnlicher Beyspiele erwähnen Joh. Scaliger

che dem Trinker die lachendesten Bilder darstellt. Er thut eines Freundes Erwähnung, welcher vermittelst gewisser Kräuter die Leute so betäubte, daß sie sich in Vögel oder in andre Thiere metamorphosirt hielten. Wenn die Geschichte des Ulysses und seiner Gefährten nicht Allegorie ist, so that Circe ein gleiches. Man weiß, was für Verblendungen z. B. Wein, Opium, Liebestränke u. s. w. verursachen?

Auch dem blossen Anblick schreibt man bisweilen magische Kraft zu. Olympias sah die Courtisane, von der man ihr sagte, daß sie den Philippus bezaubere. Da sie dieselbe ungemein geistreich und schön fand, sprach sie: nun kenn ich ihr ganze Zauberey, welche natürlicher nicht seyn kann. Aber auch ohne verblümte Wendung haben unter andern Vigneul Marville und schon Baco die Antipa-

---

Animadv. in Euseb. Plinius B. XXXV. C. 25. XXVIII. C. 11. Herodot B. IV. Horaz. Epoden Ode V. und XVII. Satiren B. 1. Sat. 8. Theocrit und Virgil hin und wieder.

thien und Sympathien gewiſſer Perſonen aus der Ausdünſtung derſelben, und beſonders aus den Strahlen des Auges erkläret. Wie dem auch ſeyn mag, immer kan ſich wie Plato ſagt, jeder vermittelſt ſeiner eignen Einbildung bezaubern. Auf die Imagination eines jungen Menſchen würkte die Hinrichtung eines Miſſethäters ſo ſtark, daß er bey Nacht denſelben leibhaft und ſichtbar vor ſich zu ſehen glaubte: da keine Vorſtellungen den Eindruck auszulöſchen vermochten, ſo bemühte man ſich Einbildung durch Einbildung zu heilen. Unter das Hauptküſſen legte man dem Knaben ein verſchloſſenes Billet, welches jeden Schatten von Erſcheinung zu vertreiben im Stande ſeyn ſollte. Voll Zuverſicht auf die Kraft des Zauberbillets, ſchlief er ohne beunruhigende Träume. Nach einiger Zeit befahl man demſelben das Papier zu eröffnen, und da las er zu ſeiner Beſchämung, daß Aberglaube durch Aberglaube, Bilder durch Bilder verjagt werden. Auf ähnliche Art wurden ſchon manche Krankheit, mancher hyſteriſche oder hypochondriſche Zuſtand vertrieben. Den Philipp Au-

resolus bewog dieß, das er solchen Krankeit, die sich verzaubert hielten, Zuflucht zu Hexen und Zigeunern erlaubte. Die Einbildungskraft setzt nämlich die Lebensgeister in Bewegung, und diese Bewegung kann die Genesung befördern. Wenn z. B. jemand, sagt Baco, das Zeichen eines Planeten, oder einen Ring, oder ein Stück eines Thiers bey sich trägt, und sich von dem Einfluß davon einen glüklichen Erfolg in seiner Freywerberey oder Liebe, oder in jeder andern Unternehmung verspricht, so kann dadurch seine Zuversicht und sein Muth genährt, sein Eifer belebt, sein ganzer Geist erhizt, und eben deswegen sein Zweck erreicht werden. Diese Fetiches, diese Talismans, Ringe und Zeichen, von welchen er einen wunderbaren Einfluß auf andre erwartet, haben vielmehr einen solchen auf ihn selber. Eben so alt als allgemein ist der Gebrauch wunderthätiger Zeichen, Figuren, Wörter und Buchstaben. Durch Gesänge hat, nach Homers Zeugniß, Ulysses eine blutende Wunde geheilet; durch Gedichte Cato eine Lähmung der Glieder, eben so das Podagra Varro.

Höchst unverantwortlich ist es indessen, wenn z. B. ein Marktschreyer oder Viehartzt zwar durch ganz natürliche Mittel ein Gebrechen wegbebt, dabey aber, um entweder seine Kunst verborgen zu halten, oder sie desto wichtiger zu machen, Gebehrden, Worte und Figuren einmischt, die eigentlich zur Heilung nichts thun, obschon er dieselben als Hauptursache, als übernatürliches Hülfsmittel stell beut. Nicht nur wird so der Fortgang der Naturkunde und Arzneykunst gehindert, sondern auch die natürliche Ordnung der Vorsicht verworfen. Man sieht hieraus, was von den Zigeunerkünsten zu halten sey, die sich von den Taschenspielern, Psylis und Schlangenbeschwörern der alten und neuern Aegypter, auch in unsere Gegenden und in unser Zeitalter verbreiten. Aeusserst ungereimt ist der Mißbrauch jener gewerbeten Namen Abrazas, Abracadabra, Amen, Elohim, Jehovah u. s. w. denen man zuweilen eine ausserordentliche, magische Kraft zuschreibt.

So ungereimt indessen immer ein solcher Mißbrauch seyn mag, so unschuldig scheint ursprünglich der gute Gebrauch solcher Zeichen und Bilder. Wie die Hieroglyphische Sprache überhaupt, so wurden auch dergleichen Amulete anfangs zu Bezeichnung lehrreicher Wahrheiten genutzet, erst lange hernach aber von dem abergläubischen und abgöttischen Pöbel ganz widersinnisch erkläret. Nur dürfen wir z. B. ein solches Amulet aus dem Museum Odescalchum anführen. Dasselbe stellt eine menschliche Gestalt vor mit einen Hahnenkopf, und statt der Knie und Beinen mit zween Drachen nebst der Umschrift: Abraxas. Der Hahn bedeutet nach dem Hieronymus über Amos C. II. Die Kraft der Sonne, als der obersten Gottheit der Aegypter. Von dem Drachen sagt man, daß er sich jährlich wie die Sonne erneuere. So seltsam also dieses Bild seyn mag, so sehr ists ein treffendes Bild der Zeit und des Umlaufs der Sonne. Noch mehr erhellet dieses aus der Umschrift Abraxas, welches Wort Martin von Ebermayer

nach griechischen Zahlen folgender Massen berechnet:

A	—	1
b	—	2
r	—	100
a	—	1
x	—	60
a	—	1
s.	—	200.
		365.

dieses Amulet wurde für ein Hülfsmittel gegen allerley Uebel gehalten. Aus der Hieroglyphischen Sprache in die gemeine übersezt, was konnte dieses anders bedeuten, als daß die Zeit der beste Arzt alles Unheils seyn werde? Unvermerkt aber vergaß der Pöbel dieses innern Sinnes und schrieb dem Bilde selber übernatürliche Kraft zu. Auf ähnliche Weise könnte der Ursprung von hundert abergläubischen Einbildungen erklärt werden.

Merkwürdig ist es, daß die Magie allemahl an meisten, dennzumal herrscht, wenn entweder das Volk in tiefer Nacht der Barbarey und Unwissenheit herumirrt, oder wenn dasselbe auf dem Gipfel der Verfeinerung schwach und weichlich geworden. In dem leztern Zustand wird durch Ueppigkeit jede Nerve gereizt; beym geringsten Eindruck schauert entweder die Einbildungskraft vor abergläubischen Furchten oder sie wiegt sich in eben so unbegründeten, träumerischen Hofnungen. Daher jene herrschende Neigung zu Zauberkünsten unter den römischen Kaisern, welche kaum durch die strengsten Verordnungen dieselbe einzuschränken vermochten. — In jenem Zustand hingegen, den gänzlicher Barbarey und Denklosigkeit, was ist wol gewohnter, als daß man Würklichkeit und Einbildung, den Gang der Natur und den Gang der Imagination, scheinbare und wahre Ursachen der Dinge verwechselt? In diesem Fall befinden sich so viele Wilde wie z. B. die Grönländer und Isländer, die Irokesen und Hurons. Die Angekoks, das ist, die grönländischen Zauberer, besseren eine be-

schädigte Seele aus, bringen eine verlorne zurück, verwechseln einen Kranken mit einem Gesunden. Der Hottentott glaubt, daß alle plötzliche, innerliche Schmerzen von der Zauberey herkomme; der Wilde in Guiana wendt sich in allen seinen Krankheiten mit voller Zuversicht an die Gaukler, welche, wie er sagt, die Macht besitzen den bösen Feind zu erbitten oder ihn aus den Leibern der Kranken zu vertreiben. Der Wilde in Louisiana glaubt bey den Aerzten Magie und Arzneykunst verbunden; er glaubt, daß dieselben eben so leicht gut Wetter machen als Krankheiten heilen. Von den Kamtschadalen, sagt Steller, daß sie eine im Strudel wohnende Gottheit verehren, die sie durch allerley Ceremonien sich günstig zu machen bemüht sind.

Wenn wir nicht weniger in Süden als in Norden, nicht weniger bey den wilden Americanern als bey dem gesitteten Aegyptier und Griechen den Glauben an Geister, an ihren Einfluß und ihre Erscheinungen so herrschend und so allgemein sehen, so dürfen wir länger nicht zweifeln, daß nicht dieser Glaube sehr

tief in die Beschaffenheit der menschlichen Natur eingewebt sey. Und was ist wohl z. B. natürlicher als daß uns ein innigstgeliebter Freund nach seinem Hinscheid im Traume erscheine? Daß mein Herz, voll Sehnsucht nach seinem fernern Umgang, sich endlich berede, würklich eines solchen Umgangs, einer Erscheinung desselben zu geniessen? So erkannten die Augilen, ein afrikanisches Volk zwischen den Garamanten und Troglodyten, keine andern Götter als die Geister und Schatten ihrer Verstorbenen: Bey diesen schwuren sie; diese fragten sie als Orakel; was sie auf den Gräbern träumten, war für sie göttliche Antwort. Anderswo wurde das Andenken abgeschiedener Wohlthäter durch Bildsäulen, Altäre, Capellen und Tempel verewigt. Unvermerkt beredte man sich, daß an den geweyhten Oertern, die verstorbenen als Dämons und Götter erscheinen.

Konnte man sich einmal bereden, auch nur die kleinste Zahl solcher Geister zu glauben, so kostete es die Phantasie wenig, mit solchen Himmel, Luft, Wasser, Feuer, Erde, Ab-

grund zu bevölkern. Gar bald ſah man dieſelben bey jedem geringſten Vorfall entweder freywillig oder nach Auffoderung ſich in die Geſchäfte der Welt miſchen. Welch ein Heer von Göttern und Halbgöttern, nach Beſchaffenheit des Geburtsorts, ſchön wie Cythäre, gräßlich wie Furien? Daher endlich ſo viele Dämons, Feen, Sylphen, Salamander, Gnomen, Laren, Larven, Lemuren, Geſpenſter, Nachtgeiſter, Weerwölfe, Kobolde, Unken, Vampiren, Heckemänner, Beſeſſene, Verhexte, Geneſelte und alle die ſeltſamen Leibes und Gemüths-Zuſtände, deren Urſache man, aus Unwiſſenheit der wahren, natürlichen Urſachen, den Geiſtern zuſchrieb!

Weit entfernt, das Daſeyn oder auch ſo gar der Einfluß höherer Intelligenzen zu läugnen, begreifen wir vielmehr, daß in der ganzen unermeßnen Schöpfung alles ausgefüllt, alles verbunden ſeyn muß. An der Möglichkeit (nur von dieſer iſt einmal die Rede,) jeder und aller unſichtbaren Einwürkungen zu zweifeln, ſcheint uns eben ſo thörigt, als in beſondern Fällen die Wirklichkeit derſelben ohne

Prüfung zu glauben. Soll uns z. B. der Schatten eines Verſtorbenen erſcheinen, ſo ſtell ich mir die Sache ungefehr ſo vor. In Luft und Waſſer und Erde, in Gras und Kraut und Thier kehrten die groben und fremden Theile ſeines Cörpers zurück. Auch nach der Auflöſung bleibt die erſte, urſprüngliche Hülle, oder wie man ſonſt den Urſtoff zu nennen beliebe. Seine Geſtalt beſchreib ich eben ſo wenig als tauſend unſichtbare Inſecten, für welche jedes Microſcop zu ſtumpf iſt. Wenn wir auch bey den kleinſten Grundtheilen ſtill ſtehn, noch bleibts uns verborgen, mit was für Aether- und Lichttheilgen ſie vermengt ſind. Immer der Hauptkeim, dießeits und jenſeits, ſo wie hier ſchon gewiſſe Grundzüge in jedem Alter die gleichen. Auch im Saamenkorn bemerkt das bewafnete Aug die Bildung des künftigen Baumes. Nirgends neue Schöpfung, nur Fortdauer; nirgends ganz neue Formen, nur Entwiklung der Alten! Wie zart und klein, nach dieſer Hypotheſe eines Bernoulli und Connors, Haupt, Hand und der ganze Unterleib jenſeit des Grabes? Mit Schnelligkeit des

Lichtstrahls schießt er von Sphäre zu Sphäre, und warum sollts den Verklärten versagt seyn, sichtbar oder unsichtbar, sich den Hinterlassenen zu nahen? Eben so wie der Geist des Verstorbenen, so kann auch jeder andrer Geist uns umschweben. So weit die Muthmaßung, unterstüzt durch alte und neue Traditionen, und zum Theil eingewebt in das Lehrgebäude der Kirche!

Alle diese Geister, bald in dem Phantasiereichen Orient, bald in dem lügenhaften Griechenland, bald in dem kalten Norden, bald in den heißen Süden erzeugt, sind entweder wohlthätig oder bösartig. Den Einfluß der leztern haben wir wenig zu fürchten, wenn wir den Aussprüchen der Offenbarung glauben beymessen. Nach eben diesen Aussprüchen scheinen wir hingegen den Einfluß guter Geister erwarten zu dürfen. Bodinus erwähnt eines seiner Bekannten, der von einem guten Engel wie Socrates von seinem Dämon gewarnt worden. Pfeifer erzählt aus Melanchtons Schriften, wie dieser sich mit Simon Grynäus auf dem Colloquium zu Speyer befunden, so

sey der lezte von einem ganz unbekannten Mann, den er niemals auszuforschen vermögend gewesen, seiner Vermuthung nach von einem Engel wegen der augenscheinlichsten Gefahr gewarnt worden. Eine ähnliche Erzählung findt man von dem Zürcherschen Reformator Bullinger.

Was besonders die menschlichen Krankheiten betrift, so behauptet selbst Boyle, der gleichwol die Kräfte der Natur allzu philosophisch untersucht hat, um ohne Noth zu höhern Intelligenzen Zuflucht zu nehmen, dieser scharfsinnige Naturforscher behauptet ausdrüklich, daß die Engel weit öfter, als die Philosophen nicht glauben, sich dazu herablassen, das verstimmte Uhrwerk des menschlichen Cörpers durch unmittelbaren Beystand wieder zu spannen und den Leibssäften eine ganz andre Richtung zu geben als diejenige, welches die allgemeinen Naturgesetze erfordern.

Ungereimtheit ist es, das Unmögliche möglich zu glauben. Eigendünkel und Ueberraschung, dem blos Möglichen gleich ein Daseyn

zugeben. Unwiſſenheit aber, etwas nur darum zu leugnen, weil man es nicht zu erklären im Stand iſt.

Und nun, wenn wir noch ſo ſehr vom Daſeyn und von Einfluß der Geiſter überzeugt ſind, was iſt es denn weiter? Auch als ein Theil des kirchlichen Lehrbegriffes betrachtet, gehört dieſer Glaube wohl zu den Hauptpuncten? Müſſen darum, wie in der Epopöe das Miniſterium Deorum, in Erbauungsſchriften und Predigten böſe und gute Engel herrſchende Maſchinerie ſeyn? In Vergleichung mit allem dem Schaden, welchen nicht ſo faſt dieſe Geiſter' als vielmehr die Vorſtellung derſelben verurſachten, wie unbeträchtlich iſt nicht das Gute, das der Glaube an dieſelben veranlaßet? Auch dieſes Gute, — wirds nicht durch Zuverſicht auf die Gottheit ſelber unendlich beſſer als durch Zuverſicht auf mittlere Intelligenzen erreichet? Für einmal, daß der Glaube an Geiſter uns im Tugendkampf unterſtüzt, macht er uns hundertmal träge und muthlos. Der Weichling verliert alle Selbſtthätigkeit. Dem Böſen wiederſteht er nicht

lange, da er von der Übermacht des schwarzen Verführers alles befürchtet. Das Gute zu thun harrt er auf Antrieb des Schutzgeists, und so bleibt er nervis alienis mobile lignum. Und ihr manichäische Lehrer, wagt es mit solcher Ausführlichkeit und mit solchen Nachdruk von dem Einfluß der Geister wie von einer der wesentlichen Glaubens-Lehren zu reden, während daß immer noch so mancher Missethäter, der ihr etwan im Gefängniß besuchet, profaner Weise nicht sich selber, sondern bald der Nachläßigkeit des Guten, bald der Versuchung des bösen Geistes die ganze Schuld seiner Verbrechen zuschreibt! Ihr wagt es, Oromasdes und Arimanius zusammen zu setzen, während das ihr in jedem Tollhaus oder Hospital noch immer so viele Elende erblicket, welche über dem grauenvollen Bilde der bösen Geister in Verrückung, in Verzweiflung selber gerathen!

Jeder Trieb, jede Regung gleich deswegen für Eingebung zu halten, weil wir nicht allemal ihre Entstehung aus dem Gang der vorher-

Vergegangenen Ideen zu erklären im Stand sind, verräth eine Unwissenheit und einen Hochmuth, die geradezu zur Schwärmerey führen.

So wenig wir Gefühl und Einbildungkraft, oder überhaupt jene ascetischen Uebungen in dem Geiste der Spener und Franken aus dem Religionsvortrage gänzlich verbannen, eben so wenig schränken wir denselben auf solche Uebungen allein ein. Nicht nur lächerlich, auch strafbar ist derjenige Lehrer, welcher unterm Mantel der Andacht bald sein weniges Geschick zum Unterweisen, bald seine Trägheit verbirgt, welcher durch Empfindungen und Inspiration zu erhalten sucht, was nach Gottes Absichten durch Fleiß und Nachdenken sollte gesucht werden. Was in Absicht auf Poesie Flaccus von dem gegenseitigen Einfluß der Kunst und Natur sagt, das kann in Absicht auf Religion von dem gegenseitigen Einfluß des Herzens und des Verstandes gesagt werden:

— — Ego nec studium sine divite vena,
Nec rude quid prosit video ingenium: alterius sic

Altera poſcit opem res, & conjurat amice.
Qui ſtudet optatam curſu contingere metam,
Multa tulit, fecitque puer, ſudavit & alſit,
Abſtinuit Venere & Vino: *qui Pythia cantat*
Tibicen, didicit prius, extimuitque magiſtrum
Nunc ſatis eſt dixiſſe, Ego mira poëmata canto.

Wenn durch Gebeth oder auch überhaupt durch Erwartung eines höhern Beyſtandes die Seele noch ſo ſehr geſtärkt wird, ſo würden nichts deſto weniger ohne anderweite Hülfsmittel, ohne Studiren, ohne Erziehung und Uebung Tugend und Gottſeligkeit eben ſo wenig als jede andre Kunſt oder Wiſſenſchaft durch bloſſes Seufzen und Bethen, oder bloß durch Erwartung eines höhern Beyſtandes erlernt werden können.

Der äuſſerſte Grad der Schwärmerey iſt es, wenn man unmittelbar von dem Arm der Allmacht und von dem Licht der Gottheit erwartet, was gleichwol mittelbar und natürlich durch die Hand des Menſchen und durch ſeinen Verſtand geſchehen kann. Um von dieſer Ausſchweifung verwahrt zu bleiben, verbanne man ſorgfältig den erſten Wunſch oder Be-

dünken, daß an uns oder an andern solche ausserordentliche Einwürkungen geschehn. Wie jede andre Einbildung oder Leidenschaft, muß auch die Schwärmerey in der Geburt erstickt werden, wenn sie nicht in Thaten ausbrechen soll. Der gröste Beweiß menschlichen Unsinnes ist es, sagt Buddeus, wenn man in Abwesenheit des Gegenstandes einer Begierde, beym Mangel der Gelegenheit und der Werkzeuge zu ihrer Befriedigung, nichts desto weniger mit Träumen und Einbildungen, wie z. B. der Verliebte mit Romanen diese Begierde zu weyden bemüht ist. Nicht lange währt es, und mit dem Wunsch wird sich die Hofnung, mit der Hofnung werden sich wirkliche Versuche verbinden, den Himmelsblitz aus den Händen der Gottheit zu winden, und damit entweder das gegenwärtige Zeitalter zu strafen, oder die Nacht der Zukunft zu erhellen.

Je mehr solche Schwärmer die Sinnen verläugnen, desto höher verehren sie ihre Einbildungen. Jeder Traum ist für sie Offenbahrung und Weissagung. So sagt beym Cicero

Cyrus: die Göttlichkeit der menschlichen Natur erhelle, am meisten aus der Traumkraft, welche uns die Zukunft vor das Gesicht bringt und zum voraus in die Ewigkeit versezt, da wir von den Banden des Cörpers befreyet seyn werden. Augustin geht wirklich so weit, daß er Vorschriften mittheilt, wie durch gänzliche Abgezogenheit der Sinnen unmittelbare Offenbarung und Gemeinschaft Gottes könne erlangt werden. Eine Seele, sagt er, welche in ihrem Innern alle Vorstellungen geschaffener Dinge auszulöschen im Stand seyn würde, könnte alsdenn in heiligem Schweigen der Natur denjenigen unmittelbar selber vernehmen, von welchem alle Geschöpfe Daseyn und Leben empfangen. Nicht mehr durch diese, nicht durch irgend eine Menschen oder Engelstimme, nicht durch das Lispeln des Zephyrs oder durch den Donner des Waldstrohms, ohne alles Sinnbild würde Gott selber einer solchen Seele sich unmittelbar mittheilen. — So erhaben immer beym ersten Anblick Augustins Begrif zu seyn scheint, so leicht kam es zu den abscheulichsten Schwärmereyen ver-

führen, so bald bey solcher vermeinten Abgezogenheit des Geistes das geringste, irrdische Bild zurück bleibt, dem man in der Täuschung göttliches Gepräg zuschreibt. Die Lehrsätze dieses Kirchenvaters scheinen nur gar zu nahe verwandt mit den geheimen Lehrsätzen in der Religion des Fo. Die beyden Extremen der Gefühllosigkeit und der größten Fühlbarkeit gränzen zusammen. Daher die sinnliche Geistigkeit und die geistige Sinnlichkeit der älteren und neuern Gnosticker. Zuweilen, sagt Zimmerman, wollen diese schwärmerische Secten die Triebe eines sehr reizbaren und gefühlvollen Körpers durch eine überspannte Frömmigkeit unterdrücken, da doch die Leidenschaften immer heftiger werden je mehr man sie zu unterdrücken sucht, einem Feuer gleich das unter der Bemühung es auszulöschen neue Kräfte fast und mit verdoppelter Wuth brennt. Die Leidenschaften ändern unter den heftigsten Uebungen einer überspannten Gottseligkeit nur ihre Richtung, weil eine geistliche Turteltaube sich zu dem Gipfel der mystischen Schwärmerey mit dem eigensten Temperamente einer verliebten

Turteltaube erhebt. Maria mit dem Zunamen von der Menschwerdung, sagte bey den immer wiederkommenden Gefühle ihrer inwendigen Berührungen, mein Geliebter ist eine ausgeschüttete Salbe, von ihrer himmlischen Süßigkeit voll, will ich mich in seinen keuschen Umarmungen verzehren: unabläßig erfähret die Seele diesen freundlichen Beweger, der mit dem lieblichsten Feuer sie ganz entzündet, ganz aufreibt, und doch ein ewiges Hochzeitlied singen macht. Sie erfrecht sich so gar hinzuzusezen, die Ergötzlichkeiten meiner Seele hemmte die Kraft des Geistes, sie trachteten sich ins äussere zu ergiessen, und in den untern Theil, aber der Geist schickte alles wieder aufwärts. — Maria Magdalena von Pazzis hatte sehr besondre Liebesergiessungen. Sie war erst in einer Entzückung, unbeweglich und unempfindlich; die Liebesergiessung kam, und ein neues Leben durchdrang ihre Glieder. Weg von ihrem Bette sprang sie, und verfiel in eine solche Liebesraserey, daß sie eine ihrer Mitschwestern bey der Hand ergrif und zu ihr sagte: Komm doch und lauf mit mir, um auch die Liebe zu ru-

fen; ich werde niemals satt sie zu nennen. — Catharina von Genua *) konnte vor Liebe zu Gott nicht mehr arbeiten, gehen, stehen, und oft nicht mehr reden. Alle Weiber und alle Männer würden sich in das Meer stürzen, sagte sie, wenn es die göttliche Liebe wär. In diesen friedseligen Abgrund der süssesten Liebe verschlungen gieng sie oft in den Garten, und erzählte den Pflanzen und Bäumen ihre Liebe. Oft rann sie in ihrem Kloster herum, legte sich ganz ausgestreckt zur Erde, und rief Liebe, Liebe, Liebe, ich kann nicht mehr. — Armelle, eine Französin, war in ihrer Jugend von einem verliebten Temperamente, und zudem mit Mutterbeschwerungen sehr geplagt, daher ihr auch die Frau, bey welcher sie in Diensten stand, sehr vernünftig die Arbeit als

*) Nur darf man mit dieser Catharina von Genua Göthens Stella vergleichen, so wird man sehen, daß auch unabhänglich von Andächteley die Schwärmerey bestehen kan. In Fleisch verwandelt der heilige Schwärmer göttliche Gegenstände, ungöttliche vergöttert der unheilige Schwärmer.

das einzige Mittel wider ihre Schwärmereyen anrieth. Ihr Lebensbeschreiber sagt, ihr Herz sey in der Zeit, da sie von der Liebe Gottes noch entblößt war, von einem höllischen Feuer, ihre ganze Seele von so garstigen und abscheulichen Gedanken, ihre Einbildung von den geilesten Bildern so voll gewesen, und das Feuer der unkeuschen Liebe habe so sehr in ihr gebrannt, daß sie sich nicht mehr zu lassen gewußt. Nach ihrer Wiedergeburt änderte dieses Feuer nur seine Richtung. Auch wurden die geistlichen Eröfnungen und Liebesergießungen nun so stark, das sie bezeugte, sie könne keinen Augenblick ausser der Vereinigung ihres geistlichen Bräutigams leben. Das durchdringende Feuer ihrer geistigen Liebe schien den innersten Grund, den Mittelpunct, das Wesen ihrer Seele zu verzehren, sie hatte dabey ein beständiges Fieber, und konnte fast nicht reden. Von der süssen Gewalt dieser Liebe überströhmt, wachte sie ganze Nächte durch, und genoß, wie ihr Lebensbeschreiber sagt, geruhig die Liebeskü[illegible], womit ihr himmlischer Liebhaber sie in dem geheimsten Grund ihres Herzens be-

schenkte, endlich bildete sie sich ein, sie sey ganz mit ihrem Bräutigam zusammen geflossen.

„Alle geistlichen Betrachtungen, sagt Zimmermann, zerrütteten durch übertriebene Anstrengung ein schwaches, finsteres, mit Vorstellungen, die weder Gottes noch des Menschen würdig sind, überhäuftes, oder zur Melancholie geneigtes Hirn. Die Weiber verfallen darum wegen ihres schwächlichern und beweglichern Baues viel leichter in solche Ausschweifungen als die Männer; ein einsamer, in sich selbst gekrümmter, und weniger an dem Sinnlichen hängender Mensch viel eher, als der in der Welt lebt. Man sieht, daß Leute, die sich geistlichen Empfindungen und Betrachtungen übermäßig ergeben, zuerst eine Schwerigkeit im Kopfe fühlen, schwindlicht, blaß und schwach werden, in ein heftiges Herzklopfen, auch in Ohnmachten versinken, und daß endlich die Einbildungskraft sich versteiget und verwirret, daß die Kraft richtig zu urtheilen und zu schliessen verschwindet, wenn sie ganz Empfindung, ganz Schwärmer sind.

„In diesem bedaurenswerthen Zustande folgen „Entzückungen, der Schwärmer träumt, er „erhebe sich auf schimmernden Gewölken von „hohen Redensarten und kriechenden Gedanken in gränzenlose Gegenden des Lichtes, er „hat Gesichter, er weißagt, er weckt Geister „auf, er befiehlt dem Teufel und dem Sturm.

So beklagens werth indessen das Schicksal aller derjenigen seyn mag, die durch schwärmerische Liebe zu Gott in Verrückung gerathen, so vielmehr beklagenswerth ist das Schicksal derjenigen, die durch schwärmerische Einbildungen von den bösen Engeln geplagt werden. Von der Besitzungen und von den Bündnissen derselben haben wir nicht nöthig weitläufig zu reden, da Semler durch wiederholte Ausfälle das Reich des Satans sattsam bestritten. Allzubekannt ist die Geschichte des Teufels von Loudün, *) allzu abscheulich die

*) Sehe unter andern Bodins Demonom. B. II. C. 3. wie auch Thomasius Disp. de Crimine Magiæ.

Geſchichte der Angela de Falaino, *) als daß wir dieſelben anführen dürften. Ueberall hätten wir uns weniger lange bey dem Tollhauſe häßlicher Schwärmerey verweilet, wenn nicht neuerlich mehrere Vorfälle uns auf dieſe Geiſteskrankheit aufmerkſam gemacht hätten.

Unter den Handſchriften der aſcetiſchen Geſellſchaft in Zürich findt ſich eine Sammlung von Spitalbeſuchen, deren hiſtorich-pſychologiſche Beſchreibung ungemein intereſſant iſt. Ohne Zweifel daß die Geſchichte ſolcher ſchwärmeriſcher und ſelbſt ganz verrükter Leute eben ſo wichtig für das Studium des menſchlichen Herzens, Geiſtes und Genies ſeyn würde als z. B. die Geſchichte ſo vieler Krankheiten für das Studium der Natur. Noch unlängſt iſt ein junges Mädchen von Stettbach unweit Greifenſee in den Hoſpital gebracht worden,

*) S. Mart. Delrio Diſq. mag. B. II. Sect. 24. in lo. verecundis, ſagt unter andern die Unglükliche von ſich ſelber, eſt tantus ignis, quantum conſuevi apponere ignem materialem ad extinguendum ignem concupiſcentiæ &c.

deßen Geschichte äusserst interessant ist. Da ich dieselbe gegenwärtig nicht zur Hand habe; so begnüge ich mich, das eine oder das andre von den verdienten Mitgliedern der ascetischen Gesellschaft aufzufodern, daß sie uns diese und ähnliche Geschichten, mit ihren philosophischen Anmerkungen begleitet, mitzutheilen belieben. Zu andern Zeiten hätte vielleicht dieses Mädchen von Stettbach eine Jeanne d'Arc seyn können. Nach allgemeinem Zeugniß führte dasselbe immer ein sittsames Leben. Durch unglükliche Lesereyen aber und durch Umgang mit einigen halb schwärmerischen, halb arglistigen Leuten in der Nachbarschaft ward es verführt, sich für die wirkliche Braut des Himmels zu halten. Schon hatte es einige andre Personen auf seine Seite gebracht, und sämmtlich giengen sie so weit, daß sie mit Gewalt den verdienten Prediger am Orte angreiffen wollten, indem er eben im Begriff war, mit einem Menschen zu reden, den sie schon in ihre h. Geheimnisse eingeweyht glaubten.

Aus den Papieren der ascetischen Gesellschaft vom März und April 1777. erlaube man,

daß ich nur folgende Erzählungen anführe. „Ich „traf, sagt ein verdientes Mitglied, eine jun„ge Tochter, die an dem Zürchersee gelebt „hatte, in dem Spital an. Dieselbe schien „von gutem, aber sehr empfindlichem Gemüthe. „Sie war in Hausdiensten und ein Verwand„ter ihres Meisters übernahm es, diese junge „Person, die vorher sehr lustig und aufgeweckt „war, den Gefahren des jugendlichen Leicht„sinnes zu entreissen. Ihren Kopf füllete er „bald mit allerley trüben Gedanken, wodurch „sie in Zeit von einem Jahr in Schwermuth „gestürzt ward. Endlich brach diese Schwer„muth bey einem nächtlichen Gewitter in „würklichen Wahnsinn aus. Ihre schon ver„worrne Einbildungskraft beredte dieselbe, daß „der Blitz vom Himmel gesandt werde, sie für „ihren vorigen Leichtsinn zu strafen: schon „glaubte sie den lezten Gerichtstag anrücken „zu sehen; sie fieng an zu schwärmen. Das „Gewitter hörte auf, allein mit demselben „ihre Schwärmerey nicht.

„In einem andern Zimmer, heißt es weiter, „zogen vornemlich zwo Personen meine Auf-

„ merkſamkeit an ſich. Die eine war ein der-
„ bes, breitſchultrigtes Weib, noch in den
„ beſten Jahren, welches durch Geiz, Wolluſt,
„ Trägheit und Schalkheit närriſch geworden.
„ Immer klagte dieſes Weib über Anfechtungen
„ zum Selbſtmord. Auch that ſie Verſuche ſich
„ ſelbſt umzubringen, jedoch nur ſolche, welche
„ Schrecken erweckten, ohne ihr Leben ſelbſt
„ in Gefahr zu ſetzen. Es gab Stunden, wo
„ man glauben ſollte, ſie wolle jedermann ſpie-
„ len. Bald nahm ſie an ſchäckernden Ge-
„ ſprächen gerne Antheil und machte mit ih-
„ ren Einfällen zu lachen; bald wollte ſie in
„ Verzweiflung gerathen. Ich mußte dieſes
„ Menſchen müde werden, weil ſie mich ganz
„ ausdiſputirt hatte. Was ich nur ſagte, ſo
„ blieb ſie immer dabey: Ich kann nichts
„ thun; wann ichs nur könnte. Fing ich
„ dann an ihr vorzuſtellen, was für ſtarke
„ Glieder und einen geſunden Leib ſie habe,
„ wie oft ich ſie ſelbſt ſpinnen und der Wär-
„ terin helfen geſehen, — alsdenn verwan-
„ delte ſie ſelbſt das: Ich kann nicht, in ein:
„ Ich will nicht. Eben mein böſer Wille

„ist das Uebel, sagte sie dann: O, wann „Sie nur wüßten, was da in mir „innerlich herrschet! Ich will nicht, „Wenn mich nur jemand zu tod schlagen „wollte. — Und so mußte man mit ihr im- „mer im Zirkel: Ich kann nicht: Ich will „nicht: herum treiben. Was ich ihr immer „vorstellete, so hieß es: Eben kann ich auch „das Gute nicht fassen, nicht verstehen; „der Satan besizt mich. Das ärgerlichste „war, daß sie im Beten selbst die leichtfer- „tigsten Dinge verübte. — Leztern Montag „erstaunte ich, als ich dieses Weib sehr an- „dächtig in Gellerts Liedern lesen und sagen „hörte: Ja, izt will ich alle meine Kräfte „anwenden, um wieder gut zu werden, „und will alsdann heim zu meiner Hauß- „haltung gehen und arbeiten. — Dieses „konnte ich nicht begreiffen, bis man mir die „Sache auſſer dem Zimmer erklärte. Ver- „gangenen Sonnabend nämlich hatte sie ihre „Ungezogenheit aufs äußerste getrieben. Man „fieng an, ihr mit Streichen und stärkern „Fesseln zu drohen. Anfangs trozte sie diesen

„Drohungen. Schlaget mich nur tod,
„schrye sie; ich danke noch dafür, daß ihr
„einem so elenden Geschöpf aus der Welt
„weghelfet. — Nein, sagte man ihr, tod-
„schlagen wollen wir dich nicht; du sollst nicht
„sterben, aber stärker gefesselt und gepeitscht
„werden. — Dieser Ton stillte sie allmählich
„und brachte sie wieder zu sich selber.“

„Die andere Person in eben diesem Zim-
„mer war ein junges Mädchen, von guter
„Bildung. Den ganzen langen Tag stand das-
„selbe mit gesenktem Kopf, wie eine Mauer
„unbeweglich und eben so stumm. Nach lan-
„gen, oft wiederholten Versuchen, und fast
„mit Gewalt brachte man zulezt nichts her-
„aus als ein bejahendes oder verneinendes
„Kopfnicken. Auf die Frage: Hat man dir
„was Leyds zugefügt? wars ein Nein.
„Hast du dich gegen andere vergangen?
„Ein Ja. Aber worinn? — Das konnte
„man niemals von ihr erhalten. Leztern Mon-
„tag erhielt die Wärterin, daß das unglük-
„liche Mädchen sich endlich dazu entschloß,

das

„das Unser Vater zu bethen. Mit dem stärk-
„sten Nachdruck erhöhte es seine Stimme,
„als es auf die Bitte kam: Und führ uns
„nicht in Versuchung, sondern erlöß uns von
„dem Bösen. --- Eine Weile hernach schrie
„es ganz jämmerlich: Ach die Sünde in
„den h. Geist! --- Dieses war das erste,
„was mich etwas von der Quelle seines Trüb-
„sinns vermuthen ließ. Hier sagt der Ver-
„fasser, hier dacht ich bey mir selbst, hier
„muß die Einbildungskraft durch Einbildungs-
„kraft geheilt werden. Hier zeigt sichs, wie
„weit allzuheftige Anstrengung religioser Em-
„pfindungen, ohne Leitung der Vernunft, den
„Menschen zu stürzen im Stand ist.

Auch bey heran rückender Wiederherstellung der oben erwähnten Braut Christi von Stettbach ward dieselbe von unserm Beobachter besucht. In der Handschrift dieses geschikten Beobachters finde ich von diesem Besuche folgende Nachricht. „So kühn als sich diese begeisterte
„Heldin bey Hause gezeigt hatte, so scheint sie
„in der That von furchtsamen Tempera-

„mente. Ein Strohm von Worten floß an-
„fangs von ihren Lippen, aber unordentli-
„ches, wiederholtes, oft unverständliches Zeug.
„Sie legte die Bibel weg, die vor ihr auf
„dem Tisch lag. Es geziemt sich nicht, sprach
„sie, das Wort Gottes vor sich zu haben,
„wenn man von so gottlosen Leuten redt. Sie
„meinte eben die Leute, die sie izt für ihre
„Verführer ansah. Ihre Einbildungskraft
„scheint mir feuriger, aber nicht anhalten-
„der Eindrücke fähig. Aeusserst schnell ist ihr
„Uebergang von dem einen Aeußersten zum
„andern. Von ihrer Heftigkeit mag folgen-
„des ein Beweis seyn: da ich mir einmal ih-
„ren Aufruhr zu Hause beschreiben ließ, stürzte
„sie sich so ganz in die Situation hinein,
„in welcher sie gewesen, sie wurde so feurig,
„bediente sich so sehr dergleichen Ausdrücke,
„ahmte so lebhaft dieselben Gebehrden und
„Bewegungen nach, daß ich bey nahe glaubte,
„sie triumphire izt noch in ihrem Herzen. Ich
„konnte mich nicht enthalten, sie zu fragen:
„Ob sie denn glaube, daß ihr Gott wirklich
„befohlen, nicht zu Bette zu gehen, den

„ Kopf zu unterſtützen, das Sonntagskleid an-
„ zuziehen, des Nachbars Haus zu beſtürmen
„ und ganz von ſeinen Einwohnern zu reini-
„ gen? Denn bey jedem dieſer Umſtände be-
„ diente ſie ſich der Worte: **Je, denkt nur,**
„ **Gott befahls mir. Ich mußte es thun.**
„ Sie gab mir zur Antwort, daß ſie es da-
„ mahls geglaubt habe. Ihre übrigen Reden
„ aber lieſſen mich glauben, daß ſie von gutem,
„ aufrichtigem Gemüthe ſey. Bey der Nach-
„ frage, worüber denn die Männer, die ſie
„ beſuchten, mit ihr geredt haben, fand ich,
„ daß Wiedergeburth, Gnadenwahl, Geiſtestrieb
„ die Hauptſtücke geweſen. Ferner der Text:
„ **Viele ſind beruffen; wenige auserwählt.**
„ **Der Geiſt weht, wo er will u. ſ. w.**
„ Ueber die Gnadenwahl unter andern ſtellte
„ ich ihr die Frage jenes Jünglings an Jeſum
„ vor: Herr, wie viel ſind derer, die ſelig
„ werden? Und die Antwort Jeſu: Ringet
„ darnach, daß ihr durch die Pforte eingehet.
„ Da ich ſie hieß 2 Tim. 3, und 2 Theſſ. 3.
„ leſen, begriff ſie, daß ſchon der Apoſtel von

„ solchen Hausschleichern warne, welche die „ ersten christlichen Gemeinen zu verwirren und „ sie von den Vertrauen gegen ihre Lehrer „ weg zuziehen suchten.

„ Da ich das lezte mal bey dieser Tochter „ war, ließ ein junger Mensch von Düben- „ dorf fragen: Ob er nicht auch in das Zim- „ mer kommen dürfe? Er kam, und konnte „ sich der Thränen kaum enthalten, als er „ mir klagte, wie er immer von bösen Gedan- „ ken geplagt werde. Schon von den Aeltern „ hatte er ein dichtes, schwarzes Blut geerbt, „ und da er ein Weber ist, so wurde durch „ sitzende Arbeit dieses Uebel vergrössert. Ju- „ gendliche Schamhaftigkeit hielt ihn ab, mir „ eigentlich zu sagen, worinn diese bösen Ge- „ danken bestehen, und ich frug ihn nicht weiter. „ Da ich indessen sah, daß er wegen seines „ Zustands sehr angsthaft war, voll Bangigkeit „ an meinen Lippen hieng und mir jedes Wort „ nachsprach, suchte ich ihm die Hofnung zu „ machen, daß es bald wieder mit ihm besser „ seyn könne. Seht, sprach ich, ihr müsset „ nur geduldig seyn, gutem Rath folgen und

„gegen eure Gedanken ſtreiten. Freylich auf
„einmal geht das Uebel nicht weg. Es kömmt
„aber auch nicht auf einmal. Nicht wahr,
„man gewöhnt ſich ſo nach und nach an der-
„gleichen Gedanken, ſo wie ſich der Leib und
„ſeine Glieder an gewiſſe Verrichtungen ge-
„wöhnen? Durch Gewohnheit kommen ſolche
„Gedanken und Bewegungen leichter und öfter
„zurücke. Zulezt wird man ihrer kaum län-
„ger Meiſter. So wie man ſich nach und
„nach daran gewöhnt hat, ſo muß man ſich
„auch nach und nach derſelben entwöhnen.
„Glaubet nicht, daß etwas auſſerordentliches
„in euch ſey und eine Stimme habe und euch
„die Gedanken einflöße. Dieſes iſt nur Ein-
„bildung. Daß die Gedanken immer wieder
„kommen, iſt nur, weil ihr euch daran ge-
„wöhnt habet. Ihr werdet ſehen, daß ich
„die Wahrheit rede. Verbindet mit dem Ge-
„brauch der Arzneyen die Arbeit. Leſet etwas
„z. B. in Oſterwalds Teſtament, ſchreibet et-
„was, helfet den Wärtern in ihren Geſchäf-
„ten, gehet bey ſchönem Wetter ſpaziren

„Wenn ihr etwas arbeitet, so müsset ihr
„alsdenn an die Arbeit denken, so wie ihr
„iezt an dasjenige denket, was ich euch sage,
„und wenn ihr an eure Arbeit denken müsset,
„so finden die bösen Gedanken in euren Ge-
„müthe schon weit weniger Platz und ihr ent-
„wöhnt euch davon. Faßet nur Muth. Schon
„ists ein grosser Schritt zur Besserung, wenn
„man nur sein Uebel und die Quelle davon
„kennet, wenn man nur aufrichtig davon be-
„freyt zu seyn wünscht. Nicht wahr, ihr
„kamet so nach und nach in dieses Uebel,
„ohne es selbst gewahr zu werden, ohne zu
„dencken, wohin es zulezt mit euch kommen
„werde? Izt wißt ihrs; desto eher könnt ihr
„euch hüten. Oft gehts uns so im leiblichen.
„Wir essen und trinken und schweifen aus,
„und denken nicht, daß wir krank werden:
„werden wirs einmal, alsdenn lernen wir
„Mäßigung, wir nehmen uns sorgfältiger in
„Acht vor allem, was der Gesundheit schäd-
„lich seyn kann. Beständiges Kopfnicken, Auf-
„gang des Lichtes im Aug, in welchem eine
„Thräne thaute, ich dachte eine Thräne der

„ Hofnung, alles dieſes verſprach mir, daß
„ ich nicht umſonſt geredt habe. — Eben kam
„ der Wärter, um nach ſeinem Patienten zu
„ fragen, und ſagte, daß Holz da ſey. Dieſen
„ ermuntete ich nochmals und hieß ihn mit
„ dem Wärter das Holz aufhäufen, ſoviel
„ es ſeine Kräfte erlauben. Zum Abſchied
„ rieth ich ihm, daß er nach gänzlicher Wie-
„ derherſtellung alsdenn den Webſtuhl verlaſſe
„ und lieber bey einem Bauer in Dienſt trete,
„ weil ich dieſes für ſeinen Leib und für ſein
„ Gemüthe weit zuträglicher halte.

„ Noch muß ich, fährt Herr K. fort, die
„ aſcetiſche Geſellſchaft mit einer Perſon be-
„ kannt machen, die ich bey meinen Beſuchen
„ im Spital angetroffen. Es iſt ein Weib von
„ Schellſik, nicht weit von Chur. Dieſes Weib
„ iſt ſchon zum zweyten male von dem Mann
„ und von vier Kindern entlaufen. Bey Schwa-
„ mendingen ward ſie angehalten, weil ſie ver-
„ worren redte und jederman fragte: ob man
„ keine Kinder in dem Gehölze ſchreyn gehört
„ habe? Das erſtemal traf ich ſie ſehr un-

„ruhig, im Bette angeschlossen, an. Was „fehlt euch, fragte ich? — Mein Herr, „sagte sie, ich bitte und beschwöre euch bey „eurer Seligkeit, daß ihr allen Geistlichen in „Zürich saget, daß sie alle für mich und für „meine arme Kinder bethen, damit unsere „Seelen aus des Teufels Rachen errettet wer„den. — Armes Weib, sprach ich, habt ihr „also einen Mann, vielleicht auch Aeltern? „Nein, weder Vater noch Mann! Meine „Kinder sind Bastarde. Bethen sollt ihr, „sag ich, und weiter nichts. — Ja, das will „ich, und bin darum gekommen. Wollt ihr „auch mitbethen? — Nein, das kann ich „nicht. Ich habe keine Seele mehr. Sie fuhr „mir aus dem Leibe. Ich bin nicht mehr als „Leib. — Nun versezt ich, so will ich bethen. „Ich langte nach einem Gebettbuch. Nein „schrye sie, aus keinem so alten Buche. Die „alten Bücher kenn ich schon; sie taugen nichts. „Wen sie kein neues haben, so bethen sie aus „sich selber, ja, aus sich selber bethen sie, „daß mir die Seele wieder in den Leib fahre, „und daß der Mörder meine Kinder nicht um-

„ bringe, oder daß nur die Seele dieſer armen
„ Schäfgen errettet werden. — Ich bethete
„ alſo aus mir ſelber, und eben für das, was
„ ſie wollte. — Sie war ſtill, ſah mich ſtarr
„ an. Ich merkte während dem Gebethe, daß
„ ichs nicht uneben nach ihrem Sinn traf. Am
„ Ende bethete ſie mir freywillig das Unſer
„ Vater nach. — Noch eins, ſagte ſie iſt
„ ganz gelaſſen, wenn ſie mir doch die ſchrek-
„ lichen Geſtalten vor den Augen wegnehmen
„ könnten. Immer ſeh ich meine Kinder auf
„ dem Bette vor mir, das eine tod, das an-
„ dre hängt mir blutig am Halſe, ein anders
„ iſt zerfezt, das vierte ruft und ſchreyt nach
„ mir. — Ein kalter Schauer durchfuhr mich. —
„ Und dann, fuhr ſie fort, unterſuchen ſie
„ auch die Zeddelchen, die ich bey mir habe,
„ ein rothes und ein ſchwarzes. Das rothe
„ hat mir ein Engel vom Himmel gebracht;
„ ich ſelber habe das ſchwarze geſchrieben. Ich
„ verſprach alles zu unterſuchen und eifrig für
„ ſie zu bethen. Beym Weggehen ſagte mir
„ die Wärterin, man dürfe ihres Manns nicht
„ erwähnen, ſie gerathe ſo gleich in Wuth.

„ ich nicht mehr zusehen mochte. Immer drang-
„ gen sie in mich, daß ich ihres Glaubens wer-
„ den sollte. Einmal gab mir der Geistliche
„ etwas ein, daß mir die Seele aus dem
„ Leibe fuhr, und seither habe ich keine Seele
„ mehr. Da ich mich jämmerlich gebehrdete
„ und meine unschuldigen Kinder retten wolte,
„ nahm sie mir der Mörder weg, sperrete mich
„ in eine vergitterte Kammer ein, und hielt
„ mit seinem andern Weib Haushaltung, indem
„ er vorgab, ich sey zu den Meinigen gereiset.
„ Mehr als sieben Wochen war ich in dem Ge-
„ fängniß. Einmal schrie ich, als ich an dem
„ Landtag die Procession vorübergehn hörte,
„ da kam der Mörder hinauf und schlug mich
„ so jämmerlich, wie man izt noch die Wund-
„ male sehen kann. Endlich gelangs mir, daß
„ ich in einer Nacht weglauffen konnte. Aber
„ meine Kinder habe ich nicht bey mir; die
„ hätte ich nicht verlassen sollen; der Mörder
„ bringt sie mir um u. s. w. — Ich sah,
„ daß alle Vorstellungen bey ihr sich in die
„ Besorgniß wegen ihrer Kinder concentriren,
„ und daß diese Besorgniß alle ihre Gemüths-

„ kräfte verschlinge. Ich versuchte es, das „ Vertrauen auf Gott bey ihr zu erwecken, „ stellte ihr Gott als den Vater der Waysen „ und Wittwen und jedes Hülfloſen Geſchöpfs „ vor. Als ich ſie auch damit tröſten wollte, „ daß eine Obrigkeit in Chur nicht zugeben „ werde, daß ihre Kinder übel behandelt wer- „ den, wandte ſie ein, die Obrigkeit vernehme „ nichts hievon: die Geiſtlichen ſelber entziehn „ ihr die Sache, und darum habe ſie ſich „ an Zürich zu wenden gedacht. *)

Die Schranken, die ich mir vorgeſtekt habe, erlauben nicht, daß ich mehrere ſolcher Nachrichten anführe, oder über die angeführten einen Commentar ſchreibe. — Ohne Zweifel würde es intereſſant ſeyn, die zuſammenlauffenden Urſachen zu prüfen, welche ſolche

*) Ohne Zweifel habe ich nicht nöthig anzumerken, daß für einmal die Außage einer ſolchen Perſon von keinen Folgen ſeyn kann, da immer die hiſtoriſchen Umſtände ſo ſehr mit Chimären vermiſcht ſind, daß es freylich ganz andre Außagen zur Prüfung der zweydeutigen Scenen bedürfen.

moralischen Seuchen, und zwar in dem einen Land weit mehr als in dem andern erzeugen. In Absicht auf unsere Gegenden scheinen folgende Ursachen auffallend:

I. Ein übrig gebliebener Saame des mönchischen Aberglaubens und besonders auch der wiedertäuferschen Seuche, der von Zeit zu Zeit bald von durchreisenden mährischen Brüdern, bald von den Inspirirten gepflegt wird, die etwan aus Holländischen Kriegesdiensten nach Hause zurückkommen.

II. Die Beschaffenheit des Clima. Ungeachtet nämlich dasselbe überhaupt günstig zu seyn scheint, so hat es nichts desto weniger an verschiedenen Orten beträchtliche Mängel.

a. Die Luft nämlich drükt bey uns beynahe ein neunzehn mal weniger als in Holland. Dadurch wird der Bau des Cörpers lockerer und zarter und es entsteht überhaupt eine desto grössere Empfindlichkeit.

b. Die wässeriaen Dünste, die hie und da an den Seen und Flüßen aufsteigen, schwä-

chen das Geweb der Haut und besonders der Lunge. Kommt hiezu noch bey grosser Sommerhitze eine Fäulnis in den stehenden Wassern, so verursacht die verdorbene Luft ein Zusammenziehn der festen Theile und der Schweißlöcher, wodurch eine Menge unordentlicher Fieber verursachet werden.

c. Desto bösartiger ist die plötzliche und öftere Abänderung des Wetters, je mehr sie auf einen zartern und empfindlichern Leib würkt. Wenn auf einmal der Südwind den Nordwind verjagt, so wird plötzlich der Cörper um 31 Centner weniger gedrükt. Da dieser Südwind gemeiniglich noch feucht ist, so wird dadurch der Bau der festen Theile geschwächt; das Blut sucht mehrern Raum, und es ist alsdann eben so viel, als ob in die Adern ungefehr ein zehntel oder ein zwölftel mehr Blut gekommen seyn würde. Auf solche Art müssen besonders die ohnehin geschwächten Theile überfüllt werden. Entsteht hierauf wieder eine plötzliche Kälte, so treibt diese die Feuchtigkeiten gegen die innern Theile; die

Ausdünstung wird hinterhalten, es entstehn Verstopfungen in der Haut oder Ueberfüllung der innern Gefäße.

Ohne Zweifel trägt eine solche Beschaffenheit der Luft viel bey, daß nebst andern Krankheiten besonders auch der Hypochonder, Hysterische Zufälle, Bangigkeiten u. s. w. entstehn.

III. Hiezu kömmt noch, daß man allen diesen Mängeln des Climas nicht genug durch Sorgfalt in Absicht auf Lebensart, auf Kleidung und Nahrung begegnet. Ohne Zweifel würde es keine Entweyhung des Heiligthums seyn, wenn von Zeit zu Zeit selbst von der Canzel Vorschriften für den Leib wie für die Seele mitgetheilet würden, indem ja auch unsere Leiber ein Tempel Gottes genennt, und wir in den h. Büchern aufgefodert werden, Gott zu preisen im Leib und im Geist, als welche beyd Gottes sind. Zum Erstaunen ist es, wie leichtsinnig besonders auch die Landleute nicht nur sich der Hitze und dem Frost, sondern der urplözlichen Abwechselung derselben

ben aussetzen. Eben so leichtsinnig sind sie in Absicht auf Speise und Trank, besonders auch in Absicht auf übermäßigen Gebrauch des Weins und gebrannter Wasser. Von andern Ausschweifungen haben wir nicht nöthig zu reden, da man immer mit Silen die geilen Satyrs und mit Bacchus die Venus zu sehen gewohnt ist. Gleichwie indessen beyde Extreme, auf der einen Seite Schwelgerey, auf der andern Fasten so wol den Geist als den Cörper in Unordnung bringen, eben so scheinen auch auf der einen Seite heftige Anstrengung, auf der andern gänzlicher Mangel der Bewegung die gleiche Wirkung zu haben. Vielleicht würde sichs finden, das fromme Grillenfängerey und Fanatismus am meisten in denjenigen Gegenden genährt werden, wo man vorzüglich einer sizenden Lebensart, wie z. B. die Spinner und Weber, gewohnt ist.

IV. Mit Schwelgerey verbunden, scheint schlechte Wirthschaft ebenfalls ein Zunder, wodurch vielerley Arten der Schwärmerey entflammt werden. Auf der einen Seite Gewissens-

Biſſe, auf der andern Seite Kummer und Sorgen wegen vernachläßigten Hausweſens ſind Urſache, warum der Geiſt verwirrt, warum derſelbe in der Unruhe geneigt wird, auf Offenbarungen und Wunder, in Mangel natürlicher Hülfsmittel, auf übernatürliche zu bauen.

V. Mit den ökonomiſchen Urſachen ſind die politiſchen verbunden. Nicht ſelten haben Hunger und Mangel, Mißvergnügen und Aufruhr, und dieſe die Erwartung eines übernatürlichen, wundervollen Beyſtands erzeuget. Wie gewaltig und furchtbar würde nicht ein Rebell ſeyn, mit Gedeons geheiligtem Schwerdte bewafnet? Nur dürfen wir uns der Tavelſchen Empörungen im Berner-Gebiete vom J. 1723 erinnern. Unſern Staatslehrern überlaß ich die Auflöſung der Frage, wie vielen Einfluß der religioſe Fanatiſmus auf den politiſchen habe.

VI. Nur allzuſehr wird auch der Schwärmergeiſt durch ſo viele ältere und neuere Andachtsbücher und Predigten genähret, wodurch die Imagination in ſchwindlichte Tiefen hin-

abgestürzt wird. Lauter Hyperbole im Ausdruck und convulsivische Bewegung in den Gebehrden! Unmöglich werden schwache Köpfe einem solchen dithyrambischen Eindruck zu widerstehen im Stand seyn. Hiezu kömmt noch, entweder aus Mangel, oder aus Eckel anderer Geschäfte, eine allzu ausgebreitete Neigung zum Lesen und zu müßigen Grillen, wodurch die Leute so wohl von ihrer Berufsarbeit als von dem Lichte der simplen Wahrheit abgeführt worden. In dem zweiten Theil von Mosers patriotischen Phantasien befindt sich ein Aufsatz: über die Erziehung der Landleute Kinder, der auch in unsrer Zeit und in unserm Lande besondere Beherzigung verdient.

„Ich weiß nicht, heißt es in dem LXXIX „Stück. Ich weiß nicht, was unserm Herrn „Cantor in den Kopf kömmt. Alle Jungen „und Mädchen sollen lesen und schreiben ler„nen; dabey predigt er ihnen einen Catechis„mus, der ist so dick wie mein Gesangbuch, „und wenn er von der Kinderzucht spricht,

„ so sagt er weiter nichts, als wie glücklich
„ die Kinder sind, die nicht wie die Heiden
„ aufwachsen, sondern lesen und schreiben und
„ auf alle Fragen antworten können.

„ Nun soll mich zwar der Himmel wol
„ dafür bewahren, daß ich unsern Herrn Cantor meistern sollte. Allein ich fühle doch,
„ daß die Kinder mehr zur Handarbeit angeführt werden müßten: ich fühle, daß das
„ viele Buchstabiren und Schulgehn unsere
„ Jugend vom Spinnrocken zieht. — Das
„ Lesen, wie mir mein Vater sagte, war erst
„ in seiner Jugend unter den Landleuten Mode geworden; und dieser hätte es noch wol
„ von seinem Vater gehört, daß in seiner
„ Kindheit das ganze Jahr hindurch nur drey
„ Gesänge in der Kirche wären gesungen worden, welche ein jeder aus dem Kopf gewußt
„ hätte. Darauf wär erst ein kleines Gesangbuch gekommen; dem sey ein etwas dickeres
„ nachgefolget, bis es endlich zu seiner Zeit
„ zu einer ganzen Dicke angeschwollen sey.
„ Was ist aber von allem die Folge gewesen?

„ Unsere Kinder haben minder Lust, Fertigkeit „ und Dauer zur Handarbeit erhalten. “

So übertrieben auch der Ton in diesem ganzen Aufsatz seyn mag, so treffend scheint nichs desto weniger der Satyrische Innhalt zu Beschämung so vieler Reformatoren, welche bis zur Dame beym Puztisch, bis zum Kammermädchen, bis zum einfältigsten Jungen oder Landmann jedermann zum Gelehrten, zum Dichter oder zum Metaphysicker umschaffen wollen.

VII. Endlich können wir nicht genug wiederholen, daß schlechtes und gefühlloses Betragen der Hirten und Lehrer viele Gemüther entfremdet und auf die Seite derjenigen hinreißt, die in die Häuser schleichen und die Weibsen gefangen nehmen. Auch von dem Feind sollte man lernen. Aus was für Ursachen werden die Recruten der Schwärmer so gerne und so häufig vermehret? Manche werden durch diesen oder jenen Vorschub, durch Geschenke und Wohlthaten, durch Klien-

telen und kräftige Empfehlungen, durch Verheißungen und Unterstützungen, oder durch andere solche vergüldete Fesseln auf die schlechte Seite gezogen, und könnten sie durch ähnliche Mittel, durch wärmere Theilnehmung und thätigeres Wohlwollen nicht eben so auf die gute Seite geführet werden? So viele Handwerks Theologen, so viele träge, sorglose Hirten und Lehrer möchte ich durch das Beyspiel der Schwärmer, durch das Beyspiel der Unglaubigen selber beschämen. Wie viel dienstleistung und Mildthätigkeit findt man nicht z. B. in Zinzendorfs Schule? Wie schlau wußte nicht Julian der Abtrünnige durch das gleiche wohlthätige Betragen, wodurch sich die Kirche auszeichnete, dem Heidenthum Proselyten zu werben? Indem wir uns derselben Mittel, nämlich der Werke der Liebe, der Allmosen, der Erquickungen, der guten Räthe, der kräftigen Tröstungen, der freundlichen Gespräche, der Vorsorge für Wittwen und Waysen, der Theilnehmung an fremden Leiden u. s. w. eben so wie die Schwärmer bedienen, so wird es uns leicht seyn, uns

dieſer Mittel zu Erreichung eines beſſern Zwecks zu bedienen, nämlich die Menſchen nicht auf Irrwege, ſondern auf die Pfade der Wahrheit zu führen.

Und wenn wir denn mit innigſter Beklemmung um uns her ſehen, und bey dem nahen Abgrund zurück beben, in welchen ſich ſo viele verirrte Schaafe zu ſtürzen bereit ſind, ſollten wir unſere Augen und unſere Lippen verſchlieſſen, wenn wir vielleicht, unter göttlichem Beyſtand, noch zu rechter Zeit ſo manches verlohrnes Lamm zurückrufen oder wenigſtens die übrigen abhalten können, daß ſie ſich nicht in die gleichen Nachtvollen Abgründe hinabſtürzen? Ohne Zweifel würde es der chriſtlichen Klugheit ſo wohl als der chriſtlichen Liebe angemeſſen ſeyn, in Stillſchweigen die Irrthümer zu hüllen, ſo lang nämlich ihr Gift nur im Finſtern ſchleicht: allein wenn daſſelbe gleich einer epidemiſchen Seuche ſich ausbreitet, wenn es Alte und Junge, Reiche und Arme, wenn es hie und da geiſtliche ſo wohl als weltliche Führer und Aufſeher an-

steckt, wärs nicht höchst unverantwortlich, wenn wir nicht den besten Kräften aufbieten würden, um die verirrten Brüder von dem Weg des Verderbens zurück zu ziehen: Und da wünschte ich uns, um dieses mit Erfolg zu bewürcken, die Talente ihrer Verführer, jenen Strom ihrer Beredsamkeit, jenen Feuerbrand erschütternder Einbildungskraft, jenen erobernden Ton der Stimme, die bald wie Ungewitter zerschmettert, bald wie Frühlingslüfte in goldene Träume einwiegt, jenes Wälz-Auge, jene seelvollen Blicke, jene allhinreißende Sprache des Leibes und jede Bewegung: — Doch was sag ich? Sollt uns denn der Eifer für Wahrheit auf den Grad verblenden, daß wir das Reich derselben mit den Waffen der Täuschung ausbreiten wollten? Und wirst du, Göttliche, nicht auch nackt und ungeschmückt die glänzendesten Idolen des Trugs und der Lüge beschämen? vielmehr ohne buntes Gewölk strahlt deine Sonne am reinsten, in eigenem Lichte! Eben jenes unächte Geschmeide des sengenden Africa, eben jener prachtvolle Schwulst des übrigen Asiens sind es, welche

die Lehre unserer Kirche, wie das Gold und die Spezereyen beyder Indien die Sitten unsrer Staaten verunstalten. Vielmehr simpel, klar und lichtvoll sey der Vortrag der Wahrheit. Je mehr wir um sie eher die Gespenster und Dämons zauberischer Einbildungskraft wegbannen, desto weniger werden wir Gefahr laufen, statt der Tochter des Himmels eine Wolke zu umarmen. *)

Mit Recht würde ich mir indessen den Vorwurf der Einseitigkeit zuziehen, wenn ich

*) Eben weil Schwärmer mehr durch willkührliche Vergesellschaftung der Bilder als durch richtige Urtheilskraft bestimmt werden, weichen sie auch so sehr einer von dem andern, als alle zusammen von der Wahrheit selbst ab. Horum, sagt Buddäus in dem Programma de Theologiæ polemicæ studio solide ac sobrie instituendo, — horum si quis in quibusdam sit consensus, fortuito id contingere necesse est: cum suam quisque aut revelationem aut imaginationem, ceu theologiæ suæ principium sequatur. Maximus interea horum hominum dissensus deprehenditur: & non deprehendi profecto nequit. Operam itaque & Oleum perdunt, qui aut omnium, aut multorum in unum redigere systema allaborant sententias, aut vel unius justum aliquod aut rite cohærens dari systema, existimant.

nicht als Pendant der religiosen Schwärmer, Pendant abergläubischer Müttergen und frommer Betschwestern eine andre Art Schwärmer, nämlich die Frengeister zur Schau stellen würde. Gleichwie die Phantasie der einen, Wirkungen ohne natürliche Ursachen, so sezt die Phantasie der andern, Würkungen ganz ohne gar alle Ursachen, sezt Schöpfung ohne Schöpfer voraus. „ Man muß nicht aus der Acht „ lassen, sagt ein frommer und weiser Ver„ fasser *) daß die Stärke der Imagination „ auf zweyerley Weise zu wirken im Stand ist. „ Bald geschiehts durch Aussenschein des Ern„ stes und der Andacht, bald durch die Miene „ der Frengeisterey. Allemahl nach unserer „ eigenen besondern Anlage wird uns entwe„ der ein Ton des Ernstes und der Heiligkeit, „ oder ein Ton des Leichtsinnes stärker ein„ nehmen. — Wahr ists, daß der eine ge„ fährlicher ist als der andere: Niemahls aber „ müssen uns Worte und Gebehrden, sondern

*) S. Malebranche Recherche de la Verité T. I. P. III. Ch. II. f. 486.

„ einzig Gründe und Beweiſe zu rühren im „ Stande ſeyn. Mit Würde und Ernſt „ kann man Thorheiten ſagen, Gotteslästerun„ gen mit der Miene der Andacht. Man muß „ alſo prüfen, ob die Geiſter aus GOtt ſeyn? „ Auch die böſen Geiſter können ſich in En„ gel des Lichtes verwandeln. Leute giebts, „ denen die Miene der Andacht gleichſam na„ türlich zu ſeyn ſcheint, und deren Ruf „ folglich feſtgegründt iſt: Nichts deſto weni„ ger ſprechen ſie die Menſchen von den we„ ſentlichſten, moraliſchen Pflichten loß, um „ ſie zu Sclaven irgend einer phariſäiſchen „ Uebung zu machen.

„ Nicht weniger ſorgfältig muß man ſich „ auch vor der anſteckenden Phantaſie der „ Freygeiſter in Acht nehmen. Nur darf man „ heut zu Tage in einem gewiſſen Ton, und „ mit einer gewiſſen Miene, irgend einer Leh„ re der Kirche ſpotten, und ſo gleich wird „ man den ungemeinen Ruhm eines Freygeiſts „ davon tragen. — Gewöhnlich beſitzen dieſe „ kleinen Geiſter viel Feuer und ein gewiſſes „ dreiſtes Ausſehn, wodurch die ſchwache Ima-

» gination geblendt wird. Solche Leute sind » glücklich im Ausdruck, unglücklich in der » Kraft der Beweise. Allein da die Sterbli- » chen lieber dem Eindruck der Sinnen und » der Einbildungskraft nachgeben als sich bey » Prüfung der Gründe ermüden, so ists au- » genscheinlich, daß Urtheilskraft und Ver- » nunft weit weniger als Phantasie über die- » selben vermögen. «

Hinter den Schild eines solchen Schriftstellers, dem weder die Schwärmer Frömmigkeit, noch die Freygeister philosophischen Scharfsinn absprechen werden, mag ichs, noch etwas länger bey der Parallele zwischen profanen und zwischen andächtelnden Visionairs zu verweilen.

Zum voraus mag man im Vorbeygehn bemerken, daß es auch Christus selber immer leichter fand, die Zöllner und Sünder, leichtsinnige Weltkinder, Wollüstlinge, Indifferentisten, Ungläubige, als die Pharisäer und Schriftgelehrten, Andächtler, Scheinheilige, Eiferer und Schwärmer auf seine Seite zu ziehn.

Und wenn der Gerechte, der Heilige, der Unsträfliche von den Mückenseigern seiner Zeit als ein Gesell der Zöllner und Sünder, als ein Fresser und Weinsäuffer, als ein Freund des Wohllebens, als ein Sabbatschänder, als ein Zerstörer des Tempels, als ein Werkzeug des Satans angeschwärzt worden, warum solltet Ihrs, seine Schüler, ihr Rhunke, Eberhard, Ernesti, Teller, Semler, nicht gelassen ertragen, wenn die heutigen Zeloten *) Euch als Freygeister und Ungläubige erklären? — Doch so bereit auch allemahl Schwärmer und Andächtler seyn mögen, jedem anderst Gesinnten den Namen eines Deisten oder Freygeists zu geben, so solten sie gleichwol bedenken, daß sie diesen leztern näher verwandt sind als sie vielleicht nicht glauben, indem beyde Schwärmer und Freygeister, gleichermaßen die Grundsäulen der Wahrheit und Ordnung in der Kirche sowol als im Staate untergraben. Immer suchen sich beyde

*) S. unter andern des Layenbruders Beantwortung der Bremischen Briefe, und Gedeons Schrift über Schwärmerey und Predigtwesen.

vom übrigen Volke zu unterscheiden; der eine hat unter Zerstreungen und Lustbarkeiten keine Zeit mehr, an den Urheber seines Daseyns und an seine Bestimmung zu denken; der andere beredt sich, auch ohne Nachdenken, ohne Betrachtung der göttlichen Vorschriften, durch übernatürliche Begeisterungen hinreichend belehret zu werden. Beyde machen sich eine Ehre daraus, auch so gar den Anstand und die Achtsamkeiten gegen die bürgerliche so wol als gegen die kirchliche Gesellschaft aus den Augen zu setzen, und ein blinder Trieb wird sie gleichermasser beherrschen. Nichts ist auch gewöhnlicher, als daß ein Freygeist zum Schwärmer, oder ein Schwärmer zum Freygeiste werde. O der unglückseligen Aeltern und Lehrern, welche durch übelverstandenen Eifer den Zögling gerade auf das andere Ende von demjenigen stossen, wohin sie denselben zu ziehen gedachten! So lernt er, bald nichts, bald alles zu glauben; indem er kein Engel seyn kan, wird er weniger als Mensch und stürzt sich herab in die Classe bloßer Maschinen, oder blos thierischer Wesen. Daßelbe hitzige Fieber, die-

ſelbe Verrückung iſt es, ſie träumen um nichts als blinden Inſtinct, mechaniſchen Organiſmus, Fatalität, Zufall und Ungefehr, oder aber Geſpenſter und Erſcheinungen, Wunder und Zeichen. Gleicherweiſe werden der Schwärmer und der Freygeiſt alles vergöttern. Nur darf man mit den Lehrſätzen der alten Indianer, Chineſer, Aegyptier, mit der eleatiſchen, joniſchen, pythagoräiſchen, cabbaliſtiſchen Schule, *) oder in ſpätern Zeiten mit der Philoſophie der Jo. Scotus Erigena, Cäſar Cremonius, Cäſalpinus, Vanini, Spinoza, Toland, Wachter und andrer Freydenker, die Lehren der Schwärmer vergleichen: So ſagt z. B. Jacob Böhm in ſeinem groſſen Geheimniß C. VI. §. 7. „Es iſt alles Weſen anders nichts als „der geoffenbarte GOtt.“ Eben ſo ſprechen Breckling, Stifel, Felgenhauer, Peterſen,

*) S. die Inſchrift eines ägyptiſchen Tempels beym Plutarch. Plinius Naturgeſchichte B. II. C. I. Euſeb. Præp. Evang. B. III. Cicero de Nat. Deor. B. III. Seneca de benef. B. VI. Antonin ad ſe ipſum B. VIII. C. 9. Jamblich de Myſt. Aegypt.

Becher Jo. Leadia, Jo. Pordagius, und lange vorher Seb. Frank, der in seinen Paradoxen ausdrücklich sagt: „GOtt sey durch alle Din„ge ausgegossen. A. 1 a. Alles, was ist, „ sey GOtt selbst des Wesens halb. A. 2. b. „ Wäre die Sünde etwas, so wäre GOtt „ auch die Sünde im Menschen. Er ist das „ Wesen und die Natur selbst in allen Dingen. „ GOtt ist in dem Vogel der Gesang, im Ha„ sen der Klang, in allen Dingen die Natur, „ Wesen und Leben II. 2. “

Keineswegs wird man die Anführung neuerer schwärmerischer Schriften erwarten, da dieselben bekannt genug sind. Vielmehr werden sich Leute genug finden, die solche überspannte Begriffe und Ausdrücke in Schutz nehmen. — Auch hierüber nur wenige Worte:

Man beruft sich nämlich von Seiten solcher Schwärmer auf die Stelle in der Geschichte der Apostel C. XVII. 28. folg. Indessen wird daselbst nicht gesagt, daß GOtt natürlich in uns lebe, sondern daß wir vermög seiner Allgegenwart in ihm und durch

ihn

ihn leben. Sein Geschlecht, d. i. sein Haus, seine Kinder, sind wir, und nicht aus seinem Geschlecht, aus seiner Natur oder seinem Wesen selbst, — Eben so widersinnisch berufen sich solche pantheistischen Schwärmer auf die poetischen Stellen Psalm CIV. 29. 30. und CXXXIX. 7. wie auch Buch der Weisheit XII. 1. indem sie nicht bedenken, daß bey den Morgenländern solche figürliche Redensarten nichts anders als die allgemeine zuvorkommende Vaterliebe und Vorsicht Gottes bedeuten. Solche Redensarten sind auch bey heidnischen Dichtern gewöhnlich: Jupiter est quodcumque vides — Jovis omnia plena u. s. w.

Eine verwandte Secte der Pantheisten ist diejenige, welche alle Geschöpfe als Emanationen oder Ausflüsse der Gottheit betrachtet. Gott, sagt man, wird το Pan genannt und Röm. XI, 36. heißt ausdrücklich, daß alle Dinge aus Gott seyn. In Absicht auf lezteres geben wir nur zu bedenken, daß das Wör-

gen aus im Grundterte den Sinn nicht haben den es bisweilen in unserer Sprache hat; ja auch in der unsrigen kan man nach dem Sprachgebrauch sagen: dieses oder jenes Werk kömmt aus dieser oder jener Presse, Werkstätte, Fabrick, ungeachtet dasselbe weder von gleichem Wesen und gleicher Natur mit der Fabrik ist, noch aus derselben als eine Emanation heraus fließt. In Absicht auf ersteres, wenn die Gottheit to Pan, das Alles genannt wird, so geschichts weniger in formellem oder materiellem Sinn als in Rücksicht auf seine Kraft, womit er alles schaft und erhält. Auf solche Weise wird er Psalm XXXIII, 6. die würkende Kraft aller Dinge, und 1 Cor. XV, 28. der lezte Zweck, das Ziel, der Mittelpunct genennet, worauf sich endlich alles beziehen wird. Daß die bisher angeführten Schriftsteller keineswegs das System weder des Pantheismus noch der göttlichen Ausflüße begünstigen, erhellt nicht nur daraus, daß schon an sich selbst dieses System die Vollkommenheit, die Einfachheit, die Unwandelbarkeit, die Heiligkeit

Gottes aufhebt, sondern zugleich auch ausdrüklichen Stellen der Schrift widerspricht, wo von einer Erschaffung aus nichts wie z. B. Sprüchwörter Sal. VIII. 22. Job. XXXVIII. 4. und anderstwo geredt wird.

Nach dem bisherigen erhellet von selber, daß so wenig die Welt und die menschliche Seele ein Ausfluß aus Gott oder mit Gott Eins seyn kann, auch eben so wenig, (was die Schwärmer so gerne behaupten,) ein dem Menschen ein Theil, ein Funke, ein Keim der Gottheit seyn könne. Auch dieser Irrthum ist sehr alt:

Est Deus in nobis, agitante calescimus illo.

So schreibt z. B. Cicero B. I. de Divinat. die Seelen seyn ein Ausguß, ein Tropfe, der aus dem Wesen der Gottheit geschöpft sey; und in V. B. der Tusculanischen Fragen, dieselben seyn gepflückt aus dem Geist der Gottheit wie ein Keim aus dem Stamme. Dieses war schon ein Lehrsatz der Platonischen, Pythagoräischen, Hermetischen, Zoroastischen, Or-

pheischen Seele. Von daher schlich er sich durch die Valentinianer und andre alte Schwärmer in die christliche Kirche. Von neuen ward dieser Begriff von den Paracelsisten, Schwenkfeldianern, Anabaptisten, Weigelianern, Böhmisten aufgestuzt; daher ihre Tincturen, innerliches Licht, Saamen des Wortes, Bild Gottes u. s. w. Daher jene dreyfache Natur des Menschen, Geist, Seele und Leib. Daher ganz natürlich die Sch . . schen Liebesformen und Schwingungen. --- Am unverschämtesten drükt Jacob Böhme sich aus, wenn er in seiner Aurora C. XXIII. §. 6. ausdrüklich behauptet: „ der Mensch ist keine andre Materie als Gott „ selbst. " Und im XXII. Cap. §. 46. „ So „ du heilig lebst, so bist du selber Gott, näm„ lich der hochheilige Gott, in seiner Drey„ einigkeit. " Eben so Arnold in der Abbildung des ersten Christenthums, §. 142. „ Eine „ Seele, die wie Eisen im Feuer stets in „ Weisheit und in Gott stehet, die ist Gott. " In dem Geheimniß der Sophia §. 20. „ Ich „ muß in dir vergöttert seyn zum wesentlich

„ geeinten Ein. “ — In dem Tractat Rich-
„ tigſter Weg, ſ. 77. Bilde uns Herr, ſo
„ wie du uns vor der Welt Anfang erkannt
„ haſt, damit es alles werde, wie es war
„ von Anbeginn, und der Anfang ſein Ende
„ wieder finde, daß Gott ſey Alles in Allem.
„ In dem Tractat Verklärung Jeſu, ſ. 481.
„ Es gehen alle Dinge wieder in und zu Gott,
„ wie alle Waſſer ins Meer ihren Urſprung u.
„ ſ. w. Hierinn beſteht der Dippelianiſche
„ Zirkel: Aus Gott, durch Gott, in Gott.“
Kein Wunder, wann dieſe Allvergötterung endlich in gänzlichen Atheiſmus ausartet: Auch iſt es nichts anders als wahre Gottesläugnung, wenn Jac. Böhm in der Aurora C. XXIII. §. 16. ſich folgender Maaßen ausdrükt: der ganze Gott ſtehet in ſieben Geſtalt oder Gebährung (worunter er nichts anders als die Welt verſteht,) „ und wenn dieſe
„ Geburthen nicht wären, ſo wäre kein Gott,
„ auch kein Leben, auch kein Engel, noch eine
„ Creatur. Und dieſe Geburthen haben kei-
„ nen Anfang, ſondern haben ſich von Ewig-

„ keit also gebohren, und nach dieser Tiefe „ weiß Gott selst nicht, was er ist.“ Eben so redt er in seinen Buch von der Gnadenwahl C. I. §. 3. „ Man kan nicht von Gott „ sagen, daß er dieß oder das sey, böse oder „ gut, daß er in sich selbst Unterschied habe, „ denn er ist in sich selber Naturlos. — Er „ hat keine Neiglichkeit zu Etwas u. s. w. „ Er ist in sich selber der Ungrund, ohne eigenen Willen gegen die Natur und Creatur, „ als ein ewig Nichts. — Er ist das Nichts „ und das Alles, und ist ein ewiger Wille, „ in dem die Welt und die ganze Creatur „ liegt.“ Eben so schreibt Sebastian Frank in der Paradoxen F. 4. a: „ Gott ist eine „ freye Kraft, die mit einem jeden hin und „ her schwebt, er ist auch Tod und Sünde „ in uns.“ Auch so God. Arnold in den theolog. Bedenken s. 130. „ Der Geist wird „ endlich gewahr, daß Finsterniß ist das Licht, „ ja daß Finsterniß ist eine Ursache des Lichtes, — und das der Tod das Leben gebähre, dies ist das wunderbare Geheimniß

„ Gottes, wenn man den Vater als den im-
„ merwährenden ewigen Ausgebährer seines
„ Sohnes oder lebendigen Wortes erkennet,
„ und die Finsterniß als einen steten Würker
„ zum Lichte. — Hier ist das lezte in das
„ erste, der Anfang in das Ende, und der
„ Kreis in sein Innwendiges und erstes kom-
„ men. “ — Wer sieht nicht, daß diese und andere solche Träume aus derselben Quelle mit den Mysterien der Phönicier und Aegyptier geschöpft sind? Der Cneph, oder die höchste Gottheit dieser leztern, ist Nacht und Finsterniß; Tod und Nichts ist Moot, oder die Gottheit der ersteren. Nach dem Beyspiel derselben leiten Hesiod, Diodorus und Apollodorus das Geschlechtregister der Götter von Orcus, Erebus und Nacht her. *)

Man begreift von selber, wie unzertrennlich von solchen Lehren der Finsterniß auch die

*) S. Plutachrs Abhandlung von Isis und Osiris.

Werke der Finsterniß seyn. So schreibt z. B. Sebastian Frank: „Was einer thun will, „der thut und will Gott in ihm. D. 3. a „Gott muß sich in uns selbst leiten, fürchten, „anbetten. X. 2. B. Die Creatur thut „nichts, sondern wird gethan; wie Gott „durch ein jedes thut, also thut es. Der „Vogel singt und fleugt eigentlich nicht, sondern er wird gesungen, Gott ist es, der „in ihm singt. S. 1. b. Gott will, was „ein jeder will, und ist doch fühllos, es „scheint allein so, daß er dies und das wolle „D. 3. a. Gott wird in uns erst zum Willen. D. 3. b. Gott hat an oder an ihm „selbst keinen Willen. Er will wie ein jeder „will, einen jeden. E. 3. a. Gott ist ein „gemeiner Wille, wie ihn ein jeder zu sich „reißt: Setze eine Spinne auf ihn, die „nicht will, wie er, so will Gott wie die „Spinne will.“ Auf solche Weise wird Gott zum Urheber des Bösen und die Sünde selber hört auf, Sünde zu seyn. Auch sagt Sebastian Frank V. 4. b. „Es ist alles recht,

„ was dieſes liebe Kind thut. Und F. 3. a.
„ Die Sünde iſt nicht Sünde oder Böſe,
„ wie es Gott thut in und mit dem Men-
„ ſchen. Wer die Sünde recht verſteht, dem
„ iſt ſie nicht mehr Sünde. F. 4. a.“ Eben
ſo Arnold in den theologiſchen Bedenken ſ.
284. und ſ. 360. „Es iſt nichts mehr ſündlich,
„ ſondern alles rein, wenn man alles in Gott
„ anſieht. — Kein leiblich Werk, wie es
„ Namen haben mag, iſt an ſich ſelbſt ſünd-
„ lich. “

Auf gleiche Weiſe, wie ſolche Schwär-
mer, den göttlichen Willen mit ihrem Wil-
len, ſo vermiſchen ſie auch die Kraft Gottes
mit der ihrigen. Daher auf der einen Seite
Glaube an Magie und Aſtrologia Judiciaria,
auf der andern Seite die tollkühne Behaup-
tung, daß jeder Schüler des Erlöſers eben
ſo wunderthätig, eben ſo allwiſſend als dieſer
ſelber ſeyn könne. So hat es Leute gegeben,
welche, wie z. B. Barthutius, den Schrif-
ten eines Cotters, Drabitzius, Kuhlmanns
das gleiche Anſehen wie den h. Büchern des
Alten und Neuen Bundes andichteten. Eben

ſo urtheilte Dippel von den Schwenkfeldianiſchen Schriften, und Peterſen ſagt in ſeiner Oekonomie der Liebe Gottes, ſ. 333: „Es ſey „noch erſt zu unterſuchen, ob dasjenige, was „Gott in den lezten Zeiten durch den Geiſt „der Weiſſagungen beliebe auszuſprechen, „nicht ſo wol canoniſch ſey, als was durch „Gottes Sprechen zuvor canoniſch worden „iſt.“ Volkmeyer, God. Arnolds Apologete, behauptet in den Anmerkungen über die Streitigkeiten wegen der Kezerhiſtorie ſ. 574. „Daß „auch wol heut zu Tage jemand aus göttlichem Eingeben wie die Propheten und Apoſtel ſchreiben könne.“ Daher bey den Arnolds, den Dippels, den Rabius u. ſ. w. ſo oft die Appellation an den innern Canon, den Grund-Canon, den ſtäten Canon, den rechten Canon, worunter man nichts verſtehen kann alsbald den geſunden Menſchenverſtand der Deiſten, bald die Eingebungen der Schwärmer. Auch lehrt Arnolds Apologet ausdrüklich: *) „Gott hat nur ſo viel im Buch-

*) In den Anmerkungen ſ. 469. und ſ. 587.

„ staben geoffenbaret, als die Hartnäckigen,
„ Dummen, fleiſchlichen Leute, die allzeit den
„ gröſten Hauffen ausgemacht und noch heut
„ zu Tage ausmachen, im Zaum zu halten
„ und die Furcht Gottes ihnen einzudrücken
„ genug oder bequem war. — Die h. Schrift
„ ſey nur eine Anführerin. — u. ſ. w. “
Schrift und Buchſtaben ſind, nach Sebaſtian
Frank, Eins. K. 3. b. „ An den Buchſtaben
„ iſt Gott glatt nichts gelegen. E. 2. b.
„ Man muß den Verſtand der Schrift, den
„ ſie aus den Buchſtaben hat, für den bit-
„ tern Tod achten. E. 3. b. Der Buchſtabe
„ iſt ein verwirrter Labyrinth, des Antechriſts
„ Schwerdt. “ Daher auch unter den heuti-
gen Schwärmern eben ſowol als Freygeiſtern
jene Geringſchätzung der Grundſprachen, der
geſunden Critick und Auslegungskunſt, und
überall der Vernunft, Logik und Philoſophie!
Daher die Verachtung der neueren Weigelia-
ner, und Dippelianer gegen alles akademiſche
und gelehrte Studiren!

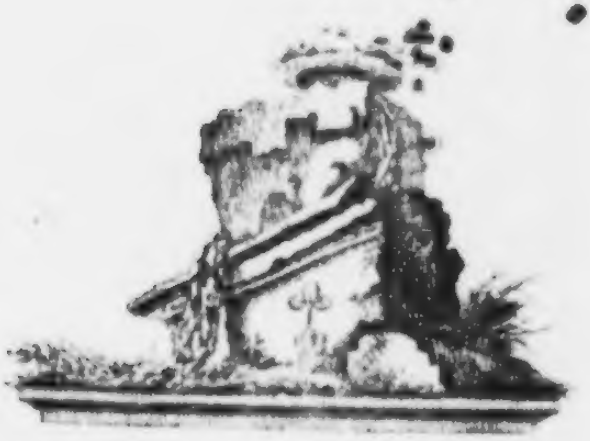
Gleichwie auf solche Weise fromme sowol als profane Freygeister einander sich nähern, so finden wir auch, daß sie sich besonders in unsern Tagen sehr freundschaftlich mit einander verstehen. Auch bey der verschiedensten Form ihrer Schriften scheinen nichts desto weniger dieselben den gleichen Zweck zu haben, und aus einer Quelle zu fliessen. Hohe Selbstsucht und Zaumlose Imagination sind es, welche sich gleichermassen bald in Dithyramischer Minewuth und Wonnegluth, bald in religiosen Liebesformen und Schwingungen, bald mit herkulischer Schnellkraft und Naturdrang, bald mit begeisterter Traum- und Wundersucht zu Verhöhnung der bescheidenen Vernunft und Tugend verschwören.

8° Misc. 1331

Leonhard Meiſters, Prof.

Kleine Schriften

vermiſchten Inhalts.



Baſel,
bey Jon Jacob Flick, 1781.

Ad Bibl. Acad. Lond.

München Bibliothek

Inhalt.

I. Geschichte der Eidgenoßischen Verbindung Seite 1

II. — — der Frau von Zürich und ihrer dreyzehn Töchter 37

III. — — der zürcherschen Lebensart in den letzten Jahrhunderten 45

IV. Helvetische Maskerade im zwanzigsten Jahrhundert 76

V. Helvetischer Nationalgeschmack im achtzehnten Jahrhundert 98

VI. Wohl-

VI. Wohlthätige Folgen der Helvetiſchen Kirchenverbeſſerung 107

VII. Politiſcher Einfluß des Predigtamts 116

VIII. Ueber den guten Geſchmack in der Kanzelberedſamkeit 130

I.

Geſchichte der eidgenößiſchen Verbindung.

Nachdem Hinſcheid des letzten ſchwäbiſchen Kaiſers Friedrichs II. im Jahre 1250. entſtund ein Zwiſchenreich bis zum Jahr 1273. In der allgemeinen Verwirrung hatten die Reichsſtädte und Reichsländer ein ſehr abwechslender Schikſal; bald ſahen ſie ihre Freyheiten geſchmälert, bald wieder vergrößert. Wenn ſie dem Rachen des Adels entgiengen, ſo hatten ſie's, außer ihren Conföderationen, beſonders der gegenſeitigen Eiferſucht unter den Edeln zu danken.

Die drey Reichsländer, Uri, Schweiz Unterwalden, blieben in den rauhen Gebirgen groſſentheils ſich ſelbſt überlaſſen.

Im Jahr 1257. während des Zwiſchenreiches wählten ſie Graf Rudolf von Habsburg zu ihrem Beſchützer. Anfangs beſtätigte dieſer alle ihre Freyheiten, als er im Jahre 1273. unvermuthet auf den kaiſerlichen Thron ſtieg. Mit dem Anwachs des Glückes veränderte er ſeine Geſinnungen. Indem er den freyen Städten und Ländern mit der einen Hand liebkoſete, fühlten ſie nicht gleich die Feſſeln, die er ihnen mit der andern Hand bereitete. Im Jahr 1291. machte der Tod ſeinen weitausſehenden Anſchlägen ein Ende.

Sein Sohn, Albrecht I. nachmaliger Kaiſer, war bemüht, mit Gewalt durchzuſetzen, was der Vater mit Liſt angefangen hatte. Als er itzt den drey Ländern Uri, Schweiz, Unterwalden ſeine unmittelbare Regierung aufdringen wollte, hatten dieſe die Kühnheit, ihn durch ihren Abſchlag zu beleidigen. Hierauf ſchritten die kaiſerlichen Vögte zu unerhörten Gewaltthaten; ohne Zweifel in der Abſicht, Aufruhr zu reizen, und hernach unter dieſem Vorwand das Volk in Ketten zu werfen. Die drey Länder hüteten ſich zu den Waffen zu greifen; ſie begnügten ſich, mit Klagen vor den Kaiſer zu kommen.

Die

Die Klagen wurden verachtet; die Grausamkeit der Vögte vergrößert. Das Volk trat zurück in den Naturstand und verfocht durch Selbstwehr die angebohrne Freyheit. Im Jahr 1306. erschlug Tell den Vogt von Uri, den tyrannischen Geßler. Hierauf wurden Walther Fürst von Uri, Werner von Staufachen aus Schweiz und Arnold von Melchthal aus Unterwalden die Häupter einer edeln Verschwörung. Der Neujahrstag 1308. ward zu Vertreibung der Tyrannen bestimmt. Nachts vorher ward einer der Verschwornen von seiner Geliebten heimlich in das Schloß Rozberg gezogen; dieser zog seine Brüder an einem Strick nach; zwanzig an der Zahl fielen sie über den unbewaffneten Vogt *) und nahmen ihn mit seinem Gesinde gefangen. Mit Anbruch des Tages giengen andere funfzig auf das Schloß Sarnen; dreyßig davon versteckten sich in dem nahgelegenen Walde; kaum daß die andern mit den üblichen Neujahrsgeschenken in dem Schloß angelangt waren, so holten sie ihre Spieße aus ihrer Tasche und pflanzten dieselben auf ihre Stöcke; hierauf gaben sie den Gefehrten ein Zeichen; die kleine Besatzung des Schlosses wurde entwaff-

 net

*) Pelegrin von Landenberg.

net und in Frieden über die Gränzen geführt, doch nicht ohne eidliche Versicherung, daß sie niemals wieder zurückkehren. Alsdenn vereinigten sich die drey Länder auf zehn Jahre, und dachten wohl nicht, daß sie den Grund zu einem Staat legten, der länger dauren sollte als selbst die achaische Verbindung.

Auf die Nachricht von dem Schicksal seiner Vögte, ergriff Kaiser Albrecht die Gelegenheit, jene drey Reichsländer, wenn es seyn könnte, ganz von dem Reiche loszureißen, und sich selbst zuzueignen. Nicht als Kaiser, als Herzog von Oesterreich wollt er den Krieg mit eignen Kräften versuchen, um alsdann auch allen Vortheil davon für sich allein zu behalten. Während der Zurüstungen aber ward er von seinem Brudersohn, Herzog Johann von Schwaben, aus Rache wegen hinterhaltener Erbschaft, bey Königsfelden erschlagen. An den Mitverschwornen des herzoglichen Meuchelmörders nahm Oesterreich eine blutige Rache. Auf Herzog Leopolds und der Wittwe Alberts, auch ihrer verwittweten Tochter Agnes Veranstaltung wurden im Jahre 1309. drey und sechzig Edelleute mit ihren Dienern, zu Sarwangen, und funfzig andere, zu Alt-

Altdürfen, mit dem grauſamſten Tode geſtraft. Mehr als alle nachherige Kriege der Schweizer, trug dieſe ſtrenge Rache bey zur Entkräftung des helvetiſchen Adels *). Indeſſen gewannen während dieſer Verwirrung die drey Reichsländer Zeit, deſto beſſer an Vertheidigung ihrer Freyheit zu denken. Des ermordeten Kaiſers Thronfolger, Heinrich VII. von Luxemburg, beſtätigte ihre Rechte und ihre Verbindung und nahm ſie wieder in den Schutz des Reichs auf. Nach dem Hinſcheid deſſelben erkannten ſie Ludwig V. aus Bayern für den rechtmäßigen Kaiſer, welcher ebenfalls, wie ſein Vorfahr, ihre Freyheiten und ihren Bund gut hieß. Solche Begünſtigungen entflammten den Unmuth der öſterreichiſchen Fürſten.

Eine Mißhelligkeit zwiſchen dem Canton Schweiz und der Abtey Einſiedeln, welche unter öſterreichiſchen Schutz ſtand, diente dem öſterreichiſchen Friedrich, der hie und da als Kaiſer anerkannt war, zum Vorwand des Krieges. Im Jahr 1315. ward ſein Bruder Leopold bey Mor-

*) Zürich that den Oeſterreichern bey ihrer Rache Beyſtand, und erhielt dafür den Uzlwald und das Eichfeld zum Geſchenke.

garten von den Cantons geſchlagen. Heinrich von Hunenberg aus Zug hatte die Zeit und den Ort des öſterreichiſchen Angriffs auf einen Pfeil geſchrieben, und dieſen gen Arth hinüber auf die Schweizerwache geworfen; nach dieſer Anweiſung ſetzte man ſich an der Anhöhe bey einem engen Paß hinter Morgarten zur Vertheidigung und ſchwur ſich unter Faſten und Beten Sieg oder Tod zu. Noch am Abend vor dem Treffen ward funfzig Verbanneten von den Schweizern ihre Bitte, an der Spitze ihres kleinen Heeres ſich die Verzeihung erfechten zu dürfen, eben ſo edel als klug abgeſchlagen; nichts deſto weniger ſtritten ſie doch mit; am folgenden Morgen ſtürzten ſie ungeheure Stücke Holz und Felſen auf die Feinde hinunter; bald gerieth durch Hagel von Steinen Oeſterreichs Reuterey in Verwirrung, das feindliche Heer zerſtreuete ſich und voll Andacht jauchzten die Eidgenoſſen auf dem Schlachtfelde Siegesgeſänge. So eben lief Bericht ein, daß Graf von Straßberg in Unterwalden alles verwüſte. Die Unterwaldner, von hundert Schweizern begleitet, verließen ihre Heldenbrüder und eilten dem neuen Feind zu. Dem Grafen ahndete von der Niederlage des öſterreichiſchen Heeres, ihn ergriff

paniſcher

paniſcher Schrecken, und er floh, nicht ohne groſſen Verluſt. Nunmehr ward die bisherige, zehnjährige Bündniß der Eidgenoſſen in eine ewige verwandelt. Den Inhalt derſelben findet man bey Tſchudi, Stumpf, Simler. Ihr Zweck war gegenſeitige Beſchützung der Reichsfreyheiten; auch ward eben darum der Gehorſam gegen das Reich und den Kaiſer vorbehalten, nicht weniger die Rechte des Adels in ihrem Bezirke. — Zur Vorkehrung ihrer eignen Entzweyung verſtanden ſie ſich, ohne gemeinſchaftliche Einwilligung, in keine andern Verträge zu treten; auch ohne ſolche kein Haupt des Reichs zu erkennen. Unter ſich ſelber errichteten ſie ein Schiedrichteramt, zugleich ertheilten ſie demſelben die Gewalt auf, mit bewaffneter Hand den ſchiedrichterlichen Ausſpruch zu unterſtützen. Kaiſer Ludwig machte keine Schwierigkeit, dieſen Bund nebſt den Freyheiten der drey Cantons d. d. Merrida (in Italien) 29. März 1316. zu beſtätigen; auch ordnete er den Grafen von Arberg zu ihrem Vogte, dem ſie im Namen des Reiches ſchwuren. Wenn unter ſo vielen damaligen Conföderationen die helvetiſche allein ſich erhielt, ſo hat es dieſe nicht bloß der vortheilhaften Lage der

Gegend, ſie hat es auch der eingeſchränkten Anzahl der Bundesgenoſſen, und vornehmlich dem höhern Zwecke zu danken, welcher ſich nicht auf bloſſe Handelsfreyheit allein einſchränkte *). Im Jahr 1318. erhielten die drey Cantons mit Oeſterreich einen Waffenſtillſtand, da demſelben bald wenig mehr zu trauen war, ſo ſuchten ſie ſich im Jahre 1327 durch ein neues Bündniß mit verſchiedenen Herrn und Städten ſicher zu ſtellen.

Im Jahre 1330. brachen die Flammen des Krieges ſchon wieder aus. Lucern, welches den Anfällen der Cantons ausgeſetzt war, hatte vieles zu leiden; überdieß ward die Stadt mit neuen Zöllen beläſtigt; von Oeſterreich bald gedrückt, bald hülflos gelaſſen, trat ſie nun im Jahr 1332. in die eidgenoſſiſche Verbindung, jedoch auch ſie mit Vorbehalt der öſterreichiſchen Rechte. Alle contrahirende Theile verpflichteten ſich zu gegenſeitigen, kriegeriſchen Beyſtand, ſo bald derſelbe durch Mehrheit der Stimmen würde erkennt worden ſeyn.

Als

*) S. Conring de Imp. Germ. Acroam. II. p. 59. wie auch Simler de rep. Helv. B. I.

Als sich im Jahr 1330 Ludwig von Bayern und Friederich von Oesterreich wegen der Kaiserwürde verglichen, so blieb sie zwar jenem, jedoch mit Beding, daß er diesem eine bestimmte Geldsumme entrichte. Da er dieselbe nicht gleich zu erlegen im Stande war, so sah er sich genöthigt, an Oesterreich vier Reichsstädte zu verpfänden; unter diesen sollte sich auch Zürich befinden. Zürich machte Einwendungen dagegen, und zwar nicht ohne Unterstützung der Waldstädte. Auch entließ der Kaiser Zürich der Pfandschaft, mit folgender Bestätigung: ut nullo unquam tempore ab imperio, quo modo liber, separetur. Nun neigte sich Zürich ganz auf Seite des bayerschen Ludwigs. Von neuem zog dieses der Stadt den österreichischen Haß zu. Dieser Haß ward durch Einführung der Zunftverfassung und Verjagung des aristocratischen Adels, welcher Oesterreich anhieng *), im Jahr 1336. vermehret. Um sich dagegen sicher zu stellen, traten die Zürcher im Jahr 1351 in das ewige Bündniß der vier Reichsstädte und erhielten auf den Tagleistungen den Vorsitz. In diesem

*) S. Vitod. p. 54. Guillim. III. 5. Hartmann. p. 39. Bulling. Hist. tig. mscr. VII. 14. u. a.

Vertrag befindet sich schon merkliche Verschiedenheit, so wol in Absicht auf Zweck als in Absicht auf Ausdruck. Nicht nur behält Zürich sich die vormaligen Rechte und Verbindungen vor, sondern auch, eben so wie nunmehr die vier Reichsstädte, Gewalt zu neuen Bündnissen, jedoch immer ohne Nachtheil der helvetischen. Zugleich macht Zürich die Bundesgenossen zu Gewährleistern der neu eingeführten Zunftverfassung.

Nunmehr erstreckte sich die Eidgenoßschaft von Rhätiens Gränzen bis an die Thur, den Rhein und die Aare. In diesem Umfange sollten die Verbündeten einander auf eigene Unkosten beystehen, und zwar bey plötzlichem Ueberfall ohne Aufforderung. Im Fall einer Belagerung sollten die hülfleistenden Garnisonen von den Städten selber besoldet werden. — Die Bundesgenossen verbindern ihre Angehörigen, daß sie in Civilprocessen nicht vor geistliche oder sonst fremde Richterstüle hingehen; auch verpflichten sie sich, einen Feind oder Verbrecher allenthalben, und selbst auch alsdenn zu greifen, wenn gleich die Feindseligkeit außer dem Umfang der verbündeten Orte geschehen. Ohne Zweifel, daß man sich dadurch der Rachsucht eines Adels entgegen zu setzen

gen gedachte, der wenig das Völkerrecht schonte nichts deſto weniger ward in der Folge dieſes Verkommniß gemißbraucht, unter ſolchem Vorwand unbeſonnene Händel zu ſuchen.

Je ſchwieriger nun durch Verſtärkung der Eidgenoßſchaft die Unterdrückung derſelben geworden, deſto mehr ward Oeſterreich, beſonders auch gegen Zürich erbittert. Noch im J. 1351. ward dieſe Stadt von Herzog Albrecht, jedoch fruchtlos, ſo wie vormals im Jahre 1298. von Kaiſer Albrecht belagert. Bald hernach im Jahre 1352. ſollten die vier Waldſtädte von Glarus aus bekriegt werden. Die Eidgenoſſen kamen dem Ueberfall zuvor und nahmen die Glarner, die ebenfalls über Oeſterreichs Bedrückungen klagten, in ihren ewigen Bund auf. Wenige Wochen hernach belagerten ſie die Stadt Zug. Während der Belagerung beluſtigte ſich Herzog Albert zu Königsfelden mit der Jagd. Zug ließ durch Boten bey ihm um Hülfe und Rath flehen. Beym Verhör unterhielt er ſich mit dem Jäger und damit er ſich von weitern Zudringen befreye, wies er ſie verächtlich von ſich, mit dem höhniſchen Rathe, ſie möchten ſich eben an die Eidgenoſſen ergeben. Auch wurden ſie hierauf

von

von diesen in ihren Bund aufgenommen. Diejenigen also, welche verdient hätten, als überwundene Feinde behandelt zu werden, empfieng man mit eben so viel Großmuth als Klugheit in Bundesgenossen und Brüder. Anfänglich freylich unter ungleichen Bedingnissen; den neuen Verbündeten nämlich wurde jede andere Verbindung verboten und nur den ersten Cantons blieb erlaubt, in den Bundesartikeln zu ändern; in der Folge aber ward dieser Unterschied aufgehoben. Noch immer wurden auch in diesem Vertrage die österreichischen Rechte ausbedungen. In dem Friedensvergleich stellte man den Herzogen ihre Einkünfte und Gerichtsbarkeiten zurück; das eidgenößische Bündniß wurde erhalten, nur daß man sich dazu verstand, künftig in dasselbe keinen österreichischen Angehörigen Zutritt zu geben. Dieser Friedensvergleich erfolgte nach zweymaliger, fruchtloser Belagerung von Zürich im J. 1352. und zwar auf Vermittlung des Markgrafen von Brandenburg.

Während dieser Zeit hatte Bern gegen die benachbarten Edelleute gleiche Rolle zu spielen. Diese Stadt stand erst hundert sechzig Jahre. Dieselbe ward von einer neuaufstehenden Aristokratie

tie beherrſcht. Schon im Jahr 1323 hatte ſie mit den drey Waldſtädten ein Schutzbündniß geſchloſſen. Groſſentheils dieſem hatte ſie *) den Sieg bey Laupen zu danken. Bern ſchickte an dieſen Ort eine Beſatzung von 600 Mann. Von Vater und Sohn, oder (wie andre wollen,) von zweenen Brüdern ward der eine in Bern zurückbehalten, und zwar in der Abſicht, das Intereſſe für die Entſetzung deſto dringender zu machen. Rudolf von Erlach, bernifcher Feldherr, befeſtigte den Muth ſeiner Leute damit, daß er ihnen verſicherte, in ſechs Feldſchlachten, denen er beygewohnt hätte, ſey immer der kleinere Haufe Sieger geblieben. Auch aus den Waldſtädten hatten die Berner 900 Mann; mit dieſen und wenig andern Hülfsvölkern machten ſie 5000 Mann aus; der Feind war bey 30000 Mann ſtark. Einige Oberſten vom feindlichen Heere riethen zum Friedensvergleiche; ſie wurden aber vom jugendlichen Adel als kleinmüthig verlacht. Die Schlacht endigte ſich glücklich für Bern zu gröſtem Nachtheil der Feinde **).

Ein

*) 1339.

**) Die Beſchreibung dieſer Schlacht ſehe man in dem helvetiſchen Almanach vom Jahr 1781.

Ein Zwist mit Unterwalden, deſſen Entſcheidung Bern den beyden andern Waldſtädten überließ, gab Anlaß zur ewigen Verbindung der Berner mit den drey Ländern im Jahr 1353. In dieſem Vertrage wird der Ort der Zuſammenkünfte in einem Dorf an den Gränzen von Unterwalden feſtgeſetzt, um daſelbſt entweder durch Deputirte zu rathſchlagen oder durch Schiedrichter zu entſcheiden. Wenn eine von den Partheyen Hülfsvölker auffodert, ſo werden dieſelben, nachdem ſie in einer vorhergegangenen Zuſammenkunft beſtimmt worden, von der auffordernden Partey beſoldet, ſo bald ſie zu Unterſens an der Aar, über dem Thunerſee anlangen. Im Fall einer Belagerung ſoll die Stadt Bern alle Unkoſten tragen, eben ſo wie die Waldſtädte, ſo lange ſie von höherer Gewalt in ihre Gränzen eingeſchränkt bleiben: allein bey Ausfällen in Feindes Land ſoll jeder Bundesgenoß ſich auf eigne Unkoſten bewaffnen. — In dieſem Bunde werden das Reich, werden die Privilegien jedes Bundesgenoſſen, wie auch alle vorhergegangene Verträge ausbedungen. — Zürich und Luzern verſprechen der Stadt Bern, und dieſe ebenfalls jener, jedoch nur in beſondern

dern Erklärungen, daß ſie einander beyſpringen wollen, ſo bald ſie von den drey Waldſtädten hiezu würden aufgefodert werden. — Seither wurde bis zum Jahr 1481. die Anzahl der Eidgenoſſen nicht weiter vermehret. Im Verhältniß der nachherigen heißen dieſe die 8 alten Cantons. Hie und da hatten einige derſelben noch beſondere Verträge; aus dieſen entſtunden bald ſo geheißne zugewandte Orte, bald auch, in ſpätern Zeiten neue, eidgenöſſiſche Cantons.

Nachdem im Jahre 1354. Zürich abermals fruchtlos belagert worden, ſo wagte ſich vom Jahr 1355 bis 1385. Oeſterreich nicht mehr gegen die Eidgenoßſchaft. Während dieſer Zeit wuchs ſie zu regelmäßiger Geſtalt an. Hieher gehört der Pfaffenbrief vom Jahr 1370. Dieſer Vertrag ſchränkte nicht bloß die Kirchenfreyheiten allein ein, indem er den Geiſtlichen verbot mit ihren Gegenparteyen vor biſchöfliche Gerichtshöfe zu ziehen; der Vertrag umfaßte überall alles, was weſentlich zur Sicherheit ſo wol der Perſonen als der Güter gehöret. Niemand durfte ſich ſeinem natürlichen Richter entziehen. Gegenſeitig wurden ſtrafbare Flüchtlinge ausgeliefert. Vermöge dieſer Verkommniß

kann

kann noch heut zu Tage jeder Canton seine Verbrecher eben so wol aus der ganzen Eidgenoßschaft, als aus seinem einzelnen Bezirke verbannen. Endlich ward auch zur Sicherheit des Handels und der Straßen durchgängige Gewährleistung errichtet.

Allgemeines Mistrauen veranlaßte gegen das Jahr 1385 ein Bündniß zwischen den Städten in der Pfalz, im Elsaß, in Schwaben. Diesem Bündniß traten die 4 eidgenößische Städte auch bey, ohne daß hierüber ihre Bundesgenossen im geringsten eifersüchtig geworden.

Gegenseitige Eifersucht des Adels und der Städte veranlaßte neue Feindseligkeiten. Luzern gab den Friedensvertrag mit Oesterreich auf, aus Verdruß so wol über den lästigen Zoll bey Rotenburg, als auch wegen des Beystandes, welchen (gegen Zusage,) Herzog Leopold den Feinden der Berner zukommen ließ. Im Jahre 1386 kam es bey Sempach zur Schlacht. Der Herzog war im Begriff diesen Ort zu bestürmen. Die Eidgenossen rückten zum Entsatz an, ...ht viel über 1500. Mann stark. Die Oesterreicher stellten sich in einen gevierten Haufen und hielten die Spieße so dicht zusammen, daß sie einer eisernen

nen Mauer glichen. In gespitzter Schlachtordnung rückten gegen sie die Eidgenossen. Vergeblich suchten sie auch nur die vordersten Glieder zu trennen, bis ihnen Anton von Port *) den Rath gab, mit gesammter Macht auf die feindlichen Speere zu schlagen; zu gleicher Zeit umfaßte Arnold von Winkelried aus Unterwalden so viele österreichische Glänen oder Lanzen, als er vermochte und drückte sie mit der Heldenbrust zu Boden. Dadurch entstand eine Lücke in dem feindlichen Kriegesheer; der Herzog ward mit dem Kern seiner Streiter erschlagen. Triumphirend starb Winkelried auf dem Schlachtfelde den Opfertod der Freyheit für seine Brüder.

Im Jahr 1388. that Oesterreich unter andern höhnischen Foderungen an die Glarner auch diese: „sie sollten sich als leibeigene ergeben und „sich dem Bund der Eidgenossen entziehen.„ So schwach auch die Landsgemeine war, so hatte sie doch den Muth, die Oesterreicher, bey 8000 Mann stark, von sich zu weisen. Bey Näfels hatten die Glarner von dem Fuße des Berges bis an das Ufer der Linth eine Landwehr gebaut; allein

*) aus dem Mailändischen.

allein für dieſe Verſchanzung fehlte genugſame Mannſchaft. Kaum erfuhr der Glarner Hauptmann, Matthias von Büelen, die Ankunft des Feindes, ſo ließ er die gewohnten Sturmzeichen geben; aus der Nachbarſchaft bekam er hierauf einigen Zuzug; derſelbe belief ſich aber mit ſeinen eigenen Leuten auf nicht mehr als 350 Mann; ein allzu kleiner Haufe, der vom Feinde zerſtreuet wurde! Mit dem Reſt zog ſich von Büelen an die Anhöhe zurück; hier ſtellte er das Panier auf, um die Flüchtigen wieder zu ſammlen; dieſe ſchlugen ſich zu zwanzig, dreyßig durch den Feind durch: hierauf ſtellten ſich auch die Oeſterreicher wieder in Ordnung; man ſtritt über fünf Stunden, bis endlich von immerwährendem Steinhagel die Streitroſſe in Wuth und Schrecken geriethen, und das Fußvolk ebenfalls in Unordnung brachten. Während des Gefechtes zogen die Glarner nach und nach einige Gehülfen zu, unter andern dreyßig Schweizer; der Feind hielt ſie für Vortrab von größern Haufen, zog ſich zurück und überließ den Glarnern das Schlachtfeld. Zum Andenken wird alljährlich ein Feyertag gehalten.

Oesterreich machte, auf Antrieb einiger Reichsstadte, einen Waffenstillstand auf sieben Jahre; nachher ward er wiederholt und endlich auf funfzig Jahre verlängert.

Gerührt von den Unbequemlichkeiten allzu leichter Waffenergreifung und von den Unordnungen, welche die Beute selber nachzog, errichteten ihr die Cantons im Jahre 1393. den Sempacher Vertrag. Vermittelst desselben wollte man hindern, daß niemand, bloß auf eigenen Antrieb, ohne eidgenössische Einwilligung, zu feindseliger Thätlichkeit schreite; man errichtete eine militärische Unterordnung und begegnete jedem Unfug bey Beuten. Wie sehr auch dieser Vertrag Menschheit und Religiosität athme, hievon zeugen folgende Puncte: „Kein Eidgenosse, „heißts unter andern, soll einige Kirchen, Klöster, „Klausen, Kapellen heimlich oder öffentlich be„schädigen, es würden denn in denselben Feinde „betreten, jedoch ohne Schaden der Kirchen. Es „soll kein Eidgenoß eine Frauensperson verlegen „oder mißhandeln, es sey denn, daß sie sich wehre „oder durch Verrätherey und Wahrzeichen scha„de.„

Bisher hatten die Eidgenossen ihre Siege vornehmlich der Lage der Oerter, der verächtlichen Begegnung von ihren Feinden, der leichten Rüstung und den schweren Hellebarten zu danken. Diesen Bergleuten fehlte es an Reuterey, die fähig gewesen wäre, gegen die Oesterreicher zu stehen. Aus Nothwendigkeit stritten sie zu Fuß, mit Bogen, Spießen, Hellebarten, Morgensternen, schweren Säbeln, in großen Bataillons, tiefen und gedrungenen Reyhen; aus Mangel an Panzer schnürten sie zuweilen Bengel und Kaulen mit Seilen fest um den Leib; die Gens d'armes konnten in die eidgenößischen Colonnen schwerlich eindringen; auch lernten von den Eidgenossen die Fürsten den Vorzug des Fußvolks vor den Reisigen. (Robertson's Geschichte Karls V. Th. I. S. 148.)

Anfangs mit Behauptung eigener Freyheit beschäftigt, sahen sich nun die Eidgenossen zu Eroberung von Herrschaften genöthigt, wodurch sich seither ihre Macht im Felde vermehrte. Schon lange hatte Bern einen Beystand von den Twingherren, die ihre Mitbürger waren. Luzern hatte Entlibuch, Rotenburg, Sempach, Meienburg zu Dienste. Schweiz hatte sich als Schirmherr

von

von Einsiedeln huldigen lassen. Glarus kaufte sich von den Rechten los, welche die Aebtißinn zu Seckingen auf diesen Canton ansprach und nachher an Oesterreich abtrat. Mit der Abtey Murbach wurde, wegen ihrer Rechte auf die Stadt Luzern von dieser ein Austausch getroffen. Zürich machte sich durch Kaufe ein kleines Gebiet, wiewol sehr zerstreut. Kyburg besaß diese Stadt als österreichische Pfandschaft. Ury hatte Rechte auf das Thal Livinen; zweymal zog dieser Canton über wilde Gebirge und bemächtigte sich der Stadt Domo; er kaufte sich einen neuen Zankapfel an Bellinzona.

Bald nach dem Anfange des XVten Jahrhunderts erhoben sich die Appenzeller Unruhen. Die Bedrückungen, welche die Appenzeller von Abt Conrad von St. Gallen erlitten, erweckten bey diesen den Wunsch nach ähnlicher Freyheit, wie diejenigen, deren die Cantons genossen. Es schmerzte diese Klosterunterthanen empfindlich, daß ihnen verboten war, ihr unseliges Geburtsland zu verlassen, — verboten war, sich mit fremden Weibern, ja nicht einmal mit den Töchtern von St. Gallen, ihren Nachbarinnen, zu verheirathen. Die Strenge, mit welcher von ihnen das

Todesgeld erpreßt wurde, die Oeffnung des Grabes eines Leibeigenen, die Ausziehung der Lumpen, womit dieser Armseligen im Sarg umhüllt war, und andre solche Mishandlungen empörten die Appenzeller. Im Jahre 1404. vereinigten sie sich mit den Einwohnern von St. Gallen gegen den Abt, der von Oesterreich unterstützt war; sie erhielten verschiedene Siege und durchstreiften mit Wuth einen Theil des Algaus, den Bregenzerwald, das Thurgau und Rheinthal. Einmal gelang es einem Haufen Appenzellerinnen, daß sie, in weiße Hemder gehüllt, einen Trupp Oesterreicher mit Schrecken erfüllten und jagten. Kaiser Rupert machte endlich im Jahre 1408. diesem Krieg, dessen beyde Theile müde waren, ein Ende. Großentheils befreyten sich die Appenzeller von der äbtischen Herrschaft; die obere Mark, deren sie sich bemächtiget hatten, schenkten sie dem Canton Schweiz wegen seiner geleisteten Dienste. Unmittelbar nahmen sich die übrigen Cantons des ganzen Handels nichts an, es sey nun aus Achtung gegen den Friedensvergleich oder weil die Schaubühne des Krieges nicht in ihren Umkreis gehörte.

Je länger je mehr ward Oesterreichs Macht auf helvetischem Boden entkräftet. In der Kirchenversammlung zu Costnitz ward Papst Johann XXIII. entsetzt. Der österreichische Herzog Friedrich IV. nahm ihn in Schutz; hierüber gerieth er in Acht und Bann. Gegen ihn boten so wol die Kirchenversammlung als der Kaiser die Eidgenossen zum Krieg auf. Umsonst, daß diese ihren funfzigjährigen Waffenstillstand vorwendeten; nicht nur ward bey Acht und Bann die Auffoderung wiederholt, auch ward der Stadt Zürich von Kaiser Siegmund verheißen, sie soll die Eroberungen als Reichslehen behalten. Endlich traf dieser Canton mit Luzern, Schweiz, Unterwalden, Zug und Glarus die Abrede zu gemeinschaftlichen Beuten; Bern hingegen wollte mit Solothurn und Freyburg den Herzog besonders bekriegen. Auch gelang letztern in wenig Tagen die Eroberung des Argau. Zürich aber und seine Bundesgenossen entzogen dem Herzog die Grafschaft Baden nebst den freyen Aemtern. Bey nachheriger Aussöhnung des Herzogs mit dem Kaiser ward ausdrücklich die Rückgabe in die Willkühr der Eidgenossen gesetzt. Seither wurden die freyen Aemter und Baden gemeinsa-

me Herrschaften; ein beträchtlicher Theil der erstern fiel gleichwol eigenthümlich an Zürich; ein andrer Theil blieb den Luzernern, nämlich Sursee und Meienberg.

Kaiser Siegmund nahm Kyburg zu Handen des Reiches, übergab es aber im Jahre 1424. den Zürchern für eine vorgestreckte Geldsumme.

Beym Absterben des letzten Grafen von Toggenburg entstand wegen seiner Verlassenschaft ein einheimischer Krieg zwischen den beyden Cantons Zürich und Schweiz. Letzterer Canton suchte einen eidgenößischen Rechtsspruch. Die Form eines solchen besteht darinn, daß nach fruchtlos versuchter Minne die streitigen Parteyen Schiedsrichter aus ihrem Mittel erwählen. Wenn diese in gleiche Meynungen zerfallen, so wählen sie aus irgend einem der unparteyischen Cantons einen Obmann oder einzelnen, unumschränkten Schiedsrichter; zu keinem neuen Ausspruch ist dieser berechtiget, sondern nur zur Gutheißung des einen oder des andern von den schon geschehenen Gutachten. Zürich wollte es nicht auf den Rechtsspruch ankommen lassen, aus Unwillen hierüber schlugen sich die übrigen Cantons auf Seite der schweizerschen Gegenpartey. Der Krieg dauerte vom J. 1436.

bis

bis 1440. Damals sahen sich die Zürcher zu sehr harten Friedensbedingnissen genöthigt. Zu Wiedererlangung des Ansehens errichteten sie nunmehr im Jahre 1442 ein Schutzbündniß mit Kaiser Friedrich aus dem Oesterreichischen Hause. Nicht nur wollten sie dem Kaiser einen Theil der Grafschaft Kyburg freywillig abtreten, sondern ihm auch zur Wiedereroberung des Argau, der Grafschaft Baden und der sonsten Aemter Beyhülfe leisten. Diesen Vertrag erklärten die Eidgenossen als Entsagung der eidgenössischen Bünde. Der einheimische Krieg entflammte von neuem. Auch auswärtige Staaten suchten sich ins Mittel zu legen. Fruchtlos zerschlug sich eine feyerliche, zahlreiche Tagleistung zu Baden. In Zürch herrschte itzt nicht der Rath, sondern der Pöbel. Eigenmächtig riß dieser von dem Rathhause die Räthe herunter, welche zum Frieden geneigt waren; einige derselben wurden in Ketten gelegt und bald hernach mit dem Schwerdt hingerichtet. Diesen Tumult hatten, nach Tschudi, die Oesterreicher erweckt, damit die friedliebenden unter den Räthen möchten aus dem Weg geräumt werden. Von den Oesterreichern bekamen die Zürcher zwar beträchtliche, aber gleichwol nicht

hinreichende Hülfe. Die Eidgenossen zogen ins Feld und eroberten Greifensee. Acht Männer waren im Schloß umgekommen; zehn wurden begnadigt, theils wegen grauen Alters, theils wegen noch unreifer Jugend; den übrigen wurde, in Gegenwart des ganzen feindlichen Haufens, einem nach dem andern das Haupt abgeschlagen. Wildhans von Landenberg war der erste, welcher seinen Kopf hergab; auf ihn folgten sechzig andere; nicht nur heldenmäßig starb Landenberg, auch bat er für seine Gesellen: „Wenn diese, „sprach er, anders gehandelt hätten, alsdenn „hätten sie eher die Hinrichtung verdient, als nun„mehr, da sie Ehre und Eyd gegen ihr Vaterland „beobachtet hatten „ Der zürcherische Malleolus, ein Zeitgenosse dieser blutigen Scenen, erzählt in dem Geist seines Jahrhunderts: An dem Orte, wo die abgehauene Köpfe herunter gefallen, habe man zeither immer davon die Merkmale und überall in der umliegenden Gegend außerordentliche Erscheinungen gesehen.

Nunmehr ward die Hauptstadt Zürich selber von den Eidgenossen zehn Wochen lang belagert.

Basel stand damals mit Bern und Solothurn in Bündniß. Die Bürger daselbst wurden daher

mit

mit in das Interesse der Eidgenossen hineingezogen; der Adel hingegen hielt es mit Siegmund von Oesterreich. Dieser rief den Dauphin, nachherigen König Ludwig XI. um Hülfe an. Die Eidgenossen schickten den Baslern 1600 Mann zum Beystand; bevor diese anlangten, waren 40000 Franzosen schon da. Die Basler sandten Boten an die 1600 Eidgenossen, sie sollten sich zurück ziehen; der Feind sey allzu furchtbar. Die Befehlshaber hätten guten Rath angenommen, allein der Söldner war streitdurstig; damit er desto eher an dem Feind wäre, gieng er durchs Wasser. Hier geschah die Schlacht bey St. Jacob. Der Dauphin soll gegen die Eidgenossen 8000 Mann eingebüßt haben; ungeachtet des Sieges verlor er alle Lust zu weiterm Streite; die 1600 Eidgenossen kämpften zehn Stunden lang, bis sie sämmtlich, nur 16 Mann ausgenommen, von der Uebermacht aufgerieben worden.

Von dieser Zeit an waren die Zürcher etwas glücklicher gegen die Eidgenossen, ohne darum sie ganz vertreiben zu können. Allmählich giengen die vornehmsten Anstifter des Krieges mit Tode ab, und so neigten sich die Gemüther von beyden Seiten zum Frieden. Laut des schiedrichterlichen

Aus-

Ausspruches wurden den Cantons Schweiz und Glarus die schon anfangs gemachten Eroberungen bestätigt, der Bund der Zürcher aber mit Oesterreich als ungültig erklärt. Das Argau, Baden und die freyen Aemter blieben unter eidgenößischer Regiernng; Kyburg ward um eine Geldsumme von Oesterreich dem Canton Zürch ganz überlassen. Noch im Jahre 1474. ward zwischen Oesterreich und zwischen den Eidgenossen eine Richtung getroffen, „daß beyde Parteyen bey ihren Besitzungen bleiben, nun und hernach, unangesprochen und unbekümmert.„ Eben dieses ward in der Erbvereinigung vom Jahr 1477. und 1511. bestätigt.

Der Zankapfel des einheimischen Krieges, die Verlassenschaft des Grafen von Toggenburg, ward weder dem Canton Zürich noch dem Canton Schweiz zur Beute. Lieber ward sie den Edeln von Raron, entfernten Verwandten des verstorbenen Grafen, überlassen, und diese überließen die Grafschaft käuflich dem Abbt von St. Gallen. Indessen hatte der Krieg, der erst im Jahre 1445. beygelegt worden, herrschende Neigung zu ungebundenem Leben erzeuget. Nur der geringsten Beleidigung bedurft' es, die Cantons in Harnisch

zu

zu bringen; auch ergriffen sie gerne die Waffen, selber fremde Beleidigungen zu rächen. Sog. B. fanden die Gradler von Grätz an Zürich Beschützung gegen Siegmund von Oesterreich. Wiewol dieser mit Mühe sich dem Bannstral Pius II. entzog, bemächtigten sich nichts desto weniger die Cantons im Jahre 1460. seiner Landgrafschaft Thurgau. Zuletzt hatten sie die Kühnheit, den Zorn des furchtbaren Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen, zu reizen; sie verbanden sich mit dem österreichischen Siegmund, um diesem das Sundgau und Brisgau wieder herzustellen, welches er Karln verpfändet hatte. Die Härte dieses letztern gegen die verpfändeten Länder bewog Siegmunden, daß er sie um Geld zurücklösen wollte; Karl hingegen hätte lieber die Herrschaften behalten. Siegmund bedurfte der Hülfe der Cantons; er versöhnte sich mit denselben und errichtete im Jahr 1474 mit ihnen die Erbvereinigung Dieser Vertrag enthielt von Siegmunds Seite die förmliche Ueberlassung aller vormals dem Hause Oesterreich abgenommenen Länder; ferner gegenseitige Friedensverbeißung und Gewährleistung beyderseitiger Staaten; nach Gutbefinden der Partepen die Anerkennung des Bischofs

ſchoſs oder der Stadt Baſel als Mittler und Schiedsrichter, nebſt der Verpflichtung, die Widerſpenſtigen mit Gewalt zur Annahme des ſchiedsrichterlichen Ausſpruches zu zwingen. Auf jeden Nothfall verſprachen ſich beyde Parteyen ihre Hülfsvölker, auf Unkoſten des auffodernden Theiles. Zu Gunſten der Gränzſicherheit wurden den Eidgenoſſen die öſterreichiſchen Waldſtädte offen gelaſſen. So günſtig für die Eidgenoſſen dieſer Vertrag war, ſo gewann dabey Siegmund nicht weniger, indem ihm jene Karln von Burgund vom Halſe nahmen. Die Brisacher bemeiſterten ſich des burgundiſchen Landvogts Hagenbachs; in Beſitz der eidgenöſſiſchen Geſandten ward er zum Tode verurtheilt. Als die Geſandte im Jahre 1474. zum Gerichte des gefangenen Landvogts in Brisach einritten, wurden ſie dieſem von dem Kerkermeiſter alſo beſchrieben: „Ich kenne ſie „nicht; ſind aber alte, große und ſtarke Lüt, „grau und ſchlecht bekleidet, und reiten auf Rün„chen.„ Bulling. IX. 10. Mit bewaffneter Heeresmacht wollte Karl den Tod ſeines Landvogtes rächen: die Eidgenoſſen ſchlugen ihn zum drittenmal, bey Granſon, bey Murten, bey Nancy; am letztern Orte verlor er im Jahr 1477. auf der

Wall-

Wohlthat das Leben. Auf dieſe Weiſe hatten es Oeſterreich und Frankreich dem kleinen Volke der Eidgenoſſen zu danken, daß ſie von dem furchtbarſten Nebenbuhler befreyt wurden. In dieſem Kriege ſtanden Freyburg und Solothurn mit allen Kräften zu den Cantons und wurden itzt in die eidgenoßiſche Verbindung mit aufgenommen. Hiezu trug der Eremit Niclaus von der Flüe das meiſte bey. Als die ſtädtiſche Cantons ſich einſeitig mit Freyburg und Solothurn verbanden und die democratiſchen Länder von einer ſolchen Verbindung nichts hören wollten, trat der heilige Mann aus ſeiner Wildniß hervor unter die entzweyten, eidgenößiſchen Väter in Stanz; bey ſeiner Ankunft ſtehen ſie alle von ihren Stühlen auf; er aber redete ſie mit entblößtem Haupte alſo an: „Liebe Herren, ich komme aus meiner Einöde, „und weiß nichts von menſchlicher Weisheit; „aber Gott hat mich unterrichtet. — Laſſet „(ſprach er zu den Städten,) das Burgrecht fahren, welches nur Unrath gebähren kann. Ihr „aber (und wandte ſich an die democratiſchen Cantons,) ſeyd erwieſener Wohlthaten eingedenk; „nehmt Freyburg und Solothurn gern zu Eidgenoſſen auf. Es kömmt eine Zeit, wo Ihr Euch

„der

„der Befolgung meines Rathes getröſten werdet. „Dann hab ich mit Bedauren vernommen, daß „Ihr, anſtatt Gott für eure Siege zu danken, be„ſtändig über ihre Ausbeute ſtreitet. Lieber! thei„let in Zukunft herrſchaftliche Eroberungen nach „den Orten, und die bewegliche Beute nach der „Mannſchaft — — Und Ihr alle endlich, „vereinigt eure vorigen, abſönderlichen Bünd„niſſe in ein allgemeines Band der Liebe, der „Treu und guten Ordnung. — Nichts mehrers. „Der Herr ſey mit Euch!„ Aber dieſes wenige erhielt einen allgemeinen Beyfall und Dank. „Und „Gott gab Gnad, ſagt Tſchudi, „ zu den Wer„ten des heiligen Einſiedlers, daß, ſo ſchlimm „auch die Sache vormittags geſyn was, in einer „Stund alles verricht und gut wurde.„

Auf Antrieb des helvetiſchen Schutzengels gelobten ſich die Eidgenoſſen in der Stanzer Verkommniß vom Jahre 1481. gegenſeitige Gewährleiſtung ihrer Verfaſſung; ſie beziehen ſich auf den Pfaffenbrief vom Jahr 1370 und auf die Kriegspolizey von Jahr 1393. zugleich wurden die neutrn Cantons verpflichtet, ohne Einwilligung der ältern, in keinen Krieg oder in kein Bündniß zu treten, die Cantons als Schiedsrichter anzuerkennen

nen und in den Zwiſten derſelben die Neutralität zu beobachten.

Der Triumph über Karln von Burgund war mit Beute und mit heroiſchem Nachruhm begleitet. Die Eroberungen wurden dem ſchlauen König Ludwig XI. überlaſſen. Nach de Comines B. V. 2. VI. 4. bezalte er dafür den Eidgenoſſen in einem Zeitraum von ſieben Jahren eine Million Goldgulden. Unter ſeinen Geſchenken waren auch die erſten ſeidenen Kleider. Auch legte er den Grund zu jener Verbindung, die hernach unter Franz I. im Jahre 1516. den ewigen Frieden erzeugte. Seitdem Ludwig XI. von den eidgenößiſchen Waffen ſo groſſen Vortheil gezogen, bemühten ſich die Fürſten, durch reiche Gehalte die Freundſchaft und die Truppen der Eidgenoſſen an ſich zu kaufen. Ungemein ward dadurch der Nationalcharakter verſchlimmert.

Noch immer blieben die Cantons Stände des deutſchen Kaiſers. Eine Reichskammer ward aufgerichtet, welche in den Streithändeln zwiſchen den unmittelbaren Reichsfreyen und zwiſchen den freyen Reichsſtädten Recht ſprechen ſollte. Dieſer Kammer wollten die Eidgenoſſen ſich nicht unterwerfen. Kaiſer Maximilian nahm daher den

Vorwand, sie durch die schwäbische Conföderation zu bekriegen. Seine Bestrebungen dienten bloß dazu, die helvetische Tapferkeit in neuem Glanze zu zeigen. Im Jahr 1499. sah man die Ufer des Rheines von Basel bis in Rhätien mit Blute gefarbt. Nach diesem Krieg trugen die zehn Cantons keinen wesentlichern Vortheil davon als die Erlangung des Criminalrechtes, (des Landgerichtes) in Thurgau, da sieben von den alten Cantons schon seit dem Jahre 1460. daselbst die Territorial- und Civilrechte besaßen. — Wegen geleisteter Dienste ward nunmehr im Jahr 1501. auch den Städten Basel und Schafhausen der Zutritt in die eidgenößische Verbindung gegeben.

Itzt für einmal von allen Feinden gesichert, widerstanden die Cantons der Kriegessucht wenig; an kriegerisches Leben gewöhnet, borgten sie ihre Waffen jedem meistbietenden Fürsten. Im Jahr 1499. nahm Ludwig XII. mit ihrer Beyhülfe dem Herzog Ludwig Sforza Mailand weg; hernach setzten sie den jungen Maximilian Sforza wieder in den Besitz des väterlichen Erblands; hiebey betrugen sie sich nicht als Gedungene, sondern als Herren. Im Unwillen gegen Ludwig

XII.

XII. bemächtigten ſich die Eidgenoſſen und die Graubündner, jene der vier Vogteyen Lauis, Luggarus, Mendris und Maymthal — dieſe der Grafſchaften Worms, Chiavenna und Veltlin. Schon vorher im Jahre 1500 hatten ſich Palenza, Riviera und Bellinzona den drey Cantons Ury, Schwyz und Unterwalden ergeben.

Misbrauch der Waffen, Verſchwendung des Bürgerblutes und Gefahr von innern Unruhen ſchienen allmählich die Kriegsſucht zu dämpfen.

Im Jahr 1513 ward Appenzell als der letzte Ort in die eidgenößiſche Verbindung mit aufgenommen. Die Verträge des letztern Cantons ſind gleich den Verträgen vom Jahr 1481. mit Freyburg und Solothurn.

Vermög des ewigen Friedens mit Frankreich vom Jahr 1516. bewilligten die Eidgenoſſen dem König zur Beſchützung des Reiches 6000 Reuter u. 16000 Fußgänger. Der König hingegen verſprach ihnen bey jedem feindſeligen Angriff jedes Vierteljahr 25000 Kronen, auch über dieß auf ſeine Unko-

ſten einen Beyſtand von 200 Lanzen und 12 Stücken groben Geſchützes; jedem Canton bezahlte er jährlich 3000 Franken Penſion; auch bewilligte er ihnen den Salz- und Getraydkauf in ſeinem Reich. Bey dieſem Bündniß behielten ſich die Eidgenoſſen das teutſche Reich, Oeſterreich und Burgund vor. Thuan. VI. Sleidan. III.

Hauss-

II.

Haushaltungsgeschichte

der

Frau von Zürich

und

ihrer dreyzehn Töchter.

Sie verlangen, Mamsel, einen Entwurf der zürcherschen Staatsgeschichte; aus Besorgniß Ihnen damit Langweile zu verursachen, sende ich Ihnen lieber folgendes Romänchen:

Fräulein von Zürich hatte zwey ältere Geschwister, einen Bruder im Stifte, und eine Schwester in der Abtey. Nicht nur von diesen, auch von dem Vormünder, einem teutschen Baronen, ward das Fräulein als Magd im Hause mißhandelt. Frühzeitig wards mit einem Verwandten des Vormünders verehlicht *). Da dieser das Erbgut der

*) Der Rath der Edeln im Jahr 1111.

Gattinn übel beſorgte, ſtieß ſie ihn von ſich und vermählte ſich mit Einwilligung ſo wol der Geſchwiſter als des teutſchen Baronen mit Ritter Braun, dem jüngern Bruder des verſtoßnen Gemahls *). In dieſer Ehe wurden ihr dreyzehn Töchter gebohren. Seither ſah man die Mutter nicht mehr, es ſey, daß ſie bey der Entbindung geſtorben, oder daß ſie von dem Gemahl auf die Seite geſchafft werden. Wenigſtens zeigt man eine teſtamentliche Urkunde, vermög welcher der Vater ohne Genehmigung der dreyzehn Töchter nichts wichtiges in der Hausordnung abzuändern befugt iſt. Auch erhielten die Mädchens Fug und Macht, alljährlich nach Belieben jede ihren eignen Sachwalter zu wählen. Nicht ohne Einſchränkung erlaubten dieſe Sachwalter den Gehilfen Herrn Brauns an der Handelsraggion Antheil **). Wie wohl ausgedacht dieſe Vorſichtigkeit geweſen, zeigte ſich gar bald, als der Handelsdirector, Herr Schöno, im geheimen Tête à tête mit einer Courtiſane ertappt ward. Voll Eiferſucht jagten ihn die dreyzehn Töchter von ſich ***).

Ruhe

*) Einführung der XIII. Zünfte vom Jahr 1336.

**) Im Jahr 1371.

***) Im Jahr 1394.

Ruhe und Ordnung wurden mehr oder weniger erhalten, bis das Hauptbuch Herrn Waldmann anvertrauet wurde. Durch allzugebieterisch s Anſuchen erweckte dieſer ſonſt vortreffliche Handelsaufſeher die Mißgunſt, ſo wol von Seiten benachbarter Häuſer, als auch von Seiten der untergeordneten Handelsbedienten. Zum Theil mit Grund, zum Theil ohne Grund ward er aus dem Wege geräumet. So eigenmächtig wurden indeſſen hierauf die Comtoirgeſchäfte verwaltet, daß die Töchter ſich gezwungen ſahn, die ungebundenen Verweſer von ſich zu jagen. Seither wurden nach alter, von Zeit zu Zeit nur wenig abgeänderter Einrichtung die Handelsangelegenheiten unter die Handelsbedienten und unter die Sachwalter vertheilet *).

Aller Vorkehr ungeachtet, gerieth das Hauswesen von neuem in äuſerſte Verwirrung. Die Aufſeher glaubten, daß nothwendig Verwirrung entſtehe, wofern nicht die Hausgenoſſen genau eingeſchränkt und wenigſtens das eine Aug und die eine Hand derſelben einigermaßen unbrauchbar gemacht würden. Ein Unglück war es, daß jeder der Handelsaufſeher das Anſehn, welches eigent-

*) Im Jahr 1489. 1498. und 1653.

lich nur collegialiter der ganzen Handelsgesellschaft zukam, nach und nach sich einseitig und besonders anmaßen wollte. Hie und da waren abgelebte Commis und Sachwalter, die seit langem das vixi nuper puellis idoneus hätten anstimmen sollen, und welche gleichwol noch mit schwankendem Knie mit den Fräuleins herumtanzen wollten. Dadurch wurden diese bis zum Ekel geärgert. Freylich fanden sich auch genung milchhaarigte Enkel und Neffen jener Graubärte, allein mit den jungen Laffen war den Mädchen nicht besser gedienet. Frauenzimmer sind zaghaft und blöde; sie sahen sich genöthigt, sehr oft solche Sachwalter zu wählen, die mehr den Vortheil der Handelsaufseher als den Vortheil der Mündeltöchter besorgten, wofern sie nicht Gefahr laufen wollten, Tafel und Nadelgeld einschränken zu müssen. Eben so schwach und zärtlich als schüchtern sind auch die Schönen. Verliebt in die stattliche Figur der Sachwalter und in das gezierte Wesen der Handelsbedienten, solls bisweilen geschehen seyn, daß von denselben die eine oder die andre von den dreyzehn Töchtern zu Fall gebracht worden. Gleichviel, ehlich anerkannt, oder unehlich erklärt, hoffte die junge Brut von den Vätern zu allerley Aemtgens, zum

Dienst

Dienſt der Budenjungens, Lichtputzer, Poſtläufer gezogen zu werden. Meiſtens traten ſie alſo vielmehr auf Seite des Comtoirverweſer als auf Seite der Demoiſellen. Auf ſolche Art erfuhren dieſe, wie ſehr mit zunehmenden Runzeln ihr Zauber abnahm. Indem ſie ſich mit Wehmuth des Frühlings allgewaltige Reize erinnerten, kam zu rechter Zeit, weis man doch nicht, ob aus dem Gefängniß oder dem Grabe, die Mutter der dreyzehn Töchter. Gleich einem Geſpenſte trat ſie zwiſchen die Mädchen und zwiſchen die Handelsbedienten. Auch Männer zittern bey der Wuth weiblicher Klauen. Gänzlicher Hausverweiſung konnten die Handelsbedienten nicht anders als durch folgenden Vergleich vorbeugen *).

Statt der Commis, die höchſtens als Budenjungen zu Auskehrung des Gewölbes taugten, wurde niemand in das Waarenlager oder in die Schreibſtube gezogen, der nicht ein reifes Alter von dreyßig Jahren aufweiſen konnte; ſechs und dreyßig Jahre mußte er haben, bevor ihm der Zugang zum Hauptbuche erlaubt wurde. Damit die Wahl deſto unpartheyiſcher ſeyn möchte, mußte ſie künftig heimlich geſchehen.

*) Im Jahr 1713.

Um so viel nothwendiger schienen diese und andre Bedinganisse, da die Haushaltung beynahe unumschränkt den Sachwaltern anvertraut war. Die Mutter nämlich, die einige für verstorben erklären, ist wenigstens lebendig todt, indem sie, wie bey den Griechen das Frauenzimmer überhaupt in ein Gynäceum eingesperrt ist. Und wie sollte sie sich unter die Leute begeben, da sie, seit ihrer Entbindung, an der Zunge gelähmt ist? Höchstens zweymal des Jahres, nach gehaltener Jahrechnung, zeigt sich die alte Dame in Gala, um von den Comtoirverwesern ein Compliment zu empfangen und dasselbe mit einem Compliment zu erwiedern.

Alles auch, was die dreyzehn Töchter in das Comtoir zu berichten oder von daher zu erfahren befugt sind, darf nicht anders als durch den Mund der Sachwalter geschehen. Jedes Mädchen darf nicht anders, als nur abgesondert mit seinem einzelnen Sachwalter allein in Unterhaltungen treten. Ohne Zweifel, daß man dadurch mancherley Unordnung zu steuren geglaubt hat, die alsdenn entsteht, wenn Weiber und Kinder ins Comtoir hinein zu stürmen befugt sind. Die Folgen hievon sah man in der Nachbarschaft, woselbst eine sonst

blühende

blühende Hausbaltung wegen Ehestreites beynahe zu Grund gienge. Jedermann weis, daß Madame Geneva eben so schnippisch und arg ist, als geistreich und thätig, daß sie von Zeit zu Zeit aus der Küche oder aus der Kinderstube ins Gewölb hineinstürzt, den Gemahl, so gelehrt er seyn mag, in den Geschäften verwirret, den Dintentopf über die Schriften ausleert, jedes verlichene Papier unterm Schutte hervorkratzt, die neuen Papiere zu Papilloten verzerret, mit dem Federkiel das Gesicht des Gatten besudelt, seine Bedienten entweder selber wegjagt, oder doch denselben so lange mitspielt, bis sie freywillig Abschied begehren. Indessen ists nun einmal nicht anders, und da findet man immer ein Weibchen, welches gerne dem Mann Hut und Hosen wegreißen möchte; aber aus dieser Besorgniß wünscht jeder Hausherr seine Hälfte recht genau unterm Daume zu halten. Gleichwie indessen der Ehevertrag in verschiedenen Häusern verschieden seyn mag, eben so ist auch hie und da das Ansehn des Mannes oder des Weibes oder der Hausgenossen verschieden.

Wenn die Handelsverweser und besonders die Sachwalter der dreyzehn Töchter von Zürch so übel dran nicht sind, wie z. B. der Gemahl der Mada-

Madame Geneva, ſo ſind ſie darum doch weit entfernt, mit den erwachsnen Tochtern als mit bloſſen Mündelkindern zu ſpielen. Indem dieſe Herren mit zierlichem Degenband und ſchöner Halskrauſe erſcheinen, ſo vergeſſen ſie nicht, daß ſie ſolche Zierrathen einzig ihren Liebhaberinnen verdanken.

In einer Beylage des neuen Handlungsvertrages *) ward ebenfalls zum Grunde geſetzt, daß man keine Commendite errichte oder irgend einen Handelsgenoſſen aufnehme, ohne zum voraus hievon den dreyzehn Töchtern Nachricht zu geben.

*) Im Jahr 1713.

Geſchichte

III.

Geſchichte der zürcherſchen Lebensart in den drey letzten Jahrhunderten.

Durch Abſchaffung fremder Penſionen und Kriegesdienſte, wie überhaupt durch die Glaubensverbeſſerung wurden ſo wol Ueppigkeit überhaupt, als auch beſonders galante Ausſchweifungen gehindert. Ueberall zeugen die Mandate aus dem ſechzehnten Jahrhundert von ſpaniſcher Strenge in der Regierung und von apoſtoliſcher Einfalt der Sitten. Die Frauensperſonen deſto nachdrücklicher vor Verführung zu warnen, ward in den zürcherſchen Eheſatzungen vom Jahr 1539. auf ſie allein alle Strafe der Unkeuſchheit geladen, während daß die Mannsperſonen davon befreyt blieben. Laut der Synodalverhandlungen

vom

vom Jahr 1536. ließ das Ehorgericht die Pfarrer ersuchen, daß sie die jungen Töchter erinnern, keinem Jungens zu trauen, bevor ein solcher in Gegenwart zween ehrlicher Männer die Ehe versprechen. In einem Mandat vom Jahr 1527 finden wir den Ehbruch mit folgender Strafe bedrohet: „So der Eebruch kunlich vnd offenbar erfunden „wirt, also das die Egemächt mit Vrteil der „Eerichtern von einander geschieden werden vnd „die Frau eebrüchig erfunden würde, söllend die „güter, so sy dann zumal besitzen vnd von der „Frowen harreichend, dem vnschuldigen Mann „syn wyl vnd lebenlang vnd nit lenger, ane min„derung des Hauptguts verfolgen vnd belyben, „vnd nach synen Tod nit der Frowen, sunder jr „nechsten Fründen und Erben werden vnd verfol„gen: Hinwieder so ein Mann am sinen Eewyb „brüchig wurde, soll der unschuldigen Eefrowen „das Vierteil aller Güter, ligender vnd farender, „erfolgen vnd werden, ouch in libtings wyß, vnd „dem mit Widerfall wie hievon des Manns halben „begriffen stat.„

Ungeachtet der strengen Gesetze fehlte es gar nicht an wahrer Anmuth des Lebens. Schmei-

chel-

chelhaft iſt das Portrait, welches Montagne *) im Jahr 1580. von jenen Zürcherinnen gemacht hat, die er in den Bädern zu Baden antraf: „Die gewöhnliche Frauenzimmertracht, ſagt er, ſcheint „mir eben ſo gut wie die unſrige zu ſeyn. Selbſt „ihr Kopfputz, der in einer mit Seide oder Pelzwerk aufgeſchlagenen Mütze beſteht, die hinten „und vorne unterm Halſe zugebunden wird, ein „wenig von der Stirne abſteht, und unter welcher die Haare hinten herunter in Locken zuſammen gelegt ſind, kleidet ſie ſehr ſchön. Wenn „man ihnen dieſe Mütze zum Spaß abnimmt, worüber ſie auch eben nicht böſe werden, ſo ſieht „man ſie in bloßem Kopfe. Die ganz jungen „Mädchen tragen ſtatt dieſer Mütze eine Art von „Kranz auf dem Kopfe. Kleiderordnungen haben „ſie eben nicht; daher kann man auch hieran nicht „wiſſen, wes Herkommens oder Stands jemand „ſey. Man küßt ihnen beym Gruß die Hand. „Wenn man ihnen nur im Vorbeygehen ein Compliment macht, ſo rühren ſie ſich nicht, ſondern „ſtehn

*) ſ. Montagne Reiſen Band I. S. 166 fg nach der teutſchen Ueberſetzung, wie auch die ſatiriſche Reiſebeſchreibung durch Helvetien vom Jahr 1658. Seite 41.

„stehn unbeweglich. Wenigstens machen es die „mehresten so. Vermuthlich ist diese Gewohnheit „alt und hat sich deswegen bey ihnen erhalten. „Einige nicken den Kopf, wenn sie danken. Man „findt hier fast lauter schöne Frauenzimmer; sie „sind groß und von einer blendenden Weiße.„ Indessen sind dieß nur Züge vom Außenschein, von dem innern Charakter selber hat der französische Weltweise wenig Nachricht gegeben. Je kleiner in einem eingeschränkten Freystaat, wie der Zürcherische, der Einfluß des schönen Geschlechtes auf die öffentlichen Angelegenheiten seyn mag, je weniger bey überhäuften, politischen, militärischen, kirchlichen, litterarischen Geschäften die Mannspersonen Muße gewinnen, sich beym weiblichen Putztisch zu säumen, desto weniger werden Geist, Herz und Geschmack der Frauenspersonen Ausbildung erhalten, desto mehr also schränkt sich alle ihre Aufmerksamkeit auf äußere Verzierung allein ein. In diesem Zeitalter waren die Schriftsteller der Toilette höchst selten und noch wußte man beynahe gar nichts von so vielen Romänchen, Gedichtgen, Schauspielen, wie in den heutigen Zeiten. Was besonders die helvetische Schaubühne betrift, so war sie vielmehr ein Schauplatz für den

Theo-

Theologen und Staatsmann, als für das Mährchen Statt aller andern darf ich nur der Theaterstücke eines gewissen Jacob Ruſs, Wundarztes in Zürich, erwähnen. Von diesem hat man ein Schauspiel, welches den 9. und 10. Junius im Jahr 1550 zu Zürich vor dem ganzen Volke auf öffentlichem Markte aufgeführt worden. Der Inhalt ist die Erschaffung; nicht weniger als 100 Personen faßt das Spiel in sich, deren mehrere höchlich gegen Zeit, Ort und Umstände verstoßen. — Den 12ten April 1575 ward das Gastmahl des Darius nach Anleitung des dritten Buchs Esdras auf dem Münsterhofe in öffentlichem Schauspiel vorgestellt. Den 11. April 1594. ward in der Wasserkirche die Geschichte Susannens von den Studenten gespielet. Ein merkwürdiges Schauspiel aus diesem Zeitalter ist auch Rollhart, unter folgender Aufschrift: „Diß sind „die Prophetien sancti Methodii vnd Rollhar„di, welche von Wort zu Wort nach Inhalt der „Materie vnd Anzeigung der Figuren sind gespilt „worden im 15ten und 16ten Jar, vff der Her„ren Faßnacht von etlichen ehrsamen und geschik„ten Bürgern einer loblichen Statt Basel. Pam„philus Gengenbach. — Gespielt zu Lob dem

„römiſchen Reich, eyr eytgneßſchaft deſſelben „glych, daß ſi deß baſ bewahren ſich.„ In dem Schauſpiel treten Kaiſer, Könige, Fürſten, Päpſte, Freyſtaaten auf, denen Nolhart ihr Schickſal vorher ſagt.

Galanterie und Beluſtigungen behielten in Zürich noch immer ein ſpartaniſches, kriegeriſches Ausſehn. Im Jahre 1537. ſagt die frieſiſche Handſchrift, jagten die Zürcher in den Sihlwald und fingen zwey Rehe; in dem Stadtgraben ſchoſſen ſie drey Hirſchen; das Wild ward unter die Zünfte getheilt; die Bürger aßen auf öffentlichem Lindenhof mit ihren Weibern; es waren 106 Tiſche, für jeden Tiſch zehn Perſonen. Im Jahr 1558. ſpeiſten an gleichem Orte ebenfalls öffentlich die Söhne und Töchter von Zürich. Dieſes geſchah mehrmal, ohne Zweifel nicht ohne feyerliches Andenken an jene Heldinnen, die nicht weniger mit Siegeslorbeern als mit Roſen der Liebe die ſchöne Stirne umkränzten. — Mir iſt es, ich ſehe ſie vor meinem bezauberten Auge, jene Töchter von Zürich, die gewaffnet auf den Lindenhof hinaufzogen und durch ihren Anblick das öſterreichiſche Kriegesheer ſchreckten.

Wen seh ich dort ins Zeughaus eilen,
Bewaffnen sich mit Donnerkeilen,
Mit Flammenpanzer, Schild und Speer?
Gleichts nicht der Seraphinen Heer?
Am Heldenarm mit Zurichs Söhnen!
Sinds Gottes Engel, Zürichs Schönen!
Für sie ists Jugendspiel und Lust,
Wenn auf des Jünglings Panzerbrust
Sie ihr gebarnischt Bild erblicken
Und Strauß' auf ihren Helmen nicken,
Wenn unterm Helm die Locke fliegt,
Der Busen unterm Erz sich schmiegt,
Die Hand, die sonst die Spindel führt,
Der Bogen nun und Speer regiert.
Doch lacht der Mädchen Aug dem Freund,
So schleuderts Blitze nach dem Feind.
Er sieht das Heer gebarnischter Schönen,
Hört ihre Jubel schrecklich tönen;
Gleich einem Flammenocean
Schwellt Zürichs Heldenschaar sich an;
Der Amazonen Fahnen wehen,
Nicht länger wagts der Feind zu stehen,
Beschämt bricht er das Lager auf,
Schaut nicht zurück auf seinen Lauf,

Und jeder von den Heldensöhnen
Wählt eine Heldinn sich zur Schönen;
Mit Liebespfeilen wie mit Speer
Siegt nun der Heldenmädchen Heer.

Der Muthwill indeß, den man auf dem Platz dieser Scene bey den Nationalgastmalen mit Tanz und Spiel zu treiben gewohnt war, hatte schon im Jahre 1302. zur Niederreißung einer daselbst stehenden, heiligen Kapelle Anlaß gegeben. Alljährlich zog das ganze Volk hieher, um von einem der geschicktesten Ordensgeistlichen eine historische Lobrede über die Stadt Zürich zu hören; in einem Eckelamtsurbar vom Jahr 1489. werden die Unkosten dieses patriotischen Festes umständlich berechnet. — Eine andre Art öffentlicher Lustbarkeiten waren die häufigen Schützenspiele, zu welchen nahe und ferne Städte einander einluden. Bey den Schützenspielen zu Straßburg im Jahr 1576. befanden sich 54 Zürcher; die zürcherische Schatzkammer bezahlte für selbige 1500 fl. Jedes Gastmal kostete den Mann 10 fl. und man hielt die Zeche sehr hoch. Im Jahr 1600 kam Elisabeth von Hallweil, Hauptmann Eschers Braut, nach Zürich; im Limmatplatz ward sie mit 20 großen Feldstücken auf Rädern begrüßt;

auch

auch zogen ihr 400 Schützen entgegen. Im Jahr 1608. kam Cleophea von Calis, Hans Georg Eschers Braut, her; 120 Pferde waren bey ihrem Einzug. Aehnliche, hochzeitliche Feyerlichkeiten waren nicht selten. In Absicht auf die vormals gewöhnlichen Fasnachtspiele wurde den 16. März 1579. vom Rathe folgende Erkanntniß gemacht: „Verschiedene Fremde und Einheimische, jüngere „und ältere Personen üben die Jahre her, auf die „Fasnacht, Aescher mittwochen und sonst, Fast„nacht auch andre Spiel und Arten auf freyer „und offentlicher Gasse, worunter einige sehr un„verschämt und ärgerlich sind und besonders bey „den Unterthanen der Stadt viel Nachredens ge„macht, als welche glaubten, es sey mit obrig„keitlicher Einwilligung geschehen, worinn aber „M. GG. HH. wahrhaftig unrecht und zu kurz „beschiehet. Damit nun von dergleichen Sachen „gemeiner Stadt nit einmal eine Last auf den „Hals komme, ward verordnet: daß hinfür in „der Stadt von niemand keine Comödien, Fast„nacht- ald andere Spyl, klein oder große Arten „und Mummereyen gespielt werden, es seyn denn „U. U. GG. HH. verstandigt, was Innhalts sol„che Spyl seyn und haben solche auszuführen er„laube

„laubt u. ſ. w „ Im Jahr 1620. wurden auf Antiſtes Breitingers Einrathen die Hochzeiten an den Sonntagen verboten, weil ſich dabey gewöhnlich fremde Spielleute, Krämer, Gaukler u. ſ. w. einfanden und allerley Muthwill, auch öfters Unglück geſchah. Vom Jahr 1629. findt ſich eine obrigkeitliche Erkanntniß, kraft welcher die Bürger in der Stadt Hochzeit halten ſollten, weil ſie auf der Landſchaft ſich jeden Unfug erlaubten. — Verſchiedene Rathserkanntniſſen, z B. vom 4. Chriſtmonat 1639. vom 15. May 1650. vom 5. Jul 1667. verbieten unbedingt alles Spiel mit Spielkarten *). Von wichtigen Einfluß war ohne Zweifel ein ſolches Verbot, wofern man mit Pinto annimmt, daß man die Umſchaffung des menſchlichen Geſchlechtes, den näbern Umgang zwiſchen Mannsleuten und Frauensperſonen, die Verzärtlung des Körpers, überall die Seltenheit ſtarker und erhabener Seelen groſſentheils dem Spieltiſche

*) Bereits im Jahre 1320. waren die Spielkarten, und zwar von den Spaniern erfunden worden. Erſt ſeit der Erfindung des Pikets unter dem franzöſiſchen König Karl VII wurden ſie in guten Geſellſchaften eingeführt. Man ſehe die Eclairciſſemens ſur l'invention des Cartes à jouer par Mr. l' Abbé Rive.

ſche zuſchreiben müſſe. Was für ein Geiſt oder welche Triebfeder konnten wohl den geſelligen Umgang beſeelen? Nicht nur die Spielkarten, auch der Tabak waren als ſchädliche Talismans und Dämons gänzlich verbannet. In einem zürcherſchen Mandat vom Jahr 1685. heißt es: „Und „weil unſre die zeither ausgegangne Mandate wi„der den Verkauf und Gebrauch des Tabaks lei„der ſchlechtlich beobachtet worden, als laſſen wir „es von neuem bey ihrem Innhalt verbleiben, mit „dem ernſtlichen Anhang, daß diejenige, welche „mit Trinken, Schnupfen, Kauen des Tabaks „wider unſer Verbot ſich überſehn würden, mit „fünf Pfunden Buße belegt werden; diejenigen „aber, welche ſolche Buße nicht zu bezalen hät„ten, andern zum Scheu mit Gefangenſchaft ab„gebüßt werden ſollen. Und iſt des Tabaksver„kaufs halben unſre Meinung, daß allen unſern „verbürgerten Tabak-krämern der Verkauf des „Tabaks ſo wol gegen Bürger als Landleute das „erſtemal zwar bey zehn Mark, das andre und „folgende aber bey zwanzig Mark Silber verbo„ten ſeyn ſoll.„ Beynahe Wort für Wort wurde dieſes Verbot im Jahr 1691. wiederholt und beſtätigt. — Damals alſo kam man entweder

weniger in Gesellschaft zusammen oder man belustigte sich beym Schmause mit zeitkürzendem Gespräch. Auf der Landschaft wenigstens fehlte es gar nicht an lustigem Leben. In einer Satzung vom Jahr 1658 wird geklagt „über die Licht- und „Baydstuben, desgleichen auch über das nächtli„che Zusammenlaufen, Schlüpfen und Steigen „der jungen Knaben zu den Töchtern und Mäd„chen in ihre Schlafkammern und Gäden, item „auch in andere Winkel, ja etwa gar zu vnd „in ihre Bether; hiezu kommt noch das Zusam„menlaufen des jungen Volkes in großer Menge „an den Sonntagen in die Hölzer vnd vff die Al„menten, daselbsten zu tanzen vnd zu springen „vnd viel andre Unfugen vnd Ungerühren noch „mehr anzurichten; item auch, daß aber das jun„ge Volk sich ganz und gar nicht scheue an Orten „und Enden mit großer Aergernis und merklicher „Veranlassung zur Leichtfertigkeit unter einander „zu haben „ Daß gleiche Lebensart auch in dem Berner Canton geherrscht haben, hievon zeugt die Reisebeschreibung des Landvogt Gravisset durch Heutelien im Jahr 1658. Dieser Verfasser läßt S. 85. den Musus sagen: „Wir andern Musti „verbieten an den heiligen Tagen unsern Bauren

„das

„das Trinken und Tanzen nicht, sondern wir er-
„lauben solches öffentlich in den Dörfern, wel-
„ches nicht so gefährlich und argwöhnisch ist als
„die Waldtänze, wo die Baurenmädlin oft ihre
„Kränzlin in den Stauden verlieren.„

So eifersüchtig die zürcherischen Gesetze auf jede Ausschweifung in der Lebensart waren, eben so eifersüchtig waren sie auf neumodische, kostbare Kleidung. Wie groß der Haß gegen die Perücken gewesen und wie profan man das Tragen derselben angesehen habe, hievon zeugt ein zürcherisches Mandat vom Jahr 1693. „Die Erz-
„etanten, Studenten und andre Geistliche sollen
„sich enthalten alles tragens der Perücken und
„falscher Haare. Die Uebertreter sollen nicht
„allein mit fünf und zwanzig Pfunden Geldbuße
„belegt werden, sondern so lang sie hierinn unge-
„horsam verbleiben, ihrer Diensten still gestellt,
„auch der Kürchlägen und aller Beförderungen
„unfähig seyn; es wäre denn, daß einer aus er-
„heblichen Ursachen genöthigt würde; auf wel-
„chen Fall wir selbigen erlauben, von deswegen
„vor unsern Verordneten zur Reformation sich
„anzumelden u s w.„ In dem Mandate vom Jahr 1697. werden bey fünf Pfunden verboten

die seidenen Kleider an Weibspersonen und Töchtern, außer an Hochzeiten, bey Kindertaufen und andern Ehrenanlässen. „Item soll man sich enthalten der Tuchkleider, außer schwarz und roth; „der Kappen (Hauben, Mützen,) von Zobeln oder „andern kostbaren Gebrämen über die Gassen; „aller Ohrgehänge u. s. w. item aller langen Brüste (Schnürleiber) und neuaufgekommener schädlicher und verderblicher Eisen, und daß die Länge der Brüste (Schnürleiber,) je nach Beschaffenheit der Personen, keine aber über drey Viertling seyn soll. Wir wollen auch verboten haben „an allen Manns- und Weibspersonen, auch Kindern das Tragen in der Stadt aller Manchettes.„ Im Jahr 1696. ward erkannt, daß Frauen und Töchter bey Hochzeiten dicke Kragen, d. i. sehr weite, runde, steife Halskrausen von Leinwand tragen sollen. Vielleicht daß diese kostbaren Kragen zu Bollwerk gedient haben gegen den Angriff allzuverwegner Buhlen. — In dem Mandat vom Jahr 1699. heißt es: „Und weilen das Tragen der Perücken, desgleichen des Silbers und „Vergüldten an verschiedenen Orten gemeiniglich aufkommen will, als ist unser Befehl, daß „die Mannspersonen keine silberne Schuhschnallen,

„sen, auch keine mit Silber beschlagene Kannen,
„(Rohrstöcke) noch anders von Gold oder Silber
„tragen sollen, bey fünf und zwanzig Pfunden
„Buße; ausgenominen die silbernen Degen an
„den Hauptleuten und die glatt silberne Knöpfe
„in Bescheidenheit. Dergleichen daß die Weiber
„und Töchter sich enthalten sollen des Tragens
„der ganz oder halb seidenen Kleider, Ermeln
„oder Brüstlen, den Lasten ald seidenen oder halb-
„seidenen Fürgürtlin (Schürzen.)„ Noch in dem Mandate vom Jahr 1707. wird das Trinken des Thees, Caffees, Chokolate bey den Gastereyen und auch auf Zünften verboten; noch eben so im Jahr 1722. In dem Mandate von diesem Jahr ward auch für Hals und Busen des schönen Geschlechtes eifersüchtige Vorsorge getragen; „es
„wurden nämlich die neuaufgekommenen weiten
„Göller und ofene Hemder um den Hals verbo-
„ten; und wollen dagegen, (heißt es) daß die
„Frauen und Töchter nicht allein die Hemder
„oben mit einem Brysli und Häftli, sondern
„auch die Göller beschlossen, in und außer dem
„Haus tragen, mithin sich müßigen sollen der
„neu aufgekommenen Leibstücken, bey fünfzig
„Pfunden Buße.„ Noch in dem Mandate vom Jahre

Jahre 1727. wird den Zürcherinnen das Tragen aller und jeder Ohrgehänge, wie auch der Taschenuhren von Gold oder Silber verboten. Den geistlichen Töchtern und Weibspersonen werden alle seidenen Kleider ganz untersagt. Bey Ehrenanlässen, als Hochzeiten, Kindertaufen u. s. w. werden dem Frauenzimmer Haarbänder und Hüte, mit einem bescheidnen schwarzen Bande bewilligt. So gefährlich schien noch immer die Entblößung des weiblichen Nackens und Halses, daß gegen dieselbe in dem Mandat vom Jahr 1734. folgende Verordnung gemacht ward: „daß die Weibsper„sonen und Töchtern sich enthalten der weiten „Göllern und unverschämten Entblößung um den „Hals; widrigenfalls soll eine solche ohne An„sehn der Person das erstemal vor unsre Verord„nete zur Aufsicht citirt, vor selbiger sich, ohne „ihre Verantwortung durch Verwandte oder Mäg„de anzunehmen, persönlich stellen, wofern sie „aber solchem Verbot weiter zuwiderer thäten, sel„bige so dann vor unsere verordnete Eherichter „gewiesen und von selbigen um solch ärgerliche „Verachtlichkeit mit höherer Strafe gebüßt wer„den sollen.“ In gleichem Mandate sind den Mannspersonen die güldenen Taschenuhren, dem

Frauen-

Frauenzimmer die silbernen so wol als die güldenen, und zwar bey Confiscation und einer Buße von 100 Thlr. verboten, besonders auch das ungebührliche Krausen der Haare der Weibspersonen; wie nicht weniger die seit etwas Zeit neuaufgekommene Reifröcke. Durch das Mandat vom Jahr 1755. ward eine große Veränderung in der weiblichen Kirchenkleidung bewerkstelligt. Vorher bestand der kirchliche Kopfputz aus aufgethürmten, viereckigten Hauben von Leinwand oder Batiste; nun aber wurde das Frauenzimmer von dieser Bürde und von den schweren, schwarzen Tuchpanzern befreyt, jedoch nur unter folgender Einschränkung, „daß sie, statt denselben in alle „Kirchen- und Predigtstunden schwarze, glatbu„ratne, gebundene Robben und Schürzen tragen. „Was den Kopfschmuck belangt soll derselbe so „wol als die Halstücher schwarz und ganz glatt „ohne Spitzen und Franzen seyn, auch aus nichts „anderm als aus Flor oder Taft bestehn; da hin„gegen das Tragen der Mantillen, ofenen, flie„genden Kleider, Ohrgehängen, wie nicht weni„ger das Pudern und Krausen der Haare bey 30 Pfunden gänzlich verboten gewesen.„ Noch in gleichem Mandate wurden den Manns- und Frauensper-

enspersonen maßiv-güldne Taschenuhren und Tabatieren verboten.

Eben so wie die zürcherschen Damen in Absicht auf Luxus überhaupt eingeschränkt waren, so waren sie's besonders auch in Absicht auf Besuche und Gesellschaft. In dem 77 Stück des Sittenmalers von Zürch befinden sich hierüber Nachrichten, die im Jahre 1721. aufgesetzt worden. „Im „übrigen, heißt es, „geb ich einem jeden unver„heuratheten Frauenzimmer in dieser Stadt zu be„denken, wie viel ihr dran liege, daß sie mit den „jungen Mannspersonen in eine gewisse, ehrlie„bende Bekanntschaft komme. Es herrscht ein „altes Vorurtheil bey uns, daß die Töchter, die „den jungen Herren vergönnen, sie auf den öf„fentlichen Spaziergängen zu begleiten, sie nach „Haus zu führen und sie daselbst ein Stündgen zu „unterhalten, nach ihrem Falle eilen. So bald „ein Frauenzimmer sich von einem jungen Herrn „en des-habillé oder bey ihrem Nachttisch sehn „oder sich von ihm die Hand küssen läßt, so schreyt „die Verläumdung, sie laufe in ihr Verderben, „und man würde eine solche vor Alters in den „Lasterkorb ins Wasser gesetzt haben. Insgemein „ist eine gewisse, wilde Unvertraulichkeit zwischen

„der

„den Leuten von beyden Geſchlechtern bey uns „eingeführt. Dieſe macht die Zuſammenkünfte „und mündlichen Unterredungen zwiſchen ihnen „überaus ſchwer u. ſ. w. „

Und wenn wir nun auf die Urſachen der veränderten Lebensart in der letztern Hälfte dieſes achtzehnten Jahrhunderts zurückgehn, ſo finden wir vielleicht ſchon in dem vergangenen Jahrhundert eine, freylich ſehr ſchwache und entfernte Veranlaſſung derſelben in der Ankunft der vertriebenen Hugenotten aus Frankreich. Wofern die Vergleichung nicht zu hoch tönt, ſo möchte man ſagen, daß für die benachbarten Länder die Verweiſung jener franzöſiſchen Flüchtlinge einigermaßen ähnliche Wirkungen, wie ehmals für Italien die Vertreibung der Griechen aus Conſtantinopel gehabt habe. Gleichwie durch dieſe, griechiſche Sprache und Künſte, ſo wurden nun durch jene, franzöſiſche Sprache, Gewerbe und Sitten weiter verbreitet. Eine besondre Anekdote von den Franzöſinnen, welche ſich nach Zürich begeben hatten, lieſt man in Prof. Frieſen handſchriftlichen Nachrichten. „Den 1. April 1686. heißt es daſelbſt, haben U. „Gn. HH. dem franzöſiſchen Frauenzimmer einige „Eitelkeiten an ihren Kleiderſchmuck öffentlich von

„der

„der Kanzel verbieten lassen, mit Namen die „krause Locken um die Stirn und aufgerichtete „Hörner von Spitzen über die Locken um das „Hauptbaar, als Zeichen keiner Demuth des in„nern Menschen. Man führte nicht ohne Ursache „viel Klagens wider ihre Kleiderpracht; selbst die„jenige, welche aus Mitleiden ehrlich von wohl„thätigen Leuten gekleidet wurden, murrten wi„der die Kleidung, als nicht genung façonnirt.„ Um diese Zeit trug man in Zürich auch eine Art Hauben, Rosenkappen genannt, die in Form einer tausendblättrigten Rose oder auch in Form einer vielfach gefaltenen Muschel aus Bandern gemacht war. Aus einer Hausrechnung zeigt sich, daß im Jahr 1691. eine solche Haube auf 30 fl. oder nach jetzigen Werth auf 38 fl. 24. s. zu stehn kam.

So wol jene fürchterliche Theurung Ends des siebzehnten Jahrhunderts als auch die immerwährenden politischen und theologischen Scharmützel zwischen der katholischen und protestantischen Kirche hatten nicht nur dem Geist, sondern auch den Sitten und der Lebensart einen finstern Anstrich gegeben. Jene rüstige Polemik, welche das Feld der Wahrheit mit Disteln bedeckte, ward

nun

nun von zween Dämons begleitet, deren einer den andern wie Miltons Tod und Sünde verſchlangen, auf der einen Seite dürre Scholaſtik, auf der andern Seite ſchwärmeriſcher Pietiſmus, beyde gleich tödlich für die Anmuth des Lebens. Beynahe bis zum Verlauf der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts herrſchte in dem Kleider-Zuſchnitt wie in der theologiſchen Syſtemform, in der Geſetzgebung des weiblichen Spiegeltiſches wie in der politiſchen Dreßkammer des Senates das widerſprechendeſte Wirrwarr. Gleichwie auf Straſſen und in Geſellſchaft Pietiſten und Orthodoxen, Altgläubige und Neugläubige, eben ſo begegneten ſich alte und neue, fremde und einheimiſche Moden in Kleidung, zürcherſche Hauseken, franzöſiſche Robben. Wenn ſeither franzöſiſcher Zuſchnitt je länger je mehr ſich verbreitet, ſo mögen unter andern auch folgende Urſachen mitgewürkt haben: die Vermehrung des Reichthums durch Gewerbe und Handel, beſonders in dem vierten und ſechsten Jahrzehend; ferner die häufigen Reiſen begüterter Jünglinge; indem dieſe aus Frankreich neue Kleidermoden und Manieren, neue Romänchen und ſelten neue religieſe und philoſophiſche Grundſätze heimkramten, fingen ſie an, in man-

cher Absicht den Nationel-Charakter und besonders auch den weiblichen zu ändern. Daß die schweizerschen Regimenter in auswärtigem Dienste ebenfalls Einfluß auf die Lebensart haben, hat schon Stanian *) gründlich bemerkt. Jener Uebersetzer von Peggies Sendschreiben über die Bäder zu Baden **) macht über die zürcherischen Sitten folgende Bemerkung: „Die meisten Heurathen „der Zürcher geschahen vormals, ohne daß der „Bräutigam seine Braut irgendwo gesehen hatte, „als in den Kirchen zu Zürich und in den Bädern „zu Baden. Anitzt kömmt aber durch die viel fei„ner und zwangloser gewordnen Sitten der Stadt „Zürich, auch daselbst alles ohne den Schirm der „Badefreyheit, wieder ins allgemeine Gleise des „Teufels und der Natur.„ Bey dem ungezogenen Ton dieses Schriftstellers sollte man denken, daß er nur die Hefe der Nation gesehen habe. Bescheidner drückt sich Karl von Burgheim ***) aus: „So viel ich, schreibt er, bis itzt den Ton „und die Lebensart in Zürich kennen gelernt ha„be,

*) S. L'Etat de la Suisse, écrit en 1714. traduit de l'Anglois S. 151.

**) S. Teutsches Museum, Junius 1779. S. 559.

***) S. Band IV. Brief XLIII.

„he, so ist hier noch viele alte, schweizerische Treu
„und Redlichkeit, doch tauert der Wechsel und
„der daraus herfließende Luxus schon nach und
„nach ziemlich verdorbene, französische Sitten ein.
„Die vornehmsten Gesellschaften sind in zween
„Theile getheilt, in den teutschen oder altschwei-
„zerischen, und in den französischen, wo man schon
„anfängt, sich seiner Muttersprache zu schämen.
„O Schweizer, liebe Schweizer, warum wollt
„Ihr selbst so blindlings eurem Verderben ent-
„gegen rennen? Wißt Ihr nicht, daß mit der
„Sprache auch unvermerkt der Charakter aus-
„stirbt?„

Was eben angeführter Stanian von den Schweizerinnen überhaupt sagt, das gilt zum Theil noch heut zu Tag, besonders auch von der Zürcherinnen. „Durchgängig werden sie für sitt-
„sam und für gute Hauswirthinnen gehalten.
„Vielleicht daß man die Reinheit derselben, be-
„sonders in den protestantischen Cantons, eben
„so wol den politischen Anordnungen als dem
„Temperamente und der Gewissenhaftigkeit zu-
„schreiben muß. Auf der einen Seite werden alle
„ernsthafte Galanterien als Verbrechen gestraft;
„auf der andern Seite wird gewissermaßen alles

„entfernt, was die Begierden zu reizen im Stand „ist.„ Seit langen Jahren kein öffentliches Schauspiel in Zürich; vor etwas Zeit ein kleines Privattheater; dasselbe erhielt sich aber nicht lange; im Sommer werden, außer den Abendgesellschaften, auch die Spaziergänge an der Sihl und Limmat, im Winter die öffentlichen Concerte fleißig besucht; seltsam ist es, daß so wenig bejahrte Personen, nicht einmal Aeltern oder Oheims und Tanten, sich in den Jugendchor mischen. Daher kömmts denn, daß hie und da der Ton des Gespräches zu frey ist; ist er das nicht, so fallt er bey einer noch unausgebildeten Jugend sehr gern in eine Monotonie, die nur das Gezisch entweder der Spielkarten oder weibischen Geträtsches zu unterbrechen im Stande ist. Und worinn besteht denn das Vergnügen, das man in Zürich den Fremden verschaft? Zu groß und reich ist die Stadt, um sich auf häusliche, bürgerliche, ländliche Freuden allein einzuschränken; zu klein, zu wenig begütert und bevölkert ist sie, um ohne Mühe die Lustbarkeiten der großen Welt zu verschaffen; gleichwol sind viele von den Einwohnern so eitel, daß sie sich schämen, sich als bescheidne, simple Republikaner zu zeigen; lieber

erwei-

erweisen sie also den Fremden gar keine Achtsamkeit, wenns ihnen an Muße und Geld fehlt zu glänzenden Lustbarkeiten, üppigen Gastmahlen, rauschenden Bällen u. s. w. In öffentlichen Gebäuden, Gasthöfen, Zunfthäusern sind letztre gänzlich verboten; in Privatwohnungen, (wofern sie nicht die ganze Nacht dauren,) sind sie gestattet, doch selten; der Herr des Hauses fühlt sich zu arm, um öftere Lustparteyen selbst und allein zu bezahlen; gleichwol ist er zu vornehm und reich, um in seiner eigenen Wohnung andre bezahlen zu lassen; auch sind die Theilnehmer an solchen Zeitvertreiben zu wenig. Auf solche Weise begreift man, daß der Entwurf zu einer Tanzpartey oder zu einem Gastmal nicht ohne viele Zurüstungen kann ausgeführt werden; bey einem Volke also, dessen Vermögen sehr eingeschränkt ist und das großentheils von kaufmännischer Industrie lebt, kann also jener vornehme Welton nicht wol bestehn. Außer den Glücksgütern fehlt es an Muße, es fehlt an hinreichenden Bedienten, an Wohnzimmern, an Equipagen, an Gärten und Lusthäusern. Wenn es auch der einen oder andern Familie nicht fehlt, so ist doch immer ihre Anzahl zu eingeschränkt, um Einfluß auf die herrschenden

Sitten zu haben. Um so viel weniger groß kann dieser Einfluß seyn, da der Reichthum in den Familien unter alle Kinder gleich vertheilt, da er eben durch Theilung geschwächt wird und das ehelose Leben noch seltner ist, als z. B. in Bern, Basel und anderswo. „Sehr frühzeitig, sagt Sta„nian, häufig und fruchtbar sind die Ehen. Bey „Zeiten muß jeder junge Mensch einen gewissen „Erwerb suchen, um so viel mehr, da die Aeltern „den verehlichten Kindern nur ein geringes Heu„rathgut geben.„ So galant daher der eben von Paris zurückgekommene Jüngling seyn mag, so selten ist es, daß er noch fortfahre von Toilette zu Toilette, von einem weiblichen Zirkel zum andern zu schwärmen, so bald er in Hymens Banden verstrickt ist. So bald er vom Rausche der Sinne erwacht, dann findet er die Mädchens in Bildsäulen, so wie Pygmalion seine Bildsäule in ein beseeltes Mädchen verwandelt. Kein ander Mittel gegen Ueberdruß und Langweil als daß er gegen jene weiblichen Rotterien die Trink- Spiel- und Tabaks - Klubbs vertauscht. Wenig verliert hiebey die verwaiste und verwittwete Damengesellschaft. Nicht mehr von gezierten Jünglingen, wird sie nun von den bärtigen Königen, von den

geharusch-

gebarnischten Rittern und Schildknappen im Kartenspiele bedienet. Bey einem Glas Wasser, bey einer Schale Thee oder höchstens noch bey einer Schüssel Zwieback und Früchten, dächte man, möchte es bey solchen Abendbesuchen genung seyn: allein je größer auf der einen Seite der Mangel an Stoff zu Gesprächen seyn mag, desto größer ist auf der andern Seite der Ueberfluß an Gebackenem und Zuckerwerk, und zwar in mittelmäßigen Häusern beynahe noch weit mehr als selbst in den angesehensten und reichsten. Und woher bey so reichlichem Futter des Körpers so sparsame Nahrung des Geistes? Ohne Zweifel, weil man ohne Theilnehmung an öffentlichen und auswärtigen Staatsgeschäften, ohne historische und geographische Kenntnisse, ohne Schaubühne u. s. w. beynahe allein auf Spielkarten und Stadtneuigkeiten eingeschränkt bleibt. Von selber versteht sich, daß ich nicht von Ausnahmen rede; in einigen, besonders kleinen und traulichen Zirkeln hab ich die Unterhaltung eben so mannigfach und reizend gefunden, als sie bey den gewöhnlichen Besuchen einförmig und langweilig seyn mag. Freylich hab ich an keinem Orte mehr Leser und Leserinnen angetroffen, als eben in Zürich; meistens

aber bleibts unfruchtbare Lectüre; zum Erſtaunen iſt es, wie wenig alle dieſe Leſereyen auf Herz und Verſtand würke; unter hundert und hundert Jünglinzen und Mädchen, die ſich mit den Romanen eines Rouſſeau, Richardſons, Göthe, Millers u. a. bis in die ſpäte Nacht beſchäftigen, ſpuckt kaum ein Schatten von St. Preux und Julie, von Lotte und Werther, von Siegwart und Burgheim; weniger nämlich, um ſich in ſich ſelber zuſammenzuziehen, als vielmehr um ſich zu zerſtreuen, werden ſolche Bücher durchblättert: die Charaktere in denſelben flattern vor dem Geiſt der Leſer, wie die Figuren im Guckkaſten vor dem Auge des Zuſchauers vorüber; in Geſellſchaft wird von Büchern gar nicht, oder nur im Vorbeygehen und im Ton fader Gemeinplätze geſprochen. Wenn in dem Kreis der wenigen Adepten die Unterhaltung zwiſchen gründliche Unterſuchung und geiſtreiche Bonmots getheilt iſt, ſo geht der große Haufen hingegen auf das eine oder auf das andre von beyden Extremen; entweder iſts ſchale Religionsſpötterey und nachgeäfte, franzöſiſche Galanterie, oder es iſt ein gewiſſer, ſublimirter Pietiſtenton, eine ſeltſame Vermiſchung der Weltſitte mit den Grimaſſen eines, ob Gott will, verfeiner-

feinerten Phariſäismus. Dieſe frömmelnde Galanterie finde ich in dem chriſtlichen Magazin St. I. No. IV. S. 96. in folgenden Zügen vortrefflich geſchildert: „Bey vielen, heißt es daſelbſt, die „man Freunde der Religion nennt, unter angehenden Lehrern, ſtudirenden Jünglingen, empfindſamen Herzen beyder Geſchlechter iſt Chriſtus und Chriſtenthum nur ſchöngeiſteriſche Liebhaberey und vielleicht würklich etwas von dem, „was jüngſt einer, ob im Geiſte der brüderlichen „Liebe? davon iſt nicht die Rede, religioſe Coketterie nannte! Wie viel auf eine Legion und „hundert Legionen ſolcher Dilettanten der Religion zu rechnen und zu bauen ſey, kann man ſich „denken; ihr auf der Oberfläche ſchwebender, nirgends gewurzelter Glaube iſt offenbar ein Haus „auf Sandgrund, deſſen Fall einſt groß ſeyn „wird; und mögen ſie auch immerhin eine Weile „lang dieſer Liebhaberey von ihrer Zeit, Bequemlichkeit, Vermögen und Ruhe aufopfern, was „denn kein großes iſt, und in andern Fächern „alltäglich geſchieht, der leidenſchaftliche Zuſtand „iſt doch nur vorübergehendes Fieber, nicht Geſundheit und ächte Mannskraft der Seele.„

Doch an den bisherigen, hingeworfenen Nationalzügen mag es genung seyn, um sich, wenigstens en gros, einen Begriff von den Revolutionen in den sittlichen Sitten zu machen. Ob übrigens dieser Gegenstand die Aufmerksamkeit des Philosophen und selber des Gesetzgebers verdienen, hierüber dürfen wir uns auf ein französisches Orakel berufen: „Jene ängstliche und selber kleinfügige Genauheit „in Absicht auf Sitten, heißts beym Cordil„lac *), die von verdorbenen Völkern als Pe„danterie verlacht wird, und welche den Wei„sen der Vorwelt so wichtig gewesen, ist wahr„lich den helvetischen Cantons weit nothwen„diger als jedem andern Volk in Europa. Um „so viel aufmerksamer müssen ihre Magistrate „seyn, je mehr bey ihnen das Verderben nur „bey Kleinigkeiten anfangen kan, bey Kleinig„keiten, worüber es unvernünftig seyn würde, „sich jenseits des Gansersees auch nur im ge„ringsten zu bemruhigen. Man lese beym Li„vius die erhabene Rede, welche dieser Ge„schichtschreiber zu Gunsten der Lex Oppia an„führt. Diese Rede wird zeigen, woher es ge„kom„

*) S. Condillac Cours d'etude, T. XVI. S. 138.

„kommen ſey, daß der Luxus und im Gefolge
„deſſelben der Eigennutz ſo viele Reiche zerſtört
„haben. Bald wird man ſehen, daß Catos
„Fürchten keineswegs chimäriſch geweſen. Al-
„les, was er geahnet hatte, erfolgte, ſo bald
„den römiſchen Frauen erlaubt ward, reichen
„Schmuck von Gold und Purpur zu tragen. Um
„ihre Weiber zufrieden zu ſtellen, beunruhigten
„die Männer den Staat durch Cabalen u. ſ. w.„

IV.

Schweizerſche Maſkerade,

im zwanzigſten Jahrhundert.

Auferimur cultu, gemmis auroque leguntur
Omnia, pars minima eſt ipſa puella ſui.
Ovid. de Remed. Am.

Daſne.

Hier ſind Geräthe und Kleiderſtücke in Menge, ſo wie ſie zur Zeit der Großmütter üblich geweſen.

Chloe. Und iſt es nicht profan, jene ehrwürdigen Matronen zu ſpielen?

Damon. Immer dient die Maſkerade ſtatt einer anſchaulichen, in Handlung gebrachten Geſchichte der Vorzeit.

Chloe. Welch ein ſeltſamer Rüſtzeug! daß Sie doch eilen, uns den vormaligen Gebrauch von jedem einzelnen Stück zu erklären!

Daſne.

Daſne. Sehen Sie da dieſen Panzer! In dem möcht ich auf der Redoute erſcheinen.

Damon. Ein langes Kleid, womit vormals die artigen Damen auf dem Tanzſaale glänzten.

Chloe. Iſts möglich? der enge Schnürleib wird uns erdrücken. Nach dieſem Gewande zu urtheilen, glich einem dünnen Blumenſtengel der Wuchs unſrer großmütterlichen Schönen; wie konnten ſie athmen, ſich bewegen, ſich bücken?

Daſne. Je enger von oben, deſto weiter von unten. Patagonierhüften und Schenkel bedurft es, dieſe Aushölung zu füllen.

Damon. Freylich fließt heut zu Tag das Gewand um den Leib her; es verräth die Form ſeiner Glieder; vormals verbarg es dieſelbe. Wie ſehr hätte ſich nicht derjenige betrogen, der von dem Kleiderbau hätte einen Schluß machen wollen, auf Bau und Bildung des Cörpers?

Chloe. Und wozu auf dem Kleide dieſe zweckloſe Verzierung? Um und um überladen mit Bändern und Falten in mancherley Formen, gleich Muſcheln, Roſen u. ſ. w.

Daſne. Ohne Zweifel damit unter der Laſt von Zierrathen das arme Mädchen ſich deſto weniger

niger bewegen, deſto weniger ſich auf der Flucht vor den zudringlichen Liebhabern retten könne.

Damon. Hiezu dient auch die lange Schleppe des Kleides; es ſey denn, wir ſetzen voraus, daß die Großmütter beynahe eine Elle länger geweſen als die Enkelinnen und Töchter.

Chloe. Das waren ſie wirklich. Waren ſie das nicht, ſo fehlt' es ganz an Ebenmaß zwiſchen dem Kopf und dem Körper. Betrachten ſie einmal dieſen Haupſchmuck, und alsdenn ſchließen Sie, wie ungeheur groß der Kopf war.

Daſne. O da bedarf es näherer Erklärung!

Damon. Sehn Sie dieſes Portrait; das Portrait meiner Großmama, womit ſie als Braut den Geliebten beſchenkte.

Chloe. Welch ein gebirgigtes Haupthaar! zur Beſchattung des Kopfes ſollte es dienen, und beynahe ganz verſchwindet unter demſelben das Köpfgen.

Daſne. Frey fliegen unſre Locken um Schultern und Nacken: und warum ſo ſteif, ſo am Drate gezogen ſind dieſe?

Chloe. Schade für dieſen Reichthum der Haare, daß ſie ſo gezwungen bergän ſtehn oder ſich krümmen!

Damon.

Damon. Daß ja der anscheinende Reichthum nicht täusche! Hinter den eigenen Haaren sind fremde versteckt.

Dafne. Armer, betrogener Gatte! Im Schlafzimmer schrumpft zur Pygmäengestalt die Gattinn, die den Tag über, im Fichu, in hoher Bildung einer Göttinn erschienen!

Damon. Noch ist es nicht alles. Sehn Sie, meine Freundinnen, wie die Natur ihre Locken gepflanzt hat, wallen sie um die Schläfe und über den Nacken, reinlich gekämmt, ohne Parfüm und Puder.

Chloe. Parfüm und Puder?

Damon. Puder war Mehl, in die Haare gestreut, wodurch sie vor der Zeit im Schnee des grauen Alters sich zeigten. In dem zahlreichsten Kreise von Mädchen beynahe alle von Einer Farbe, beynahe kein Unterschied zwischen den Locken der Blonden und Braunen. Wie Blumenduft hauchten die Parfüms durchs Lockengesträuch; doch immer mußten sie erfrischt seyn, um nicht zu widerlichen Teigwerk zu werden.

Dafne. Zu Beschützung weiblicher Keuschheit jene gewölbten Robben ein furchtbares Bollwerk; zu Außenwerken dienten Garnituren und Schleifen.

Damon. Wenigſtens mußte derjenige geſchmeidig genug ſeyn, der nur das kleinſte Mäulchen weghaſchen wollte, ohne Gefahr, den coloſſaliſchen Schmuck ins Chaos zu ſtürzen.

Chloe. Ho, der Kopf einer Enaks Tochter mochte dieß tragen.

Damon. Hier in dieſem Schrank ſehn Sie ein ganzes Heer ſolcher weiblicher Helme. Die Auslegung hierüber finden die Alterthumsforſcher in beyliegendem Werke: Livre d'Eſtampes de l'art de la coëffure des Dames françaiſes, ſur les Deſſeins originaux d'après les accommodages; avec le Traité en abrégé de l'art d'entretenir et de conſerver les cheveux naturels: par le Sieur le Gros, Coëffeur des Dames. Der Verfaſſer, wie er ſelbſt ſagt, hatte die Ehre, die Damen auf zwey und vierzig verſchiedene Arten zu coëffiren; er hatte eine Akademie errichtet, Schüler gepflanzet u. ſ. w.*)

Daſne.

*) Das Werk ward den Damen de France, den Kaiſerinnen von Rußland und Teutſchland überreicht; es koſtete 72 Liv. Man ſehe Memoires Secrets pour ſervir à l'hiſt. de la republ. de Lettres en France, par feu Mr. de Bachaumont. T. III. 1777. L. d. H.

Daſne. Wie erfindungsreich war nicht der Witz unſrer Mütter! bald in Form eines Vordaches, bald unter Federbüſchen, unter Flügeln und Schnäbeln, unter Hörnern und Klauen, in Geſtalt von Paliſaden und Thürmen, von Teraſſen und Gärten erſcheinet da der Kopfputz.

Chloe. Vortreflich! Je nachdem ich in dieſen oder in einen andern mich kleide, bin ich groß oder klein, wild oder ſanft, alt oder jung, frech oder beſcheiden; in Einer Perſon findt ſo der Gatte bald eine Schäferinn, bald eine Amazone, bald eine Furie, bald eine Cythäre! Ein einziges Weib wird zum Serail von Weibern.

Damon. Wer würklich in eigner Perſon liebenswürdig und ſchön iſt, wer ſeyn darf, was er iſt, was bedarf der, heut dieſe, morgen jene Rolle zu borgen? Daſſelbe Band, meine Freundinn, der heut ihre Locken umwindet, ſteht Ihnen noch morgen eben ſo gut als heute und geſtern.

Daſne. Wenigſtens, wenn mir Eroberungen ſchmeicheln, ſo ſchmeicheln mir die nicht, die ich nur der Putzmacherinn und dem Haarkünſtler danke.

Chloe. Immer wars doch ein blendender Anblick, ein Amphitheater von Schauſpielerinnen in ſolchem Anzug zu ſehn.

Damon. Theater ſchimmer von Ferne, Betrug in der Nähe!

Chloe. Und wenn denn auch Täuſchung, genung, daß ſie würkt, daß ſie Begierden entflammt!

Damon. Je mehr unter der Waffenrüſtung des Putztiſches die würkliche Bildung des Mädchens ſelber unkenntlich geworden, deſto mehr gleicht es nicht mehr der reizenden weiblichen Schönheit, nur einem Phantom, einer Chimäre, einem phantaſtiſchen Weſen. Eben ſo wenig als ein Sphinx oder ſonſt ein Feenungeheuer wird es Begierden erregen.

Chloe. Je weniger man von dem wirklichen Gegenſtand ſelbſt ſieht, deſto mehr verſchönert ihn die Einbildungskraft.

Daſne. Und wenn auch, je weniger hernach der Erfolg der Erwartung entſpricht, deſto größer Unmuth und Aerger!

Damon. O da bewahr der Himmel das Theatermädchen, wenn es hinter dem Fürhang auf einmal die Hälfte ſeiner Reize in den Schrank

und

und auf den Nachttisch hinwirft! Wie beschämt wird es nicht mit der übrigen Hälfte seines Selbstes, wie ein gerupfter Pfau, sich verkriechen?

Dafne. Dafür scheinen sich also die Theatergöttinnen des verflossenen Jahrhunderts wenig bekümmert zu haben, mehr um zu reizen, als um Genuß zu verschaffen bemühet.

Chloe. Mehr um einen Mann zu bekommen, als ihn treu zu erhalten.

Dafne. Wol ein herrliches Leben im Innern des Hauses!

Damon. Auch lebten sie nicht da. Gerade entgegengesetzt war die Lebensart der Lebensart der alten Griechinnen. Diese letztern sah man nirgends als im Heiligthum des innern Hauses; nur da nicht, sonst allenthalben zeigten sich die Schönen des barbarischen achtzehnten Jahrhunderts.

Chloe. Sie brachten also nicht beym Mann und bey Kindern die meiste Zeit zu?

Daphne. Ey wol! beym Mann und bey Kindern? Warum sollten nicht Ehgenossen sich fliehen, die aller Orten liebenswürdiger sind als bey Hause?

Chloe. Und wie griff mans an, sich die Zeit zu verkürzen?

Damon. Sinnreich genung. Des Morgens muſterte man die Kleiderſtücke, mit denen man Abends in Geſellſchaft hervorglänzen wollte; man übte ſich in allerley erkünſtelten Gebehrden; man ſaß Stunden lang vor dem Spiegel und ließ ſich die Haare friſiren; Abends in der Geſellſchaft ſaß man in einem Zirkel bis in die Nacht hin.

Chloe. Immer in gleichem Zirkel, ohne Bewegung? Wie ermüdend? Wie einförmig? Ohne friſche Luft zu genießen, ohne Leibesübung? Wie ungemein nachtheilig für Geſundheit des Körpers und für heitere Laune des Geiſtes?

Damon. Gleichſam angeſchraubt, wie Bildſäulen ſaßen die Damen.

Chloe. Wenigſtens werden Geſpräch oder Lektüre intereſſant ſeyn?

Damon. Geſpräch oder Lektüre? Wie leblos wär nicht ſolche Art Unterhaltung? Vielmehr war ſie ganz theatraliſch, ganz in Bewegung und Handlung. Sagt ich doch vorher, daß überall die Leute des achtzehnten Jahrhunderts Schauſpieler, Schauſpieler auch im Umgang, im täglichen Leben geweſen!

Daſne. Und worinn denn beſtanden die Spiele?

Damon.

Damon. Sehn Sie hier dieſen Hauſen ſilberner und Porzellangefäße.

Chloe. Wie artig? Wie drollig? Um des Himmels willen, wozu denn dieß alles? Dieſe feingeformten Kannen, dieſe kleinen, winzigen Becken und Schalen, dieſe glänzenden Körbgen!

Daſne. Ich wette, in dieſen Geſchirren trugen ſie, wie wir noch heut zu Tag in unſern irdenen Gefäßen, Obſt, Waſſer und Milch auf.

Damon. Zum Theil ſo; nur gewärmt, wie heut zu Tag kalt. Nur daß das Waſſer, das uns rein und lauter von der Quelle erfriſcht, vormals auf mancherley Weiſe gemiſcht ward.

Chloe. Und was für Ingredienzien?

Damon. Nur Geduld! Wenn wir die Maſkerade halten, ſo ſoll man im Nebenzimmer, beym Couter und nachher beym Gaſtmahl die Tafel gerade ſo aufbauen, wie mans im achtzehnten Jahrhundert zu thun gewohnt war.

Daſne. Nur einige vorläufige Erklärung, ich bitte.

Damon. Dieſelbe würde zu ermüdend, zu gelehrt ſeyn. Ohne hiſtoriſche und geographiſche Kenntniß der Vorwelt würden Sie wenig begreifen. So z. B. müßt' ich erzählen, wie die war-

me Brühe, die bey Besuchen aufgetischt worden, bald mit einer Art süßen Kalches, bald mit wohlriechenden Krauterblättern, bald mit geröfteten und zermalmten Bohnen (wie man sich einbildete,) schmackhafter geworden.

Chloe. Und woher diese Waare?

Damon. Es war Thee Camphu und Pekao, Caffee von Mecca, Gewürz aus den molukkischen Inseln, die Gefäße und Schalen kamen aus China. Doch wezu auch, daß sie die fremden Namen studiren? Vergessen sind sie, wie die Sachen selber!

Dafne. Und wie denn sind sie aus der Mode gekommen?

Chloe. Und wie denn? Es versteht sich von selber; eben weil sie vormals Mode gewesen, sind sie's nun nicht mehr!

Damon. Wie es nun zu gehn pflegt, wenn man einmal durch alle Stufen der Barbarey und des Wahnwitzes gegangen, so fängt man an, klüger zu werden. Gelehrte Akademien machten Preißfragen: ob die Entdeckung von jenen Ländern, woher solche Waaren gebracht wurden, nüzlich oder schädlich gewesen? Man begriff, daß diese Waaren weniger nüzen als schaden, daß

sie

ſie Geſchmack und Geſundheit verderben, daß ſie ungeheure Geldſummen in entlegne Welttheile locken und Gelegenheit geben zu blutigen Kriegen: vor allen aus ward man empört, daß die Pflanzung dieſer Bohnen und Schilfrohre ganze Menſchengeſchlechter in den kläglichſten Stand der Leibeigenſchaft und tief unter die Laſtthiere ſelber hinabgeſtürzt hatte.

Chloe. O Himmel! Mir ſchauert! Und wenn die feinen Herren und Damen hieran dächten, konnten ſie wol bey ihren Beſuchen auch nur von Weitem den Dampf ihrer Caffee- und Theebrühe riechen, ohne daß er ihnen tödtliches Gift ſchien?

Daſne. In dem ſiedenden Keſſel hätt' ich geglaubt, das Aechzen der armen Sklaven, und in der Brühe das Blut der unglücklichen Krieger zu ſehn. Sonſt glaubt' ich, daß Verfeinerung und Ueppigkeit menſchlicher mache, nun ſeh' ich, daß ſie das Gefühl der Menſchheit erſticken.

Damon. Auch fing die geſittetere Welt an, ſich eines ſo theuer erkauften Vergnügens zu ſchämen; hie und da verbot man die Einfuhr ſolcher üppiger Waare; freylich ſchienen hierunter die kaufmänniſche Gewerbe zu leiden; und wenn auch?

Wozu nun in Zukunft jener vormals ſtolz daher rauſchende Silber- und Goldſtrohm? Was trug er auf ſeinen gefährlichen Fluten in unſere Gefilde? Trügliche, entbehrliche Gaben! Auf ewig ſeyn ſie von unſern Gränzen verbannt!

Chloe. Und was kam nun an die Stelle jener aromatiſchen Bohnen und Kräuter?

Daſne. Hem, ſind denn nicht Milch und Quellwaſſer unſer Nectar? Schmecken nicht gleich Ambroſia die Speiſen von Milchrahm und Eyern, von Baumobſt und Landfrucht, von Käſe und Butter?

Damon. Jene alten Weinhügel wurden in Viehweiden oder Kornfelder verwandelt; alles, was wir noch von den Nachbarn bedürfen, iſt ein wenig Brod zur Nahrung, oder Hanf und Wolle zur Kleidung; mit dem Ueberſchuß unſrer Käſe und Heerden, unſers hie und da noch übrigen Weinbaues werden ſie reichlich bezahlet. Schlecht, einfach und dauerhaft ſind unſre Gewänder; wenig zahlreich und koſtbar unſer Geräthe; prunklos die friedlichen Hütten; patriarchaliſch wohnen Aeltern und Großälteen, Freunde und Verwandte beyſammmen.

Chloe. So begreif ich, daß zugleich mit dem Gelde, mit den Chimären des Luxus jene selbstsüchtigen Leidenschaften, Haß und Misgunst, Eitelkeit und Habsucht verschwanden.

Daſne. Ob aber nicht auch Erfindſamkeit und Kunſtfleiß, ob nicht mit dieſen jene zahlreiche Bevölkerung?

Damon. Ungeachtet des Verluſts der Manufacturen blüht ſie immer. Zehn und zwanzig Familien bedürfen nämlich zum Unterhalte nicht mehr als vormals in dem achtzehnten Jahrhundert nur eine einzige.

Daſne. Sind wir aber, aus Mangel des Reichthums, nicht bey den Nachbarn in Verachtung gerathen?

Damon. Vielmehr beſſer als jemals ſind wir zu Kriegesübungen geſtählt; das Glück der Ruhe und Freyheit nährt die Flamme vaterländiſcher Tugend; weit furchtbarer als keine Waffenrüſtung, weit triumphirender als kein gemiethetes Kriegsheer iſt der Patriotiſmus, der uns gegen Feinde bewaffnet. Und woher denn auch Feinde, da wir dem Intereſſe keines Staates im Wege ſtehen, da wir, eben aus Mangel an Reichthum, von keinem die Eroberungsſucht reizen?

Chloe. Allein sind wir nicht in fremden Augen ein wenig Barbaren geworden, seitdem wir den Götzen des verfeinerten Welttons verläugnen?

Damon. Keineswegs ist darum unsere Seele den edlern Freuden, den Seligkeiten der Liebe und Freundschaft verschlossen; keineswegs taub ist das Ohr dem geflügelten Gesange des Haynes; blind nicht das Auge für jene mannigfachen Naturscenen; leer und ungebaut der Geist nicht; desto mehr gewinnt er Muße, sich zu bereichern, je weniger jene Harpyen der Nahrungssorgen und des Ehrgeizes seine Kräfte verzehren.

Dafne. Wenigstens begreif ich gar nicht, wie unsere Vorältern die Zeit besser, als wir, hätten zubringen können.

Chloe. Sie hörtens ja; Confitüren, Syrops, Zuckerwerk, gekünstelte Getränke und Speisen waren es, mit deren Genuß man bey Besuchen die Stunden wegzutändeln gewohnt war.

Dafne. Da gäb' ich für alle diese Feenbewirthung lang nicht meine Schale frischer Milch oder Wassers, lang nicht mein reifes Obst, meine Butter.

Damon. Ueber der Bewirthung, dem Aufgießen und Ausleeren der Brühen, dem Vorschnei-

den

den und Austheilen des Gebackenen fand man wenig Zeit zu andern Gesprächen; diese schränkten sich ein auf Beurtheilung der Aufwart, des Tischzeuges und Anzuges, des Wetters u. s. w.

Chloe. Und von Tag zu Tag gieng das ewige Einerley immer im Zirkel? Anstatt sechzig und siebenzig Jahre zu leben, wärs also für diese Leute genug gewesen, so viele Tage oder Stunden zu leben!

Damon. War die Musterung der Tafel und Kleider oder auch der Tagesneuigkeiten vorüber, dann hatte man immer noch die Spielkarten zur Auskunft. Sehn Sie da diese Blätter, mit den seltsamsten Figuren?

Daphne. Und wozu denn?

Damon. Die Menge Leute gab es, die ihr ganzes, langes Leben hindurch jeden Abend nichts thaten, als solche Blätter zu mischen.

Chloe. Sie enthalten also in ihren Hieroglyphen sehr hohe Räthsel! Doch wer kann sie entziffern?

Damon. Sie enthalten das Geheimniß, bey gänzlichem Müßiggange geschäftig zu scheinen.

Daſne. Geiſt und Zeit waren alſo für die guten Vorältern eine höchſtbeſchwerliche Bürde, die ſie auf alle Art abſchütteln wollten?

Damon. Unter die Anweſenden wurden die Blätter ausgetheilt. Gleich Talismanen und Zauberfiguren erweckten dieſelben ganz außerordentliche Metamorphoſen in Mine und Bildung, im Herzen und Beutel; dieſe Blätter machten reich oder arm, heiter und traurig; ſie erſchütterten die Seele, daß ſie bald, von Hoffnung beflügelt, zum Himmel empor drang, bald wieder voll Furcht und Verzweiflung hinab in den Tenarus ſtürzte.

Chloe. Sie ſcherzen, mein Damon. So dumm und abergläubiſch, wie die Grönländer, waren ſie wol auch nicht, unſre Vorältern im achtzehnten Jahrhundert.

Damon. Kurz, je nachdem die Figur auf der Karte günſtig oder ungünſtig blickte, je nachdem floß das Geld aus dem Beutel des einen in die Taſche des andern.

Daſne. In der That ein edles, zeitkürzendes Geſchäfte, Stundenlang dieſe Blätter zu begaffen und den Beutel gegen den Beutel des Nachbars zu tauſchen! Und blieben denn die Leute des

acht-

achtzehnten Jahrhunderts ihr ganzes Leben durch Kinder?

Chloe. Bey solchem sitzenden Spiele wär ich steif und unbeweglich wie eine dieser grotesken Figuren geworden.

Damon. An Leibesübungen fehlte es auch nicht.

Daphne. Das dächte ich, daß nicht umsonst jenes Blumenthal, jene quellenreichen Anhöhen, jener Schattenhayn da seyn!

Damon. Ob die Damen in Panzer nicht haben fortkommen können oder ob ihre Füße so winzigklein, wie der Chineserinnen, gewesen, weis ich nun auch nicht. Nur weis ich, daß ein Spaziergang im Hayn und Gebirge beschwerliche Reise geschienen. Man begnügte sich, in eingeschlossenen Gärten oder auch in offenen Alleen von einem Ende zum andern, immer nach gleicher Linie, gleichsam taktmäßig, den Raum von wenigen Minuten zu messen. Hin und her giengen die Damen in Gliedern und Reyhen wie die Soldaten.

Chloe. — Und wurden von den Jünglingen, wie diese von den Hauptleuten gemustert?

Damon. Oder vielmehr zum Verkauf wie die Heerden vom Schäfer vorüber getrieben.

Daphne.

Daſne. Ey wol! Wer heißt ſie die gutherzigen Mädchen entehren? Mir iſt es, ich ſeh ſie in Schlachtordnung aufziehen — mit allen Reizen der Liebe bewaffnet, wie ſie Links und Rechts mit ihren Blicken verwunden und im Triumphe die beſiegten Jünglinge führen.

Chloe. Ohne Zweifel ein ſehr bezauberndes Schauſpiel an den Ufern der Limmat. Ungemein ward durch die Gegenwart der Töchter des Landes Muth und Wetteifer bey den Söhnen von Zürich entflammt, wenn auf dem martiſchen Kampfplatz dieſe im Ringen und Kämpfen ſich übten.

Damon. Im Ringen und Kämpfen? Welch ein fürchterlicher Anachroniſmus, wenn Sie ſolche Spiele von der tändelnden Welt des achtzehnten Jahrhunderts erwarten? Sind Sie vielleicht in jenes Zeitalter verirret, in welchem das glückhafte Schiff der zürcherſchen Argonauten in einem Tag von der Limmat über den Rheinſtrom nach Straßburg gefahren? oder verirret in jene noch ältern Zeiten der zürcherſchen Mordnacht, bey welcher der Fiſcher Bachs den Grafen von Tockenburg in ſeinem Nachen aus dem Tumulte wegführte und den Verräther in die Fluthen hinauswarf?

Daſne

Dafne. Und wenn auch der Luſtgang noch ſo herrlich mit Flüſſen umgeben und mit Bäumen bekrönet geweſen, ſo wärs doch in die Länge ein ſehr einförmiges Spiel, immerhin in den gleichen Fußſtapfen hinauf und hinunter zu ſchlentern.

Chloe. Zur Abwechslung wenigſtens wär ich in die offene Flur, auf traubenſchwangere Hügel, in beblümte Thäler geeilet.

Damon. Auch geſchahs noch zuweilen. Wegen Schwäche der Schenkel, wegen der unnatürlichen, chineſiſchen Füße freylich nicht anders als im Wagen, von Pferden gezogen.

Dafne. Auf dem Wagen war ja die Ausſicht gehindert; man hing vom Führer und Pferd ab; überall fehlt' es an freyer Bewegung.

Damon. Bewegung gab man ſich immer; nur war ſie theils zu ſelten, theils auf einmal zu heftig. In großen Sälen kam man zuſammen; Jünglinge und Mädchens ſtrozten in prächtigem Anzug; in hundert gekünſtelten Wendungen erſchien man beym Tanze.

Chloe. Abermal zwecklos! In leichtem, flatternden Gewande tanzt es ſich beſſer; beſſer auf offener Flur; beſſer, wenn Gefühl und Natur die Hände und Füße beleben.

Dafne.

Daſne. O der langweiligen Geſchöpfe des achtzehn'en Jahrhunderts!

Damon. O der frohen Geſchöpfe, die in dem zwanzigſten leben!

Chloe. O wie froh bin ich, daß Sie mit dem traurigen Gemälde des vergangenen Zeitalters zu Ende ſind! hoffentlich aber war auch vieles überſpannt in ihrer Beſchreibung.

Daſne. Einen Bayle oder Voltaire unſers zwanzigſten Jahrhunderts möchte ich fragen: ob ſie nicht aus dem achtzehnten Jahrhundert Anekdoten hervorgraben könnten, zum Beweiſe, daß auch damals dem guten Geſchmacke, der ungekünſtelten Natur, der Weisheit und Tugend Altäre gewevbet geweſen.

Damon. Die heutigen Blüten und Früchte der Tugend beweiſen, daß niemals ganz ihr Saame zu Grunde gegangen.

Chloe. Und was für Zeugniſſe werden Sie aufſtellen können?

Damon. Unter halbvermoderten Papieren fand ich glänzende Spuren unverfälſchter Menſchengefühle, edler Geſinnungen, reiner, erhabener Begriffe; und dieſe Papiere ſind aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Daſne.

Daſne. O ſie müſſen wir leſen!

Chloe. Für uns in den nahen Winterabenden eine wirklich intereſſante Lektüre! Und zum Beſchluß des Geſpraches nennen Sie einige dieſer merkwürdigen Schriften!

Damon. Ihrer ſind mehrere; nur darf ich z. B. der Vorleſungen eines Füßli, und in denſelben der Geſchichte des Jaques und ſeiner Liſe, ich darf der Schweizerlieder eines Lavaters, die Lebensbeſchreibungen eines Hirzels, und vorzüglich ſeines Kleinjoggs erwähnen; auch eines Bodmers und ſeiner patriarchaliſchen Geſänge; eines Hallers, der in ſeinem Alpengedichte, und eines Geßners, der in ſeinen Idyllen gleichſam prophetiſch die Sitten des zwanzigſten Jahrhunderts beſchreibet.

* * *

— — — — — — Laudas
Fortunam et mores antiquae plebis, et idem,
Si quis ad illa Deus ſubito te agat, uſque recuſes:
Aut quia non ſentis, quod clamas, rectius eſſe,
Aut quia non firmus rectum defendis. — —

Horat. Sat. L. II. Sat. VII.

V.

Helvetiſcher Nationalgeſchmack des achtzehnten Jahrhunderts.

Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts war, bey weniger Ausnahm, die Gelehrſamkeit immer weit mehr ein Geſchäft des Gedächtniſſes als des Verſtandes. Schon im vorigen Jahrhundert hatte Des-Cartes die Wirbel einer neuen Schöpfung geſchaffen. Von dieſem ward das Spreuer des veralteten Ariſtoteliſmus verſchlungen. Je mehr man ſich bey dem Carteſianiſchen Mechaniſmus die leichteſte Auflöſung aller Naturerſcheinungen verſprach, deſto zahlreicher wurden, ungeachtet anfänglichen Widerſtandes, die Anhänger deſſelben. Da dieſer neuen Philoſophie einmal die ehmals vergötterte Scholaſtik zu weichen anfieng, ſo befremdete es je länger je weniger, wenn nach und nach an dem Himmel der

Wiſſen-

Wissenschaften das neue Meteor aufstieg, das andre zerplatzte. Je schwerer es wurde aus dem Chaos widersprechender Lehrmeynungen sich herauszuarbeiten, desto geneigter schien man, die Schuld der Menschen auf Rechnung des menschlichen Verstandes zu schreiben. Je weniger man diesen zu Erforschung der Weisheit hinreichend hielt, desto eifriger ward zur Offenbarung und zu den orientalischen Denkmalen Zuflucht genommen. So entstand der Geschmack der mosaischen Philosophie und der morgenländischen Cabbala. Gar bald erzeugte dieser den ausschweifendesten Mysticismus. Je mehr die Gemüther in entgegengesetzte Hypothesen sich theilten, desto mehr glaubten sich die Wächter der Bundeslade zum Eifer gegen diejenigen berechtigt, welche sich mit profanen Händen ihr nahten. Die Vorwürfe, welche die protestantische Kirche sich von Seite der römischen wegen einreissender babylonischen Sprachen- und Religionsverwirrung zuzog, besonders auch die bürgerlichen Unruhen, welche die Religionszwiste in den Niederlanden erzeugt hatten, schienen auch unter uns einen Damm gegen die Ungebundenheit des Geistes nothwendig zu machen. Aus Frankreich

und aus Holland brachten die Studirende neue Lehrſätze nach Hauſe und ſetzten ſelbige im Umgang ſo wol als auf der Kanzel und in Schriften mit einem Triumph durch, der die alten Lehrer beleidigte. Von Seiten der Cantons Zürch, Bern, Basel, Schafhauſen ward alſo dem zürcherſchen Gottesgelehrten Heinrich Heidegger der Auftrag gemacht; eine beſtimmte Lehrform zu ſchreiben. Schon im Jahr 1675 kam die *Formula Conſenſus* zu Stand *), welche bis weit in die erſte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts viele Unruhen verurſacht und den einen und andern, der ſich dieſem Joch nicht unterziehen wollen, bald ſeines Amtes, bald des Bürgerrechtes ſelber beraubte. Daher, ſo frey das Zeitalter der Reformation war, ſo ſteif und pedantiſch das folgende Jahrhundert! Mit Geniepinſel in kühnem Umriß ward von den Glaubensverbeſſerern das göttliche Bild der Wahrheit entworfen — geklekt, ängſtlich und kleinfügig iſt die Copey, die ihre ſchülerhaften, froſtigen Nachfolger geliefert. Eben dieſe Pedanterie der Kirchen und Schulkanzel, eben dieſer unfrucht-

*) S. Memoires pour ſervir à l'hiſtoire des Troubles arrivées en Suiſſe à l'occaſion du Conſenſus, par Mr. Crouſaz.

unfruchtbare Religionsvortrag diente den Schwärmern zum Vorwand der Absonderung. Auf der einen Seite Dörne und Disteln spitzfündiger Schultheologie, auf der andern Seite giftiges Unkraut des Fanaticismus waren die vornehmsten Producte, die in dem Garten der Wissenschaften zur Reife gedieyn. Hiezu kam noch ein Wust von niedergerissenen Trümmern des so geheißenen römischen Babels *). Nicht selten ward die Polemik zwischen Reformirten und Catholiken eben so wol mit Fäusten und Käulen als mit der Feder geführt. Besonders drohte auch in dem Anfang des itzigen Jahrhunderts die Einführung des neuverbesserten Kalenders mit eben so gefährlichen als lächerlichen Unruhen. Vielleicht daß wir nicht irren, wenn wir in der Eidgenoßschaft die glückliche Beylegung des einheimischen Krieges als Veranlassung und Epoche größerer Religionsduldung und eben deswegen eines geläutertern Geschmackes, besonders auch in theologischen Dingen, betrachten. Der genauer bestimmte Landfrieden zwischen den Catholischen und Evangelischen verhinderte nicht nur manchen polemischen

*) S. Füßlins Schäflein auf den Altar des Vaterlandes, in der Antrittsrede.

Ausritt, sondern machte auch diese Art religioser Federkriege weniger bedeutend oder gewinnstreich. Je mehr man anfing dieses polemische Feld brach liegen zu lassen, desto mehr gewann man Zeit, Kräfte und Freyheit, zu Bearbeitung brauchbarer Felder, desto leichter und schneller waren die Eroberungen, die man in jeder andern Provinz menschlicher Kenntnisse wagte.

Die drey großen Männer, Türentin, Osterwald, Werenfels brachten zuerst mehr wahre Einfalt und vernünftige Auslegung in die Gottesgelahrtheit; zu diesen setzen wir mit Recht die beyden Züricher, Gotthard Heidegger und Jacob Zimmermann. --- Die schöne Litteratur bestand allein noch in einer philosophischen Kenntniß der classischen Römer und Griechen — In physischen und mathematischen Wissenschaften streuten beyde Scheuchzer Funken von dem Licht aus, das in unsern Tagen durch Geßner und Haller sich über entfernte Gegenden verbreitet. — Vor dieser reinen Fackel der Naturlehre verschwanden auf einmal die Gespenster und Poltergeister, die Hexen und die Besessnen, die erst noch so ungezogen hin und her taumelten. Zum Beweis führen wir das Gespenst an, das im Jahr 1594. zu

Samen-

Samengfleig im Berner Gebiet lärmte, — ein ähnliches Gespenst, welches noch im Jahr 1705. den zürcherischen Antistes Klingler beunruhigte und auf obrigkeitlichen Befehl auf dem Rabenstein vom Leben zum Tode gebracht ward — eben ein solches, wodurch zwo zürcherische Frauenspersonen im Jahre 1700. zu Luzern hätten sollen zur catholischen Religion bekehrt werden. Als Hexe wurde den 16. Junius 1695. Catharina Jauerinn verurtheilt, wie die Gerichtsacten zeigen, welche in diesem Jahr Joseph Anton Stadler von Schweiz, Landvogt zu Uznach, dem Canton Glarus zusendete. Noch im Jahr 1701. wurden acht Personen von Wasterkingen, Zürcher Gebietes, der Hexerey wegen verbrannt. Ja selbst noch im Jahre 1714. wagte es der Teufel in der verworrenen Phantasie eines Mädchens zu spuken. In dem Briefwechsel zwischen Landschreiber Gaerb und Landvogt Füßli finden wir auch unter andern von diesem Jahr folgende Anekdote. „die wegen Kindermord schon lang gefangene Elsbeth Rütschmann bekennt, daß sie sich vor einem Jahr dem Satan ergeben habe. Doctor „Muralt bezeugt, sie sey noch so verschlossen als „eine reine Jungfrau; es scheint, sie komme we-

„gen dieſer groſſen Melancholey in den Spital.„ Unwiſſenheit in der Naturlehre und Aberglaube waren noch ſo groß, daß Scheuchzer, dieſer eben ſo gelehrte als fromme Mann, Gefahr lief, wegen der Lehre von den ſwammerdamſchen Saamenthierchen für ſchlüpfig, und wegen der copernicaniſchen Hypotheſe für profan erkläret zu werden. Seither haben die phyſiſch-ökonomiſchen Geſellſchaften in Bern und Zürich nicht nur die Naturlehre überhaupt aufgeklärt, ſondern auch beſonders zur Beförderung der Landwirthſchaft angewandt *).

Vorzüglich wurden auch ſchöner Geſchmack und ſocratiſche Philoſophie von den beyden Zürchern, Breitinger und Bodmer, erweitert. Vielleicht daß wir uns nicht betrügen, wenn wir die neue, glückliche Richtung, die ſie dem Nationalgeiſt gegeben, folgendermaßen erklären: Mit den Manufacturen waren die Künſte des Reichthums gewachſen; mit Reichthum bekamen wir Muße; dieſe erlaubte den Geſchmack und Beobachtungsgeiſt freyere Entfaltung. Schon verbreitete ſich der Widerſchein von dem aufgehenden Lichte benachbarter Länder auch über das unſerige. Dieſes

*) S. Serione Interets des Nations de l'Europe, Band I. Hauptſt. III. S. 24. S. 29.

ſes verhält ſich in Vergleichung mit jenen (wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen,) wie ein Landmädchen in Vergleichung mit einem Hoffräulein, welches allemal ſpäter als ein ſolches aus dem Stand der Kindheit hervortritt. Schon in glänzendem Mittag befand ſich in Frankreich, unter Ludwig XIV. die ſchöne Litteratur, als erſt ihre Morgenröthe von dorther die ſchweizerſchen Alpen begrüßte. So wenig ihr Anbruch Leute hätte aufwecken können, die ein ganzes Leben durch unter dem Schutt verjährter Vorurtheile eingeſchnarcht waren, ſo unbezwingbar ergriff die Flamme jedes aufſtrebende Genie, auf welches in der Jugend ohnehin alles Neue ſo viel magiſche Kraft hat. Electriſch pflanzte die erſte Entzündung ſich fort, und ſo wie Bodmer und Breitinger, nebſt alter claßiſchen Lectur, franzöſiſche Critik, und teutſchen Wolfianiſmus verbanden, ſo wie ſie von daher Aufklärung ſchöpften, ſo borgten eine Menge vortrefflicher Köpfe von Bodmers und Breitingers Erleuchtung. Ueberall ſcheint gegen der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts für die helvetiſche Muſen ein güldenes Zeitalter zu blühen. Wem ſind die poetiſchen Verdienſte eines Bodmers, Hallers, Lavaters, Geßners — wem die philolo-

gischen eines Hagenbuchs, Breitingers, Kochs, Schmieds, Jac. Geßners, Steinbrüchels, Hottingers, — die historischen und politischen der Hirzel, Füßli, Schinzen, Oeten, Heidegger, Balthasar, Tscharner, Iselin, Fasi, Waser, wem die theologischen der Felix und Jacob Hesse, der Ulrich, Tobler, Lavater, wem so viele andere litterarische und artistische Verdienste itztlebender Helvetier verborgen? Wer kennt nicht so viele gelehrte und patriotische Gesellschaften, so manche vortreffliche Reformen der Schulen *), so viele gemeinnützige Verbesserungen in Absicht auf Kriegs-Münz und Finanzwesen.

*) Von den neuen Schulanstalten zu Zürich kann man Prof. Usteris Nachrichten vom Jahr 1773. nachschlagen.

VI. Wohl-

VI.

Wohlthätige Folgen der Helvetiſchen Kirchenverbeſſerung.

So wol die Wiederherſtellung claßiſcher Litteratur als die Erfindung der Buchdruckerkunſt erleichterte die Ausbreitung heilſamer Wahrheiten. Jede Blume indeſſen, welche auf dem griechiſchen und römiſchen Parnaß von den Reformatoren gepflückt ward, diente dazu, auf dem Altar der Religion im heil. Opferkranze zu duften. — Freylich ſcheint die Ueberſetzung des ebräiſchen Grundtextes der Triumph aller ſolcher litterariſchen Bemühungen. Nachdem ſie im Jahre 1541. zu Zürich ans Licht trat, bemächtigte ſich ſo gleich derſelben Robert Etienne im Jahr 1543. und gab ſie mit der Vulgata und mit

den

den Scholien des Vatablus heraus, ohne der zürcherschen Verfasser Erwähnung zu thun. — So vertraulich auch die Reformatoren mit der Muse von Sion, mit den römischen und griechischen Musen gewesen, so hielten sie's nicht für Entweyhung, dieselben in der Muttersprache reden zu lassen. Ludwig Hetzer, der zwischen den Reformirten und zwischen den Wiedertäufern hin und her schwankte, gab eine teutsche Uebersetzung der Propheten. Leo Judä eine Uebersetzung der zwinglianischen Glaubensartikel, auch verfertigte er in teutscher Sprache den größern und kleinern Catechismus von Zürich, eine Leidensgeschichte, eine Uebersetzung von Erasmus neuem Testamente u. a. Pellican verdeutschte vieles aus den heiligen und auch aus den Profanscribenten. Auf solche Weise blieb Gelehrsamkeit nicht länger ein Monopol der Klöster und Schulen, nicht länger blieb sie in der Leichenhütte ausgestorbener Sprachen vergraben. In einem alten Volumen von neunzehn verschiedenen Werkchen, welche alle vom Jahr 1521 — 1524. gedruckt sind, findt man einen Aufsatz mit der Aufschrift: Der gestryft Schwytzerbaurer; aus demselben sieht man, wie wichtig der Einfluß der teutschen Sprache auf

die

die Nationalaufklärung geweſen: „Es hat ſich „begeben, heißts unter andern, daß vff ein Zeit „ein Münch hat gepredigt in einer ſtatt ein ganz „Faſten vnd hat in allen ſeinen Predigen vnd Leer „ſich erzöigt ein Haſſer und Beneider aller der, „die tütſche Bücher leſen, vnd hats gar on als „Mittel für ein große Sünd vnd Irrſal gehalten „als ob es Kätzerei ſey.„ Dieſe Kätzerey ward für ſo gefährlich gehalten, daß Oecolampad ſich genöthigt fand, in einem weitläuftigen Schreiben den teutſchen Vortrag auf der Kanzel gegen Caſp. Hedio zu rechtfertigen. Ueberall ſuchte man damals die Gelehrſamkeit popular und auch fürs Leben brauchbar zu machen. Bey aller Aengſtlichkeit, womit die Reformatoren das Alterthum ausſpähten, blieb ihnen immer noch genung Muth zum Anbau und zur Erweiterung des vorgefundenen Bodens; und ſo ſehr wir dieſe Männer in dem Muſeum, auf der Kanzel, auf dem Catheder bewundern, eben ſo ſehr werden ſie auch auf der Weltbühne unſere Verehrung verdienen, wenn wir ſie als Reformatoren der Geſetze und der Gerichtshöfe nicht weniger als wie Reformatoren der Gelehrſamkeit und der Kirche, wenn wir ſie als Geheimräthe der Regierung, als Negoziato-

ren des Staates, als Rathgeber und Vermittler fremder Fürſten erblicken *). Und du, junger Zelote, wenn du dem Gelehrten als müßigen Speculationsgeiſt Hohn ſprichſt, ſo erinnere dich, daß Gualter und Leo Judä Kirche und Rathſaal mit dem Donnerkeil der Rede erſchütterten, daß Antiſtes Zwingli, Commendor Schmid, Abt Joner im Schlachtfeld den Märtyrtod für Wahrheit und Vaterland ſtarben!

So ſehr wir indeſſen auf der einen Seite jene litterariſchen und patriotiſchen Herkule bewundern, ſo gern geſtehn wir auf der andern Seite, daß, je ungewohnter, und ſtärker das aufgegangene Licht war, daſſelbe auch deſto gefährlicher blöde Augen verletzte. Je länger und heftiger man nach Freyheit und Wahrheit gedürſtet hatte, deſto mehr lief man Gefahr ſich zu berauſchen. Daher mitten unter den Begeiſterten jener Schwarm von Beſeſſenen **)! Gleichwie durch Columb der Geldreichthum, ſo wurde durch Reformatoren der Gedankenreichthum auf einmal

ſchnell

*) S. Horting. Schola Tigurina, oratio ſecunda, S. 54. ꝛc.

**) S. Füßli Beyträge zur Reformationsgeſchichte des Schweizerlandes.

ſchnell und ſtark angehäuft. Aus Mangel gleichförmigen Fortſchrittes und verhältnißmäßiger Ausbreitung wurden hie und da die fremden Kenntniſſe eben ſo ſchlecht angewandt als z. B. in Spanien Indiens Schätze. So wie auf der einen Seite Reichthum, ſo drohte Armuth auf der andern Seite mit Umſturz. Allerſchütternde Gährung, ſchreckliches Wetterleuchten, Kampf des Lichts mit der Finſterniß — alles verwirrte den Pöbel ſo ſehr, daß er zwiſchen Engel des Lichts und Geiſt des Abgrundes, zwiſchen der Inful des Caliphen zu Rom, zwiſchen Münzers Blutfahne und zwiſchen der reinen Fackel eines Zwingli nicht allemal zu unterſcheiden im Stand war. Daher jene geſetzloſen, wiedertäuferiſchen Manzen, Grebel u. a. welche zugleich mit dem Joch der Hierarchie das Band kirchlicher und bürgerlicher Ordnung wegſchütteln wollten! Je mehr die Glaubensverbeſſerer zum Misbrauch der Geiſtesfreyheit und zu ſchwärmeriſchen Cyniſmus zufällige, obſchon noch ſo entfernte und unſchuldige Veranlaſſung — wenigſtens in den Augen der Wiedertäufer — zu ſeyn ſchienen, deſto mehr hielten ſich eben dieſelben zur Bezähmung der um ſich freſſenden Flammen verbunden. Ungeach-

tet aller, bald gelindern, bald ſtrengern Vorkehr, ſchien von Zeit zu Zeit, unter allerley Farb und Geſtalt, der kaum verloſchne Feuerbrand ſich neu entzünden zu wollen. Immer triumphirt zuletzt die Wahrheit. Indem ihre reine Fackel von Catheder und Kanzel auch über das gemeine Leben, auch auf die Gerichtsſtühle und in den Rathsſaal helle Stralen verbreitete, ſah man neue Staats- und Policeyanſtalten entſtehen; man ſah, bey aller Hochſchätzung des claßiſchen Alterthums das Feld auch der vaterländiſchen Geſchichte und Rechte durch Stumpfen, Simler, Bullinger u. a. ſo wie die Schätze der Naturforſchung durch die Wolphen, Conrad Geßner u. ſ. f. herrlich erweitert.

Mit Aufhebung des klöſterlichen Müßiggangs und des ausſchweifenden Reislaufens mußten nothwendig republicaniſchere Sitten, es mußte durchgängige Beförderung der Friedenskünſte, des Landbaues und der Gewerbe, es mußte größere, und zwar einheimiſche (nicht mehr aus der Fremde geborgte) Bevölkerung entſtehen.

Wenn ſchon die Einkünfte der ſeculariſirten Kloſtergüter noch immer, wie vor der Reformation, zu geiſtlichem Gebrauch beſtimmt blieben,

ben, so sind doch die Beamten, die Lehrer und Prediger, die man daraus besoldet, immer auch selber Bürger, sie sind gemeinnützige Diener des Staates, da hingegen die Mönche und Pfaffen vielmal Ausländer, und meistens wenig für das Wohl des Vaterlandes bekümmert gewesen. Die besondern kleinen Staaten im Staate, welche durch entgegengesetzte Kräfte den Fortgang des allgemeinen Besten verhinderten, wurden nun von der allgemeinen Regierung verschlungen, und diese bekam dadurch mehr Einheit, mehr Nachdruck und Ansehen.

Bey allem dem begreift man, daß allemal äussere, zufällige Ursachen zum Wohl der Staaten mitwirken. Vormals wurden durch die Unruhen in Italien die dortigen Fabriken nach Zürich getrieben; unsre eignen Unruhen verjagten sie leider. Der Zwang in Italien brachte uns solche von neuem. Zürich war eine Freystatt für alle diejenige, die um der Freyheit des Gewissens willen sich zu uns flüchteten. Auf diese Weise wurde das Jahr 1554. eine glänzende Epoche unserer Manufacturen *). Der Geist der Intoleranz

*) S. Stumpfen Chronik VI. 10. wie auch in dem Tempe

ranz jagte von Locarno bey zweyhundert Personen weg, Gelehrte, Fabrikanten, Arbeiter, Weiber und Kinder. Unter denselben befanden sich die angesehenen Geschlechter der Orelli, di Muralto, Dunus. Man fing an, die Seide zu zwirnen auf Mühlen, dieselbe zu färben und in Sammt und Stoffen zu verarbeiten; man machte Tücher und andre wollene Zeuge, wozu die vorher unbekannte Walkmühlen erbaut wurden. Jacob Dunus legte im Jahre 1589. die Burat- oder Creppfabrik an mit Hülfe der Wertmüller, u. s. w. Die Theurung selber, die beynahe in der ganzen letztern Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts regierte, beförderte die Industrie, für welche wohlfeilere Zeiten vielleicht weniger wären müßig gewesen.

Gleichwie indessen in Zürich die Reformation den kaufmännischen Geist aufweckte, so schien in Bern sich noch länger der Kriegesgeist zu erhalten. Bern nämlich und Freyburg durchstreiften mit bewaffneter Hand das Waatland, um das verbündete Genf zu beschützen. Nach verschiedenen

Tempe Helvet. die Rede des Dr. und Chorherrn von Murait.

nen Feindſeligkeiten bemeiſterten ſich endlich die Berner im Jahre 1536. eines groſſen Theils dieſer Provinz und andrer Beſitzungen des Herzogs von Savoyen an dem Genferſee.

VII.

Politiſcher Einfluß des Predigtamtes.

Wie ungemein wichtig in der bürgerlichen Geſellſchaft das Lehr- und Predigtamt ſey, begreift man gar bald, wenn man ſich einen Staat denkt, der Jahre lang aller Kirchen und Schulen, aller Unterweiſungsanſtalten, wenigſtens aller öffentlichen, beraubt iſt. Das Heidenthum hatte auch Schulen, und für die Jugend auch öffentliche Schulen; den Erwachſenen dienten in Griechenland zu weiterer Aufklärung des Verſtandes und zur Verbeſſerung des Herzens bald Plato's Akademie, bald die Stoa des Zeno, bald Epikurs Gärten. Für das Volk überhaupt aber, welches immer in mancher Abſicht Kind bleibt, für dieſes findet man ſchwerlich irgendwo ſo angemeſſene Schulen, wie es z. B. die Synagogen ſind unter den Juden oder die Kirchen unter den Chriſten.

Wenn

Wenn jeder Stand um so viel ehrenvoller ist, je größern Einfluß ein solcher auf die menschliche Glückseligkeit hat, so verdienet ohne Wiederrede das Lehr- und Predigtamt besondern Vorzug, da eben ihm das wichtigste Geschäft, die Aufklärung des Verstandes und die Verbesserung des Herzens, überhaupt die Beförderung des Heils in diesem und in jenem Leben anvertraut ist. Auch schon bloß politisch betrachtet, scheint in einem christlichen Staate der Geistliche wenigstens gleicher Hochachtung würdig, wie z. B. der gelehrte Mandarin in dem chinesischen Reiche. Indessen ist jener nicht zu vermischen mit jedem andern weltlichen Beamten. Freylich könnte mit der Bedienung dieser letztern auf einen gewissen Punct das Amt des Lehrers und Seelsorgers vereiniget werden: Nichts desto weniger würde sehr oft die eine Bedienung der andern im Wege stehen. Bald zu groß und unumschränkt wär ein solches in gleicher Person verbundenes, so wol geistliches als weltliches Ansehn; bald zu klein wär das Vertrauen gegen einen Gewissensrath, der auf der einen Seite die Fasces, auf der andern das priesterliche Rauchfaß sich wollte vortragen lassen.

Um so viel gröſſer würde unumſchränktes Anſehn der Geiſtlichkeit ſeyn, da kein anderes Amt von so durchgängigem Einfluß iſt als eben das Predigtamt. Wir mögen krank oder geſund ſeyn, wir mögen in Friede oder in Unfriede leben, in jeder Lage befinden wir uns in unaufhörlicher Verbindung mit dem Seelſorger. Auch außer dem wöchentlichen Gottesdienſt, wo er uns belehrt und beſtraft, dürfen wir in jeder wichtigen Epoche des Lebens ohne ihn nichts thun. Er iſts, der uns durch alle die verſchiedenen Scenen unſers Daſeyns begleitet. Kaum, daß wir auf der Welt bühne erſcheinen, iſt ers, der uns durch die Taufe in den Schooß der Kirche aufnimmt; kaum daß wir die Arme der Wärterinn verlaſſen, abermal er, dem der wichtigſte Theil unſrer Erziehung, dem unſere Einweihung in die Geheimniſſe der Gnadentafel anvertraut iſt; ſind wir zu dem männlichen Alter gelanget, ohne ihn dürfen wir uns nicht verheyrathen; befinden wir uns unpäßlich, ſo ſteht er an unſerm Krankenbette; auch wenn wir geſund ſind, ſo hat er als Gewiſſensrath und Seelſorger ungehinderten Zugang, und uns verläßt er nicht, bis unſere Leiche ins Grab liegt

So gemeinnützig und eben auch deswegen höchst ehrwürdig auf der einen Seite das Predigtamt seyn mag, so sehr muß sein Ansehn durch die Gesetze des Staates eingeschränkt werden. Dasselbe gleicht dem Feuer und Wasser; so brauchbar und nothwendig sie sind, so gefährlich bey ungehindertem Ausbruch. Wenn der Arzt sich auf die Vorsorge für unsre physische, der Prediger auf die Vorsorge für unsre moralische Gesundheit einschränkt, so erkennen wirs mit Hochachtung und Dankschuld; so bald sich dieselben in unsre ökonomischen und politischen Angelegenheiten einmischen wollen, so dürfen wir sagen: ne sutor ultra crepidam! Der Prediger ist in der großen Haushaltung des Staates eben das, was in einer besondern Haushaltung der Hofmeister oder Erzieher. Beyde, dieser und Hausvater, unterstützen bey den Kindern gegenseitig einer das Ansehn des andern. Wohl darf ersterer mit Bescheidenheit diesen in solchen Sachen zurecht weisen, welche die anvertraute Erziehung betreffen, keineswegs wird er ungebeten in das Comtoir des Hausvaters oder in die Wirthschaft sich mischen. In gewissen Zeiten und Ländern hielt man solche Einschränkung für so wichtig, daß Lehrer und Prediger von

den Raths- und Volksversammlungen ausgeschlossen seyn müßten. Keineswegs scheint indessen eine solche Ausschliessung allemal weder billig noch wol ausgedacht. Durch das Lehramt des Zutrittes zu Zunft und Volksversammlungen, und damit des Berathschlagungsrechtes oder der Wahlstimme beraubt, findt der Geistliche sich dadurch in seinen eignen Augen und in den Augen des Volkes zu grösstem Nachtheil seines Berufes erniedrigt — allzusehr erhöht hingegen eben dadurch, wenn er zur Schadloshaltung sich eine eigene Landesgemeine in dem Hause Gottes, eine besondere Tribune auf der Kanzel errichtet; wenn er, was er für seine eigne Person an politischem Einfluß verliert, gedoppelt in dem Esprit du Corps wieder gewinnt und mit seinen Amtsgenossen einen Staat im Staate ausmacht. Auf solche Art entsteht auch in protestantischen Ländern eine Art Hierarchie, desto gefährlicher, je weniger sie offenbar ist. Gleichwie die römische Bischöfe in die Stelle der heidnischen Druiden getreten, eben so suchen protestantische Superintendenten sich das Recht des Episcopats anzumaßen. Wie oft ward nicht ein Senat durch theologische Bedenken gehindert? Wie oft trotzten nicht Consistorien und Synoden dem

dem Staate? Wie oft glichen nicht, wie ein geiſtreicher Kopf ſagt, die Kanzeln Hannibals Schiffen, angefüllt mit Schlangen und Ratten? Auch unbewaffnet gleicht ein fanatiſcher Clerus, ausgerüſtet mit Donnerkeilen des Himmels, jenem römiſchen Kriegsheer, das bald dem Volk, bald dem Kaiſer gefährlich geworden? Selbſt ein groſſer Reformator, wie Calvin war, vereitelte durch Schmähpredigten obrigkeitliche Verfügungen *); auch ein verehrungswürdiger ex Judä beleidigte auf ähnliche Weiſe von öffentlicher Kanzel die Regierung in Zürich **).

Die Prediger, um ihren unumſchränkten Anmaßungen einigen Vorwand zu geben, verbergen ſich gerne unterm Schilde eines unmittelbaren Berufes; auf ſolche Art beredt ſich dieſer und jener, wenigſtens en mignature ein Päbſtlein zu ſeyn. Freylich lacht man heut zu Tage, wenn man ſich erinnert, daß Stapleton in einer Zueignungsſchrift Gregor XIII. Sanctiſſimum et beatiſſimum patrem, planeque ſupremum in terris Numen nennt, man lacht über den veroneſiſchen Ge-

*) Beza in vita Caluini.

**) Miſcell. Tigurin. im Leben Leo Judä.

ſchichtſchreiber Paul Emil *), wenn er der Geſandten, welche im Jahr 1282. nach der ſicilianiſchen Veſper von Palermo an Pabſt Martin IV. geſchickt worden, in folgenden Ausdrücken erwähnt: ad pedes illius strati, velut pro ara hostiaque Christum agnum Dei silurantes, illa etiam ex altaris mysteriis verba supplices effarentur: *Qui tollis peccata mundi miserere nostri.* Allein wird man auch lachen, wenn erſt noch im Jahre 1777. zu Roſtock eine Unterſuchung der Vorzüge des Lehr- und Predigtamtes erſchienen **), in welcher S. 30. ꝛc. ausdrücklich geſagt wird: „Die Lehrer der Kirche ſind nicht nur bloß thätige Austheiler der Vergebung der Sünden; ſie „ſind auch Fürbitter und Fürſprecher der Menſchen, Vertreter und Vermittler derſelben bey „Gott.„ Wird man auch lachen, wenn Joſeph Gideon in einer Schrift vom Jahr 1776. über Schwärmerey, Toleranz und Predigtweſen S. 35. jeden Prediger zum Iſaias und Eliſa erhebt? Gerade als wäre kein Unterſchied zwiſchen ordentlichem und außerordentlichem Beruf, zwiſchen gewöhn-

*) S. Paul. Emil. de reb. geſt. Francor. B. VII.

**) S. auch. teutſch. Biblioth. Band XXXVI. St. 2. Nr. IX.

wöhnlicher und zwiſchen theocratiſcher Verfaſſung, zwiſchen leidender und zwiſchen herrſchender Kirche oder zwiſchen eccleſia conſtituenda und conſtituta! Wol geſchiehet noch immer der Beruf der Prediger nach göttlicher Ordnung, aber es geſchiehet durch Menſchen, entweder durch die ganze Gemeinde, oder durch die Obrigkeit als den Repräſentanten derſelben. So weit war es entfernt, daß die Apoſtel einen obrigkeitlichen Beruf ſollten gehabt haben, daß ſie vielmehr von den damaligen Obrigkeiten unter Juden und Heiden verfolgt wurden. Umſonſt wenden die heutigen Prediger ein, daß ſie nicht in eigner Perſon, daß ſie im Namen Gottes, wie die alten Propheten, zum Volk reden und daß ſie als Geſandte des Himmels niemand als dem Himmel allein Rechenſchaft ablegen müſſen. So lange darf man eine ſolche Anmaßung verwerfen, bis dieſe neuen Propheten und Apoſtel dieſelben Beglaubigungsſcheine, wie die alten, bis ſie zum Beweis ihres göttlichen, und zwar unmittelbar göttlichen Berufes Wunder und Zeichen, und Weiſſagungen und Offenbarungen, bis ſie ein ganz unſträfliches Leben, bis ſie unbedingte Aufopferung der Güter, des Leibes, des Lebens, kurz, Feſſeln und Bande,

Kreuz

Kreuz und Marter aufweiſen werden. Wie ſehr der Name eines göttlichen Geſandten dem Misbrauch ausgeſetzt ſey, erhellt gar bald, wenn wir auf folgende Betrachtungen Acht geben:

Ein Geſandter nämlich ſtellt ſeinen Souverain vor. Je größer dieſer, deſto ehrwürdiger jener. So wenig wollten indeſſen die Apoſtel die Gottheit vorſtellen, daß ſie vielmehr mit Abſcheu die göttlichen Ehrenbezeugungen von ſich ablehnten, die der Aberglaube ihnen zu erweiſen geneigt war. — Ferner wird ein Geſandter an niemand als an Souverains abgeordnet. Und wie iſt es denn möglich, den Lehrer ſterblicher Menſchen mit einem Geſandten zu vergleichen? Höchſt profan iſt es, dem griechiſchen Ausdruck, welcher eben ſo gut ſchlechtweg einen Boten als einen Geſandten bedeutet, vielmehr die letzte als die erſte Bedeutung zu geben.

Den Prediger kann man, wie beynahe jeden Sterblichen, von zwo verſchiedenen Seiten betrachten, entweder bloß für ſeine Perſon, als Menſch, oder in Verbindung als Glied ſeines Standes. Durch Verſchiebung dieſer beyden Geſichtspunkte läßt man ſich eſtmals verführen, den Menſchen ſelbſt zuzueignen, was nur dem Stan-

de allein zukömmt, oder diesem Schuld zu geben, was nur jener verschuldet. So lang der Prediger auf der Kanzel oder bey Hausbesuchungen genau bey den Vorschriften des Evangeliums bleibt, verdient er alle Achtung seines würdigen Amtes; so bald er hingegen öffentlich oder besonders sich mit Rath und That in weltliche Dinge einmischt, so hört er in dieser Zwischenzeit auf, Prediger zu seyn; sein Thun und sein Reden gilt mehr nicht als jedes andern Menschen und Bürgers, und er ist davon, wie jeder dieser letztern, den politischen Gesetzen Rechenschaft schuldig. Oder warum sollte er unbedingter Freyheit besitzen, als z. B. der Richter oder Senator, welcher dem Privatmann gleich ist, so bald er vom Richterstuhl herabtritt?

Ungeachtet alles bisherigen wird man gerne gestehen, daß die Geistlichkeit in corpore ein sehr angesehener Stand sey. Ein ehrwürdiger und rührender Anblick ist es, von Zeit zu Zeit dieselbe wie den Vätern des Staates versammelt zu sehn, keineswegs um richterliche Aussprüche, wol aber um gemeinnützige Vorträge und Berathschlagungen zu machen. Eine solche Zusammenkunft möchte man allenfalls mit einer feyerlichen Prüfung vergleichen, welche Vater und Hofmeister anstellen,

ſtellen, um gemeinſchaftlich über die Hinderniſſe ſo wol als über den glücklichen Fortgang der Kinderzucht mit einander zu reden.

So wol in ſolchen Kirchenverſammlungen als auch überhaupt auf der Kanzel bedarf der Geiſtliche einer außerordentlichen Behutſamkeit. Man hat bisher ſo viele Bücher über die Paſtoralklugheit geſchrieben, und in allen vermiſſen wir noch den ungemein wichtigen Abſchnitt von der Kanzelklugheit oder von dem gehörigen, engern oder weitern Umfang der Predigerfreyheit, welche eben ſo wol als die Freyheit der Prieſter durch Geſetze ſollte eingeſchränkt werden. Die Wirkung einer Rede, die gehört wird, iſt ſchneller, ſtärker, ausgebreiteter, als der Eindruck eines ſchriftlichen Aufſatzes. Der Vortrag des Predigers geſchieht vor allerley Leuten, zu welchen wenige Schriftſteller mit ihren Büchern Zutritt erhalten; wohin auch dieſe letztern ſich einzuſchleichen im Stande ſind, immer haben ſie doch kein anders als ihr eigenes, inneres Gewicht; der Predigt hingegen ſcheinen Ton und Mine und Gebehrden, und Feyerkleid und Seelſorgerwürde ganz außerordentlichen Nachdruck zu geben.

Damit

Damit ja diese ganze furchtbare Waffenrüstung nicht zur Beförderung persönlicher Leidenschaften oder zur Unterstützung besonderer Factionen, kurz, damit sie nicht zum Nachtheil entweder dieses oder jenes Particularen oder auch der öffentlichen Ordnung von irgend einem irrenden Kirchenreiter misbraucht werde, so sollte man billig jeden seiner Waffenrüstung berauben, der die Schranken des Lehrers und Predigers mit dem Rostrum des Anklagers vertauscht oder wol gar die Kanzel zum Richterstuhl macht. Der Prediger sollte sich von dem Lärmblasen eben so wie der bescheidne Satyriker von dem unbescheidnen Pasquillanten unterscheiden. Dem einen wie dem andern ist die Erwähnung solcher persönlichen Vergehungen verboten, die vor das politische Forum gehören. Wie viele lieblose pharisäische Urtheile werden nicht durch Anführung solcher Specialitäten erzeugt. Wie oft gibt nicht dadurch der Credit eines Rechtschaffnen zu Grunde, der ohne Credit weder sich selber noch andern weiter zu nützen im Stande ist? Wie manchmal werden nicht auf solche Weise die Schwachen erschreckt und geärgert, wenn man, anstatt von der Abscheulichkeit des Lasters, z. B. des Ehbruchs, des Diebstahls,

des

des Unglaubens u. s. w. zu reden, ohne Noth der Ehebrecher, der Diebe, der Ungläubigen, mitten in unsrer Gemeine, ja wol gar in diesem oder jenem eingeschränkten Kreise oder Collegium gedenkt und gleichsam mit dem Finger auf einen oder Wenige deutet? Und wenn vollends die Versammlung der Christen zu einem Auto da-fe gegen diese und jene Sectirer, Ketzer, Ungläubige entflammt wird, welche Aergerniß, welche seelenverderbliche Zweifelsucht muß nicht unter dem Pöbel, der nicht länger weis, wie er dran ist, durch dergleichen Invectiven entstehn? Ungemein verehrungswürdig ist in dieser Rücksicht ein preußisches Edict von Friedrich Wilhelm, unterm 26. Sept. 1737. Zum Beschluß meines Aufsatzes aus demselbigen einige Stellen: — „Das Schelten auf „falsche Lehrer und Irrgeister, wenn es auf die „Art geschieht, daß dadurch öffentliche, und von „uns bestellte Lehrer verstanden werden können, „finden wir deswegen schädlich oder wenigstens „von keinem Nutzen zu seyn, weil auf dergleichen „allgemeine Anzeige dennoch keine Untersuchung „wider jemand insbesondere angestellt und die „Sache remedirt werden kann, wol aber recht„lehrende Lehrer, ehe und bevor sie eines Irrthums

„recht-

„ rechtlich schuldig befunden werden, deſſelben ver-
„ dächtig gemacht und zur Ungebühr beſchuldigt
„ werden; der unwiſſende Hauſe aber(der am we-
„ nigſten geſchickt iſt, davon zu urtheilen, zum Rich-
„ ter geſetzt, und ſich zu ſündigen verleitet, folglich
„ die Erbauung wol gehindert, aber nicht befördert
„ wird. Zu geſchweigen, daß ſo wol unter Predigern,
„ als andern, viele theils wegen ihrer ſchlechten
„ Einſicht, theils auch wegen der Herrſchaft ihrer
„ Affecten nicht im Stande ſind von geſunder oder
„ irriger Lehre ein gegründetes Urtheil zu fällen und
„ daher ihrer Beurtheilung nicht überlaſſen werden
„ kann, wer vor irrend oder rechtlehrend öffentlich
„ auszurufen oder zu halten ſey; über dieſes auch,
„ wenn wider die irrig lehrenden, ohne Benennung
„ der Perſonen, ſo eigentlich dadurch gemeynt ſind,
„ öffentlich gelehrt oder gepredigt wird, ſolches von
„ den Zuhörern leicht auf dergleichen Leute gezo-
„ gen werden kann, auf die der Prediger ſelbſt nicht
„ einmal gedacht hat.„ — — —

VIII.

Ueber den

guten Geſchmack

in der

Kanzelberedſamkeit.

Cui lecta potenter erit res,
Nec facundia deſeret hunc, nec lucidus ordo.
Horat. ad Piſones.

Ohne öffentliche Verſammlungen würde auch weniger Gemeinſchaft unter den Sterblichen; weniger Gleichförmigkeit in der Denkart, in den Sitten und in den Gebräuchen ſtatt haben. Wir wollen für einmal die Kirchen und Bethäuſer, die Schulen und Tempel, nur in demjenigen Geſichtspunkte betrachten, in welchem die Opferaltäre, die Schauplätze, die öffentlichen Spiele, von den alten Geſetzgebern eingeführt worden; die gleichen Tugenden, die gleiche Religion, die gleichen

chen häuslichen Andachten, alles beybehalten, wollen wir uns seyn lassen, wie es ohne einen öffentlichen **Kultus, ohne Kirchen und Schulen**, mit dem Nationalgeist, mit den herrschenden Grundsätzen, mit den gemeinschaftlichen Gesinnungen aussehen würde. Der verschmitzte Julian begriff gar wohl, daß mit jenen auch diese weit geschwinder und leichter als durch alle Verfolgungen zerstört werden könnten. Ohne Rücksicht auf die Religion selber, was für ein rührendes Schauspiel, von Zeit zu Zeit ein ganzes Volk, alle, auch die verschiedensten Stände, die entgegen gesetztesten Häuser, die ungleichsten Charakter, in den gleichen Mauren, und aus den gleichen Absichten, wie Brüder, wie Kinder und Genossen einer einzigen Haushaltung vereinigt zu sehen? So unmerklich, wegen einer mechanischen Gewohnheit, der Eindruck dieser öffentlichen Versammlungen auf die allgemeine Theilnehmung und Eintracht seyn mag, so würden wahrscheinlich die Menschen unter einander noch weit fremder und gleichgültiger werden, wo sie nicht bisweilen aus ihren besondern Häusern, aus ihren kleinern getrennten Gesellschaften, sich, gleichsam von jedem Privatinteresse befreyt, da wieder fänden, wo sie alle

das gleiche allgemeine Intereſſe der Menſchheit vereinigt. Hier iſt es, wo ſich das Kind und der Greis, der Herr und der Bettler, der ſchwächſte Kopf und das ausgebreiteſte Genie, in ihrer urſprünglichen Gleichheit, als Geſchöpfe einer Gattung, als Kinder eines Vaters, als Schlachtopfer des gleichen Todes, als Erben der gleichen Unſterblichkeit wieder erkennen *).

Wenige

*) So erzählt der Verfaſſer der Hiſtoire philoſophique et politique des etabliſſements & du Commerce des Européens dans les deux Indes, daß ſo unüberſteiglich immer die Grenzſcheide ſeyn mag, welche in Malabar die Leute von verſchiedenem Stand und Beruf abſondert, ſogar daß ſie nicht einmal unter einander heurathen, beyſammen wohnen und eſſen dürfen; ſo ſehr vermiſchen ſie ſich wieder bey der Wallfahrt nach dem Tempel des Jagrenort, dem Tempel des höchſten Weſens. Da bringen gemeinſchaftlich der Bramine, der Raja oder Nair, der Landmann und der Handwerker, alle ihre vereinigten Opfer, alle eſſen und trinken beyſammen. Hier erinnern ſie ſich, daß die Vorzüge des Ranges von einer menſchlichen Einrichtung herrühren, und daß die Menſchen unter einander Brüder ſind, und alle von einem Gott herkommen.

Wenige haben so viele Unempfindlichkeit, oder so viel philosophischen Gleichsinn, daß sie nicht der Anblick einer feyerlichen Versammlung auch wider Willen mit einer gewissen Eifersucht, mit einer Art elektrischen Enthusiasmus erfülle; wenn dieses in dem Gerichtssaal, wenn es in einer gelehrten Akademie, wenn es auf einer Landsgemeinde, wenn es im Schlachtfelde geschiehet, warum denn nicht vielmehr da, wo wir alle in der gleichen, in der wichtigsten Angelegenheit gleichsam unmittelbarer und näher vor Gott stehen?

Und woher dann jene unverantwortliche Gleichgültigkeit, mit welcher wir uns in dieser hohen Versammlung einfinden? Ohne Zweifel von der Gewohnheit, die alle unsre Empfindungen der Neuheit, und mit ihr des Lebens beraubet. Alle Wochen, alle Tage gehet man zur Kirche. Immer ist man seit vielen Jahrhunderten zur Kirche gegangen. So wie die Andacht, so ist auch die Gleichgültigkeit ansteckend. Der Prediger sagt uns entweder, was man in tausend andern Predigten gesagt hat, oder um uns vor dem Schlaf zu verwahren, ist er gezwungen, auf neue Wendungen und Kunstgriffe zu denken; daher theilen

ſich die Fehler ſeines Vortrags von ſelber in zwo Klaſſen. Entweder iſt er im Ausdruck, oder doch in der Sache eintönig. Seine Predigten haben ſich von ſeinen Vorfahren auf ihn heruntergeerbet, und er ſpielet mit uns wie Ludwig mit ſeinem Beichtvater, dem er immer die gleichen Gerichte aufſtellte. Iſt der Ton von einem Prediger einmal gegeben, ſo pflanzt ſich derſelbe von Geſchlecht zu Geſchlecht fort. Wie oft habe ich nicht ſchon von einem Feſttage zum andern den gleichen Vortrag anhören müſſen? Könnte ein Todter aus dem Grabe hervorkommen, und einen ſolchen Redner anhören, würde er aus ſeiner bloßen Rede vermuthen, daß ſeit ſeinem Abſterben ein anders Zeitalter, andre Geſchlechter der Menſchen, eine andre Denkart und andre Sitten entſtanden?

Willig werde ich unterdeſſen zugeben, daß die Wahrheit eine und eben dieſelbe, daß es die gleiche ſey, die man immer lehren wird, und die man immer gelehrt hat; Vielmehr iſt dieſe Analogie, dieſe Fortwährung ein weſentliches Merkmal derſelben: Gleichwol ſo ungereimt es ſeyn würde, eine Veränderung in der Sache ſelber, iſt es nicht eben ſo ungereimt, keine ſolche in der Methode, in der Wendung der Beweiſe, in der

Spra-

Sprache, in der Wahl der Bilder zu ſuchen? Haben uns doch die Apoſtel auch hierüber ein Beyſpiel gegeben; man vergleiche den Vortrag, deſſen ſie ſich gegen die Juden, mit demjenigen, deſſen ſie ſich gegen die Griechen bedienten. Iſt es zu glauben, wenn ein Petrus, ein Paulus noch heut zu Tage unter uns aufſtehen würden, daß ſie nicht die gleichen Vorſtellungen, die ſie bey ihren Lebzeiten gemacht hatten, zwar beybehalten, aber nach den Umſtänden der Zeit, des Orts, der Perſonen umbilden ſollten? Mit unbeſchreiblicher Mühe durchgängig angenommene Sätze beweiſen, iſt eben ſo lächerlich, als am hellen Mittage das Daſeyn der Sonne beweiſen: Meynungen und Irrthümer beſtreiten, die ſeit Jahrhunderten ausſtarben, heißt es nicht, dieſelben entweder wieder aufwecken, oder doch gegen Windmühlen fechten?

Wenn aber die Kanzelberedſamkeit noch itzt durch ſolche Fehler verunſtaltet wird, geſchieht es nicht aus einer abergläubiſchen ſclaviſchen Anhänglichkeit an die großväterlichen Syſteme? Geſchieht es nicht aus denkloſer Unwiſſenheit, aus ſteifer Pedanterie, aus träger Nachläßigkeit, aus Mangel des Umgangs mit der Welt und mit den neuen Schriftſtellern?

Gleichwohl finden wir, daß der Pöbel solche abgeschmackte Prediger einem Ulrich oder Tobler vorzieht; und warum nicht, da denselben wegen der geläufigen Töne und Redarten auch die Vorstellungen geläufig und verständlich vorkommen, da sie durch keine ungewohnten Begriffe aus ihrer Trägheit und Denklosikeit aufgeweckt werden?

Wenn wir unterdessen sehen wollen, wie eine Predigt sich von ihrer Vollkommenheit entferne, so müssen wir uns zuerst von einer guten Predigt ein gewisses Ideal machen.

Hier setzen wir beyseite, was eine solche mit einer schönen Rede überhaupt gemein hat, und wir betrachten dieselbe vornehmlich in Absicht auf ihren Gegenstand, und in Ansehung ihres Endzwecks.

Die Predigt ist keine akademische oder gelehrte Abhandlung, also darf sie auch nicht so trocken, so abgezogen und spitzfündig seyn; sie ist nicht für den Gerichtsstuhl, für das Rostrum, für die Versammlung des gesetzgebenden Volkes, für das Kriegsheer, wo die Leidenschaften zu einem unaufhaltsamen Entschluß müssen erhitzt werden; also darf sie nicht bloß eine Täuschung des Geistes, eine Erschütterung der Einbildungskraft seyn.

seyn. Sie ist für den Haufen, sie muß nach seiner Begreiflichkeit seyn.

Für den gesunden Menschenverstand.

Für das Herz und die Empfindungen.

In einer populären Sprache.

In den Beweisen und Gründen, in der Anlage und Oekonomie der Vorstellungen, bedient sie sich mehr der analytischen als der synthetischen Lehrart; sie steigt von den einfachen zu den verwickelten, von einzelnen Beobachtungen zu allgemeinen Lehrsätzen hinauf, nicht von diesen zu jenen hinunter; kurz: sie folget mehr dem Gang der Natur als den gekünstelten Regeln der Schule.

Es giebt Leute, welche glauben, daß eine Predigt nur zu dem Verstand rede; wenn dieser, sagen sie, überzeugt ist, gern wird der Wille ihm folgen; ihn unterdessen zur Ueberzeugung vorzubereiten, muß man nicht vorher die Aufmerksamkeit reizen, muß man nicht die Leidenschaften ins Spiel bringen?

Und wenn auch ohne deutliche Einsichten, ohne erwiesene Grundsätze, keine dauerhafte Besserung statt haben kann, wird dieses die Rührung ausschließen? Eine falsche Rührung, man kann es nicht genug sagen, eine fieberhafte Bewegung

iſt zweydeutig, gefährlich, und der Würde de
Gegenſtandes zuwider. Giebt es aber nicht ein
andere? Und worinne mag ſie beſtehen? De
Wille, was iſt er im Grunde wol anders als de
Verſtand, den ſeine Vorſtellungen zu Entſchlüſſe
und zu Handlungen beſtimmen? Der abſtracte
und ſymboliſche Ausdruck dieſer Vorſtellungen iſ
zu geiſtig, er verfliegt aus dem Gedächtniß de
Pöbels, wenn er nicht gleichſam verkörpert, un
in ſinnliche Bilder eingefaßt wird. Gleichwie ſich
die alten, ägyptiſchen Prieſter, zur Mittheilung
ihrer religiöſen Begriffe, einer hieroglyphiſchen
Sprache und mythologiſcher Bilder bedient hat
ten, ſo müſſen auch heut zu Tag noch die Predi
ger jene tiefſinnigen Wahrheiten von Gott, von
der Seele, von der Ewigkeit, in die Sprache der
Sinnen und der Einbildungskraft einkleiden; ſie
müſſen, nach dem Beyſpiele der heiligen Schrift-
ſteller, ihre Beweiſe in Bildern, und ihre Beweg-
gründe in Empfindungen vortragen; die einen
und die andern müſſen in der Predigt wie in der
Tonkunſt die Worte und die Töne ſich unterſtü-
tzen.

Man wirft unterdeſſen nicht ohne ſcheinbaren
Grund ein, gleichwie der Donner eines Geſchützes
das

das Gesums einer Biene, oder überhaupt eine stärkere Empfindung den Eindruck einer schwächern unmerklich mache, so vergesse man auch über den sinnlichen Zeichen den reinen Begriff des Verstandes; über dem Bild oder der Anspielung, über den Ausdruck oder der Wendung den dogmatischen Grund, und die theoretischen Beweise. Dieser Einwurf trifft gleichwol nur die überspannten, nicht die gemäßigten Bewegungen, deren Eindruck mit dem Eindruck des gegründeten Vortrags proportionell ist. Dürfen wir gleich von dem geistlichen Redner nicht den Donner eines Demosthenes, und den Strom eines Tullius, dürfen wir denn von demselben nicht gelindere Bewegungen erwarten? Bewegungen, die sich aus den Beweisen gleichsam von selber wie Bäche aus ihren Quellen ergießen! Freylich wird dadurch der Zuhörer gerne verführet, daß er bey der Empfindung stehen bleibt, ohne daß sie in Handlungen ausbricht, daß er einen flüchtigen Schauer für wirkliche Buße, eine ausgepreßte Thräne für Mitleiden ansieht. Dieses geschieht unterdessen gewöhnlich nur bey solchen pathetischen Vorstellungen, die in einem leeren O und Ach, in unvorbereiteten Ausrufungen, in übel verbundenen Figuren

ren bestehn, und eben deswegen wie ein Meteor glänzen und wieder vergehen. Wenn die Bilder und Gleichnisse, die rührenden Vorstellungen, in dem gehörigen Ort und in dem rechten Maaße angebracht sind, wenn sie sich aus der Natur der Sache, aus den Beweisen selber ergeben, so werden sie auch leicht wieder an dieselben erinnern, und wenn sie es nicht allemal thäten, sollte es den Prediger Mühe kosten, seinen Zuhörern begreiflich zu machen, daß Thränen noch lange nicht Verbrechen wegwischen, daß Wünsche und Seufzer nicht thätliches Mitleiden sind? Ein Unglück ist es, daß gemeiniglich die pathetischen Vorstellungen nicht aus der Natur, sondern aus der verschönerten Natur hergeholt sind.

Ich will zum Beyspiel den Zuhörer zu Werken der Liebe und der Wohlthätigkeit anreizen, ich führe ihn in die Hütte des Armen, und zeige ihm wie seine Kinder nach Brod ächzen, wie er ohne Kleider und Wärme kaum dem Unwillen des Wetters begegnet, wie Krankheit und Hunger an seinem Eingeweide nagen; — was werde ich mit der beredtesten Schilderung ausrichten? Nicht selten wird mein Zuhörer auf eines von beyden Extremen gerathen; trifft er in der Natur, in der

wirk-

wirklichen Welt einen solchen Elenden an, bald wird er sich bereden, da den Gegenstand meiner Schilderung zu finden, wo er nicht ist, und er verschwendet unzeitige Wohlthaten; bald wird er, wo er den würdigen Armen wirklich antrift, denselben unter ekelhaften, anstößigen Nebenumständen verkennen, und er bleibet gleichgültig, bloß weil einige romantische, pathetische Nebenbegriffe zur Anfeurung seines Wohlwollens mangeln.

Doch wir wollen nun einmal voraussetzen, die Predigt sey überhaupt zur Aufklärung des Verstandes, und zur Rührung des Herzens bestimmet, so fragt es sich itzt, wie ihre Sprache und ihr Ausdruck beschaffen seyn müssen. Die Worte sind Zeichen der Begriffe. Gleichwie der Prediger seine Begriffe, so muß er auch seine Worte nach der Beschaffenheit des Volkes einrichten; er muß seine eigenthümliche Sprache nach der Sprache des Volkes zuschneiden. Nur nach und nach, wie sich überhaupt eine Nation und ihre Sprache vervollkommen, wagt es auch der Homilet die Kanzelsprache zu vervollkommnen. Wechselsweis erhebt er den Zuhörer zu sich hinauf, und läßt sich zu demselben hernieder. Ueberhaupt redet er

die

die Sprache des Haufens, der Welt und des gewöhnlichen Umgangs. Weg mit unverſtändlichen Kunſtwörtern, mit gelehrten Anſpielungen, weg mit ſpitzfindigen Gegenſätzen, mit gekünſtelten Wortfügungen, mit langen in einander geſchlungenen Perioden! Der Styl muß popular, das iſt, nicht überhaupt in ſich verſtändlich und ſinnlich, er muß es für das Volk ſeyn. Auf der einen Seite alſo nicht zu niedrig, auf der andern Seite nicht zu erhaben; damit werden zugleich die poetiſchen ſchwülſtigen Reden, und die pöbelhaften Poſtillen, die Schwänke eines Abraham von St. Clara verbannet.

Die Sprache hat wenig eigentliche Ausdrücke, gewöhnlich beſteht ſie aus Metaphoren und Bildern. Dieſe müſſen, wenn es möglich iſt, nicht bloß verſtändlich und deutlich, ſie müſſen auch rührend und einnehmend ſeyn.

Alle Bilder und verblümte Redarten ſind entweder lokal, oder es ſind Bilder der Natur, die allgemein bekannt ſind; Lokalbilder, z. B. die Anſpielungen auf den Opferdienſt, auf die olympiſchen Spiele, auf die Gebräuche der Alten,

ten, können ohne weitläuftige Erklärung nicht verſtanden, noch weniger rührend gemacht werden; z. B. mit weißen Kleiderr angethan werden, Palmen und Kronen empfangen, von den Bächen der Wollüſte getränkt werden, — wenn auch unſer Zuhörer mit dieſen Bildern die abgezweckte Begriffe verbindet, werden ſie ihm wol jemals, ich will nicht ſagen ſo bedeutend, aber ſo reizend als einem Morgenländer vorkommen, der damit die höchſte Herrlichkeit, die gröſte Glückſeligkeit verbindet, der in ſeinem durſtigen Clima, bey einer außerordentlichen Seltenheit der Bäche und Flüſſe, eine beſondre Wolluſt empfindet, wo er ſich bey einer Quelle labet? Solche Bilder müſſen alſo ſehr ſparſam und mit Behutſamkeit, nicht ohne Umſchreibung angebracht, oftmals mit bekannten ähnlichen Bildern vertauſcht werden: Darum läugne ich keineswegs, daß, in ſo fern man einen geübten Zuhörer vorausſetzen darf, ſolche originale, ſchriftmäßige Redensarten ein gewiſſes heiliges Ausſehen, eine gewiſſe Kraft haben, welche durch jede Verſetzung oder Abänderung wo nicht entweiht, doch geſchwächt wird. Gleichwol möchte ich den Aberglauben gegen Buchſtaben, Töne,

Worte

Worte und Bilder, nicht ſo weit treiben, daß ich lieber unverſtändlichere, nur weil ſie ſchriftmäßig ſind, verſtändlichern, die es nicht ſind, vorziehen wollte. Der Geiſt Gottes giebt uns hierinn ſelber ein Muſter *). Eſaias redt in andern Ausdrücken als Amos: der gleiche Verfaſſer redt anders mit den Juden und anders mit den Griechen. Jeſus bedient ſich weit öfterer

*) C. Geßner bemerket in ſeinem Mithridates, daß die heiligen Schriften in verſchiedenen Sprachen und in einem verſchiedenen Stol verfaßt worden; ut a Iudaeis, tanquam indignis, Deus opt. max. gratiam ſuam merito abſtulit, & externis gentibus communem fecit: Ita etiam novum Teſtamentum non hebraica lingua, ſed potius Graeca, ceu apud caeteras gentes clariſſima doctiſſimaque conſcribi voluit. Die Sprache wird wie die Nationen, durch die Veränderung des Zeitalters, der Verfaſſung, des Klima gleichfalls verändert. Ein nordiſches Volk wird ſich niemals wie ein morgenländiſches ausdrücken. Es iſt im Geſetz geſchrieben, heißt es 1 Cor. 14, 21: Ich will mit andern Sprachen und mit andern Lippen zu dieſem Volk reden. Man vergleiche damit Jeſ. 28, 11.

rer solcher Bilder, die aus der allgemeinen Natur der Dinge hergeholt sind, als der Lokalbilder; seine Gleichnisse sind weit seltner von den besondern Gewohnheiten der Juden, als von den gemeinsten, bekanntesten Gegenständen, von dem Salz der Erde, von dem Mehl, von dem Weinberg, von dem Saamen und Ackerfeld, von der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Bäume, von dem guten Weizen und dem Unkraut, von den Schaafen und Böcken, mit einem Worte, von den allgemeinsten und natürlichsten Dingen hergeholt. Eben so müssen auch wir unsre Vorstellungen durch gewohnte und bekannte Dinge erläutern, wir müssen dieselben in der Sprache des täglichen Lebens vortragen; diese Sprache hat ihre Würde, in so ferne dieselbe von allen niedrigen, gemeinen, unedlen Nebenbedeutungen gereiniget wird. Ohne Zweifel kann man popular reden, ohne pöbelhaft, ohne die Sprache der Schenken,

der Buden, des Fiſchmarktes zu reden. Bisweilen ſind zwar die Worte eben dieſelben, aber ihre Anwendung, ihre Vermiſchung, ihre Lage, der Ton, womit man ſie ausſpricht, die Abſicht des Ganzen, die Umſtände des Orts und der Perſonen, alles dieſes giebt ihnen einen Werth, eine Würde, welche ſie ſonſten nicht haben. Weit lieber wollte ich auch dieſe Würde, dieſe Hoheit und Heiligkeit des Ausdruckes völlig vermiſſen, wenn der Zuhörer darüber verſucht würde, Wort mit Begriff zu verwechſeln, und abergläubiſcherweiſe dem Ton allein eine phyſiſche, magiſche Kraft zuzuſchreiben. Was wirken nothwendig ſolche unverſtändliche, verblümte, geweihte Ausdrücke? Schwärmerey und Fanaticiſmus bey ſchwachen Seelen — und bey kalten Gemüthern bleiben ſie gar ohne allen Eindruck, wo ſie nicht in die bekanntere Sprache des Umgangs und des gewöhnlichen Lebens überſetzt werden.

Ich

Ich will hier nicht wiederholen, was Spalding, Reſewitz und andere hierüber geſagt haben; vielmehr werde ich ſuchen, einem Misbrauch zu ſteuren, der mit ihrer angeprieſenen Methode ziemlich nahe verbunden zu ſeyn ſcheinet. Wir finden nämlich in den älteſten Geſchichten der Kirche, daß unvermerkt, da man ſich von dem buchſtäblichen Verſtand der heiligen Bücher entfernt hatte, ihre Vorſtellungen durch allerley menſchliche Zuſätze, Unterſcheidungen, Erklärungen verunſtaltet, und die reine Wahrheit des Chriſtenthums mit platoniſchen, gnoſtiſchen und andern Irrthümern befleckt worden. Ungerne würde ich es alſo der Willkühr jeden Lehrers heimſtellen, wie er die ſo gewöhnlichen Redensarten der Apoſtel, Ablegung des alten und Anziehung des neuen Menſchen, Wiedergeburt, Leben Chriſti in uns, Kreuzigung des Fleiſches, Aufopferung, Gerechtigkeit, Kampf des Glaubens, u. d. m.

ohne Weglassung der nothwendigen, und ohne Hinzusetzung willkührlicher Nebenideen, nach dem heutigen Sprachgebrauch einkleiden wollte.

Wem allein kömmt es denn zu, diese Begriffe zu bestimmen, und dieselben durch übliche Worte begreiflich zu machen? Ohne Zweifel der Kirche, oder denjenigen, welchen sie dieses wichtige Geschäfte aufträgt. Fürnehmlich scheinen es folgende zwey Mittel, wodurch dem Volk der Kanzelvortrag faßlicher gemacht wird. Das erste wär eine Uebersetzung der heil. Schriften, welche eine richtige und tiefe Einsicht in die Grundsprachen, sowol in die Alterthümer und die Kritik, als auch eine Kenntniß der neuern Sprache, der Sprache des gemeinen Lebens, der Fähigkeit des Volkes und des Nationalgeistes voraussetzt. Das andre Mittel wären gewisse vorbereitende Einsichten und Uebungen, welche der Prediger bey seinen Zuhörern sollte voraussetzen können; dahin gehören gewisse

Er-

Erbauungsſchriften, und beſonders eine Art von Lexicon, wo mit Vorbeygehung aller überflüßigen, aller unverſtändlichen Gelehrſamkeit, in alphabetiſcher Ordnung die Hauptbegriffe der Offenbarung, die am öfterſten vorkommenden Worte und Ausdrücke könnten erklärt, und in einer populären Sprache vorgetragen werden. Außer den Schriften ſollte dieſes in Catechiſationen, oder auch wöchentlich ein oder etliche mal in aneinander hangenden Vorleſungen und Auslegungen der Bibel geſchehn.

Wie vieles könnte nicht auf dieſe Weiſe der Prediger, als ſchon zum Voraus behandelt vorausſetzen? Und was würde wol alsdenn der Inhalt und der Gegenſtand ſeiner Vorträge ſeyn? Ich fühle mich zu ſchwach, als daß ich hierüber eine Entſcheidung thun möchte. Eine Predigt, ſagt man, iſt eine heilige Rede, das iſt, ihr Innhalt iſt nichts geringers als Gott, als die unſterbliche Seele, die

Ewigkeit, u. s. w. Nach dieser zuallgemeinen Erklärung sehe ich nicht, wie z. B. Spaldings Abhandlung über die Bestimmung des Menschen, Jerusalems Betrachtungen über die Religion, von einer Predigt unterschieden seyn würden, es wäre denn, daß die Form und der Ausdruck allein den Charakter der Kanzelberedsamkeit ausmachen sollten. Wir wollen diesem Begriff nachgehen. In dem Anfange der Kirche war dieselbe nach dem Vorbilde der Synagoge gebildet. In der Synagoge wurde das Gesetzbuch gelesen und paraphrasirt. Noch etwas ähnliches geschieht in unsern wöchentlichen Abendpredigten. Und ohne Wiederrede ist diese Art von öffentlicher Religionsübung die gemeinnützigste, diejenige, welche allen andern zur Grundlage dienet. Aber blieben die ersten Lehrer der Kirche, blieben die Apostel, blieb Christus selber bey dieser einzigen Art stehen? Man vergleiche mit unsern heiligen Reden die Reden Chri-

sti,

ſti, die Reden eines Petrus, Paulus und der übrigen Lehrer. So gleich ſie einander in dem Inhalt und Gegenſtand, ſo verſchieden ſcheinen ſie gleichwol in der Form, und in der äußerlichen Einrichtung zu ſeyn. Man vergleiche zum B. mit unſern ſonntäglichen Predigten die Rede eines Petrus, 2 Cap. Geſchichtb. die er an dem Pfingſtfeſte zu Jeruſalem, und die Rede eines Paulus, 17. Cap. Geſchichtb. die er auf dem Areopagus zu Athen hielt, wie viel Feuer, wie viel Kraft und Beredſamkeit, welche durch keinen Zwang des Textes, der Abtheilungen, der Eingänge und der Zueignungen gehemmt worden! Ich erinnere mich irgendwo bey Voltairen geleſen zu haben, daß der Text eben kein weſentlicher Theil von einer Predigt ſeyn müſſe, und daß derſelbe oftmals dem Vortrage Feſſeln anlege. Voltaire ſcheinet hierinne von geringem Anſehn zu ſeyn; unterdeſſen enthalte ich mich

nicht, aus dem Prediger-Journal 1 B. 4. St. eine Stelle anzuführen, welche eben das sagt: Nachdem der Recensent die abergläubischen Begriffe des D. Chrysanders von der unvermeidendlichen Beybehaltung der Predigten beygebracht hatte, so macht er folgende Anmerkung: „Vorausgesetzt, daß man nicht aus Abneigung gegen die Lehre Jesu die Aufhebung der Predigten wünsche, so sehen wir nicht ein, wie man sich durch diese Meynung an Christo und an seiner Kirche versündigen sollte. Wir selbst sind unter denen, welche es wünschen, daß die große Menge der Predigten abgeschaft, und statt derselben ein katechetischer oder populärer Unterricht in den Wahrheiten der Religion eingeführt werden möchte; denn bey dem Gottesdienste kömmt es wahrlich nicht auf die äußerliche Form an.„ Freylich, ich meines Orts bin vollkommen überzeuget, daß der Kanzelvortrag,

trag, seiner ursprünglichen Absicht gemäß, wenn wir auch keine Schrifstellen zum Grunde setzen würden, nichts desto weniger in seiner Einrichtung überhaupt schriftmäßig, biblisch, das ist, auf die Offenbarung gegründet, und also auch dadurch von einer moralischen, philosophischen Rede, nach der bloß natürlichen Vernunft unterschieden seyn muß; und dieses zwar desto mehr, da die Offenbarung das natürliche Licht nicht auslöscht, sondern von neuem anfacht, stärket, ausbreitet, und mit einem höhern Lichte verbindet.

Diese eigenthümlichen Lehren und Vorschriften der Offenbarung haben vor den Lehren und den Vorschriften der Vernunft diesen doppelten Vorzug, einerseits daß sie unmittelbar von dem göttlichen Gesetzgeber herrühren, und anderseits daß man dieselben, vermöge ihres Ursprungs, ohne weitere Beweise und Untersuchungen, als Grundsätze des Herzens und des Lebens anwenden kann *).

Hier

*) S. Baco de Augm. Scient. L. IX. C. I.

Hier möchte ich zum Beſchluß vor einem nicht ungewohnten Fehler unſere auch beſſern Kanzelredner verwahren; dieſelben tragen zwar kein fremdes Feuer auf den Altar, ſie reden von Gott, von unſerer Erlöſung, von der Heiligkeit und Gottſeligkeit, von dem unſterblichen Leben. Wenn aber dieſe Begriffe einmal feſtgeſetzt und deutlich gemacht ſind, warum ſoll denn der Prediger immerhin die gleiche Saite berühren? Dieſe großen Wahrheiten, ſind ſie zu wenig fruchtbar, zu wenig praktiſch, zu wenig verſchiedener Modificationen, Beſtimmungen, Anwendungen fähig, daß man dieſelben nicht auch auf der Kanzel dem Zuhörer näher ans Herz legen, Folgen für das tägliche Leben, und engere, kleinere Pflichten daraus herleiten könnte? Iſt es nicht ein höchſtgefährlicher Irrthum, daß man die Religionsübungen als eine beſondre, getrennte Sache,

ohne

ohne Verbindung und Einfluß auf unsre gewöhnlichen Geschäfte, auf unsre weltlichen Angelegenheiten, auf die Tugenden des Privatlebens und des Umgangs betrachtet? Ist es nicht eine Schande, daß jede schlechte Stadtneuigkeit, jeder Proceß vor Gericht, jedes Zeitungsblatt, jede Wochenschrift, jedes neue Buch, ist es nicht eine Schande, daß das Schauspiel oder ein Concert mehr Stoff zu Unterhaltungen in unsern Gesellschaften darbieten, als eine Rede, die uns die wichtigsten Wahrheiten vorträgt? Und würde diesem Uebel nicht gesteuert werden, wo man die Religion mit dem Leben näher verbinden, wo man dieselbe, wenn ich so sagen darf, in alle ihre Gänge und Krümmungen, von allen ihren Seiten, bis in die kleinsten Nebenäste verfolgen, wo man sie in einem Ton, und aus einem Gesichtspunkte vortragen würde, dessen man sich auch in den Gesprächen des Umgangs

gangs nicht zu schämen Ursache hätte? Alsdann würde der Kanzelvortrag eben so gut, als ein Gedicht oder ein Schauspiel, den Geschmack der guten Gesellschaft, und mit demselben allmählich auch das Herz und die Seele nicht unwürdig beschäftigen.

O. germ 922 b
8°

Meister

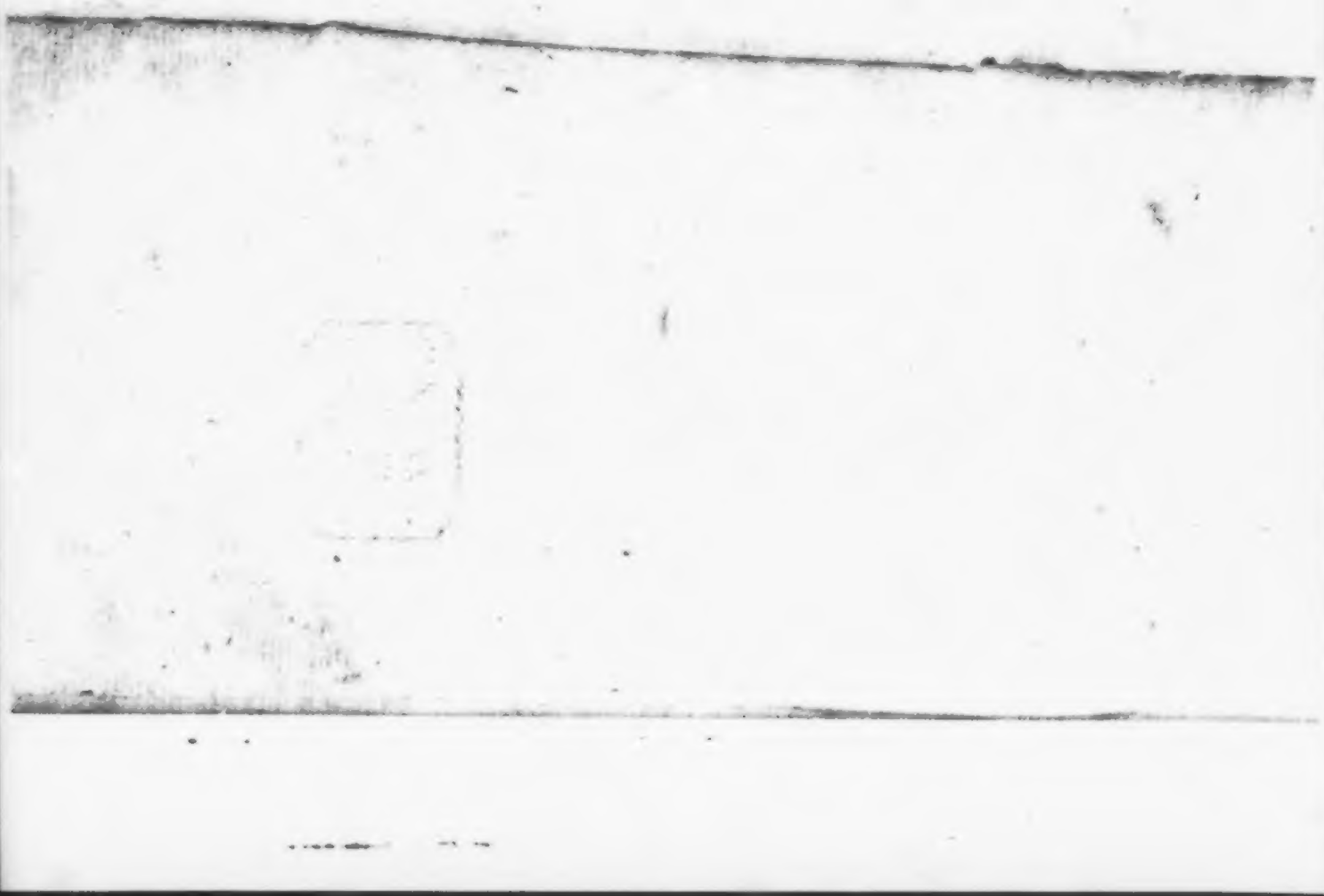
Leonard Meiſter's

launigte Phantaſien,

oder

Geſellſchaft ohne Geſellſchaft.

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung.
1805.



An

Herrn

J. Heinrich Meiner,

den Freund meines Alters

wie

meiner Jugend.

Nein, mein Theurer, auch in der ländlichen Einsamkeit bin ich nicht einsam; ich schaffe mir eigne Gesellschaft; wechselweise bevölkere ich Flur und Hayn bald mit den Zauberern und Feen des Mittelalters, bald mit den Göttern und Göttinnen der homerischen Vorwelt; oder auch mit mir selbst trete ich ins Gespräch; ich vervielfache mich: wechselweise bin ich mein eigner Schüler und Lehrer, mein Sachwalter und Ankläger; itzt werde ich in der Rückerinnerung wieder zum Jünglinge, itzt erhebe ich mich unter süßer Vorahnung in den Chor der Verklärten: zuweilen überrascht mich wohl auch irgend ein Schattenbild aus meiner alten vergessenen Heimath, der Welt. Alsdenn, so wie sich mein Fuß in den Labyrinthen des Waldes verirret, verirrt sich in seinen eignen Labyrinthen mein Geist. Indem ich auf meinen Streifereien mit oder ohne Gewehr, ich meyne, mit oder ohne Buch irgend einen Gedanken auffange, zerleg' ich ihn nach meiner Manier; indem ich den Fang mit Ihnen zu theilen wünsche, suche ich freylich auch Salz oder Würze;

Wie aber, mein Freund, komm' ich dazu, hier unter den Eichen und Tannen? Beinahe ganz mangelt mir jeder fremde Ideenverkehr; mir mangelt, theurer Freund, Ihre Gesellschaft, die Gesellschaft meines ehmaligen Mitbruders im Apollo, des geschmackvollen Kunstrichters, des geistreichen Schriftstellers *). Je nun, nicht einseitig ist Ihre Liebhaberey; zur Abwechslung vertauschen Sie wohl auch den Schooß ihrer Grazien an die Gesellschaft meiner Faunen und Satyrs.

Indem ich mich durch diese Blätter Ihrem Andenken empfehle, umarme ich in Ihnen den Freund meines Alters, wie einst meiner Jugend.

Langnau den 31. Augstm.

1805.

Leonard Meister.

---

*) Unter J. Heinr. Meisters Schriften erwähnt hier der Herausgeber nur folgender: Morale naturelle; Etudes sur l'homme; lettres sur l'imagination; souvenir de mes voyages; novelles helvetiennes u. s. w.

Inhalt.

I. Warnung vor einer verbeſſerten Ausgabe der Welt. . . . . Seite 1

II. Moraliſcher und politiſcher Einfluß der Sprachkunſt. 3

III. Sonderbare Religionsſekte. 7

IV. Weſentliches Verdienſt, in Vergleichung mit artigem, gefälligem Betragen. . 9

V. Pallas und Amor. 9

VI. Geiſt des Helvetius. 14

VII. Der Regentropfen 21

VIII. Sinnbild der Freyheit. 22

IX. Charakter mehrerer Flugſchriften. . . . 22

X. Der moderne Märtyrer. 23

XI. Die Zauberin Monade. 28

XII. Veredlung des Schuſterhandwerks. . 35

XIII. Beförderungsmittel der Schönheit. . 48

XIV. Neu Böotien. 53

XV. Sterbelager des Würmchens. . . . 66

XVI. Der Liebhaber von drey Schweſtern . . 72

XVII. Mein Hund. 77

XVIII. Die Orgel; eine Kirchenidylle. Seite 96
XIX. Sophia; Feengeschichte 100
XX. Verkehr zwischen dem Mond und der Erde. 121
XXI. Vorschlag zur Verfertigung von lebendigen Puppen. 128
XXII. Der Prediger. 135
XXIII. Der weibliche Kopfputz, in höherer religiöser Hinsicht. 149
XIV. Alpinens dreyzehn Töchtern. . . 155

Warnung vor einer verbeſſerten Ausgabe der Welt.

Wie kurzſichtig und unbillig Ihr das Werk Gottes, die Welt, rezenſirt, würdet Ihr bald einſehen, wenn der Autor Euch Kunſtrichtern zu lieb ſich zu einer neuen verbeſſerten Ausgabe einverſtehen, und bey derſelben Euch über die Verbeſſerungen zu Rathe ziehen müßte. Wie? Auswärzen, meynt Ihr, ſollte der Autor z. B. die Schneegebirge und Gletſcher? Aber, wenn Ihr die ſchifreichen Flüße betrachtet, die aus den Bergquellen hervorgehen, ſo werdet Ihr Euch bald überzeugen, daß jene unfruchtbaren, lebloſen Höhen den Platz in dem Werke doch nicht bloß als Lückenbüßer einnehmen. Wie? Weglöſchen wollt Ihr aus dem Zirkel der Tages- und Jahreszeiten die Nacht und den Winterfroſt? Aber wenn Ihr erwäget, wie viel weniger Reiz das Leben ohne Erholung und Ruhe und ohne Abwechslung hat, ſo werdet Ihr der Morgenröthe und Frühlingsſonne zu lieb auch der Nacht und

dem Winter nicht ungerne den Platz gönnen. Wie? Anstößig sind euerm ekeln Geschmacke Windsturm und Erdbeben, Sündfluth und Feuerbrand, Krieg, Pestseuche, Hungersnoth? Aber seht Ihr denn nicht, daß sie es sind, die den Erfindungsgeist in Thätigkeit setzen, die allen Kräften höhern Schwung geben, und enger und vielseitiger Menschen und Völker vereinigen? Wie? Eure Empfindsamkeit verwunden Trennung, Tod und Verwesung? Sinds aber nicht sie, welche neuen Generationen Platz machen, und jenseits des Grabes uns, wiedervereinigt, auf höhere Stufen der Vervollkommnung leiten? Immer doch, wendet Ihr ein, hätte aus dem Werke das moralische Uebel wegbleiben können: Indem Ihr aber dieses wegtilget, vertilgt Ihr damit zugleich die hohen Vorzüge der Ueberlegung und Freyheit; indem Ihr, als müßige Episoden, die Kämpfe der Tugend und Wahrheit wegstreichet, raubet Ihr nicht dem Schauspiele das höchste Interesse? Kurz, auch von dem Werke der Schöpfung gilt Horazens Ausspruch: si plura nitent, non ego paucis offendar maculis. Allein was sprech ich von Flecken? Nur scheinbar sind sie: zur Vollendung des Ganzen dienen auch sie. Dort einst, wenn wir aus der Elementarschule hienieden in höhere Classen befördert seyn werden, dort werden wir manche einzelne Stelle des Wer-

les, in wiefern wir ſie mit geübterm Geiſte und mehr im Zuſammenhang leſen, weit beſſer verſtehen und eben darum auch fürtreflicher finden. In demſelben Werke lieſt ganz anders der Mann von reiferm Geiſte als der Schulknabe; ſo ſauer dieſem das Buchſtabiren iſt, ſo ſüß wird jenem das Leſen.

Zum Beſchluſſe warne ich vor ſo vielen verwegenen Spekulanten. Indem ſie die opera omnia Dei bald unter einer revidirten und emendirten Ausgabe, bald cum notis ad modum Minellii oder in usum Delphini zu Markte tragen, oder das Meiſterwerk in ſtümperhaften Ueberſetzungen feil bieten, ſpielen ſie uns das Original aus den Händen; eben ſo treiben ſie mit uns ihr Spiel, wie jene mönchiſchen Copiſten, welche von dem Pergamente die klaſſiſchen Meiſterwerke wegkratzten, um darauf ihre Kloſterlegenden zu ſchreiben.

Moraliſcher und politiſcher Einfluß der Sprachkunſt.

Warum als eitles Spiel betrachtet Ihr Wortklauberey? Als man Zinß mit Wucher verwechſelte, lähmte man für lange Jahrhunderte Handel und Kunſtfleiß; als man ſich über ein kleines Bindewort, z. B.

nicht darüber verstehen konnte, ob der Geist vom Vater und Sohne oder vom Vater durch den Sohn ausgehe, ergossen sich Ströme von Blut; Ströme von Blut ergossen sich unter den Wörtern Freyheit und Gleichheit; Ströme von Blut selbst bey Gelegenheit von Jesus Opfer- und Liebesmale, einzig wegen des Unterschieds der Wörter bedeuten und seyn.

Wie viel verträglicher und klüger sind nicht heut zu Tage wir? Synonimen sind für uns diese Wörter: Ein Richter, ein Rath, ein Lehrer ist er, pflegen wir öfters zu sagen, wo wir sagen könnten: daß sie dies nun bedeuten.

Solcher feinen Synonimen giebt es die Menge: Er ist nichts, sagt man, anstatt, er hat nichts; er führt uns an, heißt das eine mal: Er hintergeht uns; das andremal: Er geht uns vor; er ist unser Führer.

Bezaubernd, ja wunderthätig ist geschickte Verwechslung der Nenn- und Beywörter. Mittelst ihrer Verwechslung schaft man Laster in Tugenden um; Tugenden in Laster; so z. B. vertreibt man Hurerey und Ehebruch durch Galanterie, Gesetzwidrigkeit durch Convenienz, Willkühr durch heroisches Benehmen; hingegen sehr leicht verwandelt man, so bald es das Interesse erfordert, den freymüthigen Mann in einen gefährlichen; in einen Schurken den Rechtschaffenen,

wie auch umgekehrt reuen in dieſen, den Dunſen in ein Genie.

Und wie hält man's mit jenen Beywörtern, die als Titulaturen ſo groſſes Gewicht haben? Ihr Gewicht erkennte bereits ſchon Homer; von ſeinen Göttern und Helden ſpricht er nie ohne Beyfügen irgend eines gefälligen Beywortes; wohlgeſtiefelt ſind ſeine Achiver; leichtfüßig iſt Achilles, groſsaugigt Juno; unzertrennlich ſind von den Beywörtern die Nennwörter, z. B. Carl der Kahle, Heinrich der Vogler, Ludwig der Heilige. Wahr iſt's, in Roms und Griechenlandes glorreichſten Epochen nennte man ohne Titel einen Perikles und Cicero nur ſchlechtweg beym Namen, heut zu Tage iſt man beſcheidener; man fühlt, wie unbedeutend man blos durch ſeine eigne Perſon iſt; um etwas zu gelten, läſst man dem Namen gern den Herrn vorausgehen; klüglich hingegen lehnt man den Namen des Bürgers von ſich, und ſeiner bedient man ſich zum Spottnamen.

Wenn wir den Charakter eines Volkes oder Zeitalters genauer erforſchen wollen, ſo dürfen wir nur Acht geben, ob unter denſelben gewiſſe Wörter, und wie ſie gebraucht werden. So z. B. hatten die Griechen (wie Cicero bemerkt) kein Wort zur Bezeichnung des Ineptus; ſo haben wir Deutſchen keine Wörter für étourderie,

coquetterie u. s. w. Entweder unbekannt sind solche Charakter, oder im Gegentheile sind sie so gemein, daß man ihrer nicht achtet. Giebt es unter einem Volke Fehler, Gebrechen und Laster, die es weniger durch eigentliche, durch entehrende als durch schonende, oder wohl gar gefällige Benennungen auszudrücken gewohnt ist, so verräth es gegen solche Laster selbst Nachsicht, Schonung und Gleichgültigkeit. Und welchen Geist oder Charakter verräth der häufigere Gebrauch theils des Diminutivi, theils des Superlativi? Warum z. B. bedienen sich des erstern die heutigen Italiener weit häufiger, als die männlichen Urväter dieser Weichlinge? Warum erst Roms spätere Kaiser begrüßte man als Götter, als majestates divinas et aeternas? Warum — doch ich schreibe ja kein Buch.

Nur ein paar Worte noch von den Partikeln: Noch so klein, wie viel bedeutend ist nicht z. B. das Wörtgen: Man! Welche Autorität geb ich nicht meiner bloß persönlichen Meynung, so bald ich sie durch das einsylbigte Wort unterstütze: Man — man sagt; man findet es gut oder nicht gut; man erwartet Krieg oder Friede. Wenn dieses Man verbannt, wenn an seiner statt ein bestimmtes und persönliches Nennwort gebraucht werden sollte, welche Revolution in dem geselligen Umgange und überhaupt in dem menschlichen

Geiste! Verstummen müßten die Neuigkeitskrämer und Schwätzer, die Verläumder und Lästerer.

Eben so wichtig als das Man ist wohl auch das Aber; auch kann man noch so hoch und fest aufgethürmte Sorites mit einer einzigen, der kleinsten Interjektion in die Luft blasen, z. B. wofern man nur in gehörigem Accente ein Ach oder Pah ausbaucht! Hier verlier ich alle Gedanken, und ganz zu Boden schlägt mich Euer Ach oder Pah.

Sonderbare Religionssekte.

So wie es in Helvetien hier und da noch einen Bezirk giebt, wo sich mitten unter deutsch sprechenden Völkerschaften die uralte romanische Sprache fortpflanzt, so giebt es auch Gegenden, wo mitten unter Europens feinster Cultur und Aufklärung immer noch ein barbarischer Götzendienst herrscht. Nicht ohne Schauder sieht man in diesen Gegenden, und zwar in den Palästen nicht weniger als unter dem Schaubdache, den rohesten Aberglauben mit abscheulicher Ruchlosigkeit gepaart. Selbst in der schönen und aufgeklärten Welt giebt es Barbaren, welche sich in allem Ernste bereden, gegen Gewissensbisse, gegen göttliche und menschliche Gerichte

schütze so kräftig nichts als Zauberworte, geheimnißreiche Gebehrden und Minen, Amulette, Fetischen. Diese europäischen Prokesen erlauben sich ganz ohne alles Bedenken die größten Schandthaten, und sie sind überzeugt, daß ihnen vor Gott und vor der Welt jedes Verbrechen ungestraft hingeht, so bald sie ein solches nur in gewisse magische Formeln einhüllen; so z. B. Hurerey und Ehebruch verbergen sie vor Gott und Menschen unter Galanterie; gewaltsames Unrecht, List und Betrug unter dem hochheiligen Namen von Staatsraison und Convenienz; Haß und Rache unter dem ehrwürdigen Mantel des Eifers für Gott und Vaterland. Um zugleich ihr Gewissen zu beruhigen, und doch in den alten Sünden fortleben zu können, haben sie ein herrliches Mittel; sie verwahren in ihrer Börse goldene und silberne Fetischen, von denen sie zu Zeiten dem Priester und Steuersammler einige in die Hand drücken; sie rezitiren gedankenlos ganze Stellen aus den heiligen Büchern, und periodisch essen sie an einem geweiheten Platze von geweihetem Brode. Solche Heiden verabscheuen die ächten Christen, und schelten sie (wie man es in dem alten heidnischen Rom zu thun pflegte) Ungläubige, Gotteslängner, Feinde des Altars und des Thrones.

Weſentliches Verdienſt, in Vergleichung mit artigem, gefälligem Betragen.

Hierüber zwey allegoriſche Gemälde:

Mit der einen Hand langt die Göttin des Glückes nach dem Blumenſtrauße, den ihr ein holder Junge überreicht, und mit der andern ergießt ſie in ſeinen Schooß einen Goldregen, den Rücken kehrt ſie einem ehrwürdigen Feldmanne, der zu ihren Füßen einige Garben hinſchleppt.

Verloren hat ſich der Pendant zu dieſem Gemälde: Vor den Thron des Vaters der Götter treten Hand in Hand der ehrwürdige Feldmann und der holde Knabe; jener mit der Kornähre, dieſer mit der Roſe; gleicher Weiſe reicht beyden der Vater die Nektarſchaale; die kleinere dem Knaben, die größere dem Feldmanne.

Pallas und Amor.

Ein wenig verdrießt es den Amor, daß ihm und ſeinem Bogen immer und unaufhörlich Pallas, die Göttin des hohen Geiſtes und Muthes, Hohn ſpricht. Seit den langen Jahrtauſenden, ſeit welchen er freylich noch nicht aus der Kindheit heraustritt, hat er doch endlich ſo viel gelernt, daß, wenn auch die Spröde jeden

andern Angriff abschlägt, sie gleichwohl süßen Schmeicheleyen nicht widersteht. Bereits hatte sie beynahe über ganz Europa ihren Geist, den Geist der Weisheit und der Aussöhnung verbreitet, und nun, zur Verbreitung eben dieses Geistes, versetzt sie sich in den Schooß der helvetischen Alpen. Sachte, ruft mir der Kunstrichter zu; welcher Verstoß gegen Zeit, Ort und Costum! Je nun, wofern in Helvetien Pallas nur im Geringsten zum Anstoße gereicht, so führ ich sie sogleich über die Grenze. Wegen ihrer Hintansetzung indeß fühlt sie sich etwas beschämt und gedemüthigt; nicht sogleich in den Göttersaal selbst kehrt sie zurück; drunten im Parke beym Olymp versteckt sie sich in der abgelegenen Laube. Schicklich sind so wohl der Ort als der Moment, wo sie von Amor überrascht wird.

Sey mir gegrüßt, Jupiters ehrwürdige Tochter, so beginnt er; gegrüßt du, seine Vertraute; Schöpferin der Künste, Schutzgöttin der Helden und Weisen! Zu spät fühl ich's, daß ich ohne dich, ohne deinen geist- und seelevollen Umgang immer und ewig nur Kind bleibe; tief fühl ich's, ganz beseligt nur deine Weisheit. — Allein so anziehend für sie die liebkosende Beredsamkeit ist, so wenig ist sie's für den Leser und noch weniger für die Leserin. Leicht denken diese die galanten Ehrieen hinzu; leicht auch begreifen sie, wie unter

den Schmeichelworten bey der Göttin das Zutrauen wächst. Je mehr die Dame selbst ihren Werth fühlt, um so viel weniger befremdet sie der Eindruck, den sie auf Amors Herz macht. Mir, sagt dieser, warst du bisher zu furchtbar. O verzeih, wenn du dich weniger furchtbar zeigst, wie viel reizender nicht bist du? Unvermerkt läßt sie's geschehen, daß er ihr den Speer aus der Hand, und vom Haupte den Helm nimmt; unvermerkt läßt sie sich vom Arme die Aegide losschnallen, und vom Fuße den Kothurn. Unter den Liebkosungen gelingts ihm, daß er — ach, warum so schwül ist die Luft? — ja, daß er sie endlich auch noch zur Weglegung des Panzers bewegt. Ohne daß sie's gewahr wird, entfällt der Dame zugleich mit dem Galaschmucke der Galacharakter: Holdes Kind, ruft Amor: nach Ablegung der Majestät strahlt erst ganz die Schönheit hervor; nach Ablegung von Helm und Panzer wirst auch du, Göttin der Weisheit, zum Kinde, zum holdern Amor, zum weiblichen.

Nach Tische begiebt sich im Gefolge der Götter und Göttinen Jevs in den Garten. Welche Ueberraschung, welch unauslöschliches Lachen! In den Armen des Flügelkindes die hoch erhabene Göttin, die Göttin der Weisheit. Loser Bube, ruft Amorn die Mutter zu, sieh doch, indem du sie ans Herz drückest, wird unterm

Drucke die hohe Gigantin zur kleinen Kindergestalt. Nein, ruft Momus, Kind war sie immer: nur im Helm und Cothurn lag ihre Größe. Ha, unterbricht mit nicht weniger Muthwill als Trotz die Spottreden Amor, legt auch Ihr, hochgeachte, hochwürdige Herren, auch Ihr den Ornat ab, alsdenn laßt sehen, wer unter uns noch groß bleibt! Du wenigstens, Mutter, wirst doch das Schöne dem Großen vorziehen; nur für den Augenblick macht dieses Eindruck; jenes für immer. Voll Aerger, daß sich die Göttin der Weisheit so klein stigt, bemerkt mit verbissenen Lippen Apollo: Was klein ist, könne nicht schön seyn. Lachend entgegnet der Liebesgott: Ja, so meynt es der Meister von Stagira, aber siegreich rächte sich am Lästerer Amor. Wie besser, als unter Kindern und Kinderspielen erholen sich nach den Geschäften der Philosoph und der Staatsmann. Vor Schaam hört Pallas stumm zu, endlich hält sie die Spottreden länger nicht aus; schnippisch sagt sie: Belachenswerth wird, was klein ist, nur in so fern, in wiefern es sich groß stellt oder groß dünkt. Ihr versteht mich ja, hochweise Herren und Damen? Damit der Zank nicht in Bitterkeit ausarte, nimmt eben so ernsthaft als gutherzig der Vater der Götter das Wort: Immer doch Jupiters Tochter bleibt Pallas, immer unter der Wölbung von Jupiters Scheitel

gieng sie hervor; du, Amor, bringst sie wieder zu Ehren, du führst sie zum Hochzeitaltare! Mit dem goldenen Pfeile kratzt sich der Junge hinter dem Ohr. In hohem Tone aber weiset ihn der Vater der Götter zu rechte: Weder für dich noch für sie Mißheirath. Blind bist du, dir dient sie zur Führerin; ein wenig alt und kalt ist sie; deine Fackel erwärmt sie. O ja, unterbricht ihren Gemahl Juno, für Himmel und Erde dient's zur Erbauung, wenn in den Banden der Ehe der lose Junge weniger leichtfertig wird. Ja, setzt Venus hinzu, wenn die allzu ernsthafte Pallas unter Amors Spielen und Küßen sich aufheitert, so sey der Göttin der Liebe die Göttin der Weisheit als Schwiegertochter gegrüßt! Schalkhaft giebt Momus ihr Beyfall:

Sic visum Veneri, cui placet imparas
Formas atque animos sub juga ahenea
Saevo mittere cum joco.

In einiger Verwirrung der Sinne wissen Amor und Pallas nicht, was sie thun; zum Heirathgeschenke will jenem diese den Helm und Cothurn geben, und der Pallas giebt Amor die Binde. Gnade Gott dort unten den armen Sterblichen! Welche Ungeheuer erzeugt nicht solche Vermischung, Ritter- Räuber- Klosterromane! Nein, ruft Hymen, Hoffnung und Gedrib

geben wir nicht auf. Aus solcher Ehe entspringen einſt vielleicht ein beſſerer Amor und eine beſſere Pallas; Liebe, nicht ohne Weisheit; Weisheit, nicht ohne Liebe.

Ach, leider immer noch unfruchtbar bleibt dieſe Ehe; obendrein ſoll ſie nicht friedlicher ſeyn, als die Ehe zwiſchen Jupiter und Juno. So gar geht unter Hand das Gerede, gleichwie Jupiter die Juno, ſo bedrohe auch Amor die Pallas, daß er ſie beym erſten Anfalle von übler Laune mit einem Amboß an jedem Fuße zwiſchen den Wolken aufhängen werde *). Einige Aſtrologen glauben, daß dieß bereits erfolgt ſey; ſie ſchlieſſen es unter andern daraus, daß der Pallas Prieſter und Jünger hienieden ſo gerne Wind machen und ſich in Gewölke hüllen.

And let the Wiſling argue all he can,
These little things are great to little man.

Goldſmith.

Geiſt des Helvetius.

Zu lange ſchon und immer weniger ehrbar treibt Venus ihr Spiel, ſo erklären ſich im Götterrathe

*) Homer XV, 17—21.

Minerva und Juno: Wir dringen auf der Göttin Deportation, allenfalls in ein Kloſter von Cybelens Prieſtern oder in Dianens Waldungen! Um ihre perſönliche Empfindlichkeit unter ehrwürdigem Mantel zu verbergen, ſchreyen die Damen: Bey unſerm Antrage haben wir nichts Geringers im Auge, als die Sache der Götter und Menſchen. Du biſts, Venus, die, aus der ſchäumenden Meeresfluth entſprungen, mit Stürmen Himmel und Erde erfüllt! Warum finden die alten ſchon öfters wiederholten und bisher immer verlachten Klagen nun auf einmal Gehör? Gerade in dieſem Momente ſind die Fürſten des Olymps eben ſo übellaunigt und mißmuthig, wie mehrere Götter der Erde aus ähnlichem Grunde ſind ſie's. Nicht ohne Eiferſucht vergleicht Herkules ſeine zwölf Thaten mit Napoleons Thaten; nicht ohne Verlegenheit erhebt Neptun den Dreyzack über das Meer; nicht ohne Beſorgniß für ſeine Verdunklung erblickt von den ſieben Hügeln Apoll neues Gewölke; nicht ohne Argwohn ſchielt nach dem Mars Bacchus, indem jener mit ſeinem Schwerdte die Traubengebirge von dieſem bedroht. Kurz, kein Gott, keine Göttin, die nicht der Spleen plagt. Müde iſt ſelbſt Momus des Lachens: Veſta und Ceres ſeufzen über Hintanſetzung; an Vapeurs und Blähungen kränkeln Minerva und Juno; unter ab-

wechselndem kalten und hitzigen Fieber zehrt Amor sich ab; Zevs ächzt und jammert über böse Zeiten und Sitten. Vormals nämlich, in jenem goldenen Alter, bevor noch aus der neuen Welt das Gift der Liebe in die alte verpflanzt worden war, begnügten sich die schönen Weiber, ihn allenfalls zum Schwane oder zum Stiere zu machen, und nun, seitdem er sich mit den Opernheldinnen von London und Paris gemein gemacht hat, sieht er sich in einen gespenstartigen Tithon verwandelt. Dort oben im hohen Olympe hängt das günstige oder ungünstige Urtheil von guter oder schlechter Verdauung allein ab; bey schlechter Verdauung erblicken die Räthe und Richter Alles in schwärzerm Lichte, und für das getrübte Auge wird zur Furie selbst Venus. Ja, ruft der Vater der Götter, an allem Unheil hat sie Schuld; durch ihr loses Spiel hat sie den ganzen hohen Olympus entehrt. Sehen wir nicht, daß dort unten die Völker der Erde mit ganz anderm Erfolg, als einst die Giganten, den Himmel bestürmen? Versagen uns nicht die Germanen den Gehorsam, und huldigen sie nicht in Barden- und Skalden-Gesängen den Göttern der Edda, kehren nicht die Neufranken von unsern Altären zu den Altären des St. Franziskus und St. Bernard zurück, erheben nicht zahlreiche Sophisten gegen uns einen Vertilgungskrieg? Wohlan,

laßt uns von den Menſchen lernen, ſo wie dieſe in Fabeln von den Thieren belehrt werden! Warum ſanken dort unten ſo mancher Thron und Altar? Sicher und unangefochten bleiben unter den Fürſten und Prieſtern nur diejenigen, welche ſich durch ächte hohe Würde empfehlen. Geſichert bleiben auch unſre Altäre und Thronen nur in ſo fern, in wiefern wir durch höhere Weisheit und Würde Ehrfurcht wirklich einflöſſen, nicht nur unter Blitz und Donner bloß für kurze Augenblicke gebieten. Damit mich von dieſen ernſthaften Gedanken und Entſchlieſſungen nichts zurückbringe, ſo verbann ich Euch von dieſer Stunde an aus dem Olymp, dich leichtfertige Venus, und dein ganzes Gefolge, die Liebesgötter und Grazien, die Scherze und Spiele, ſelbſt unſere Hebe und meinen Ganymed! Indem er mit der Augbraune winkt, zittern Himmel und Erde, und über den hohen Olymp verbreitet ſich feyerliches Dunkel. Erſchrocken, aber mitten unter Furcht und Schrecken ſchalkhaft lächelnd, rettet ſich mit ihrem reizenden Gefolge Venus über die Schwelle. Auf ihren Stuhl an der Göttertafel ruft nun Jupiter die keuſche Diana, ſie aber verweiſet er in Dianens traurige Wälder.

Nein, nicht länger traurig ſind dieſe. Kaum erſcheint in der Wildniß die Göttin der Liebe, ſo trägt

jedes Gesträuch Blüthen und Früchte, süßer Wohlgeruch durchdringet die Luft, unter dem Laubgewölbe erschallt der befiederten Luftsänger Liebeslied; Liebe und Freude lispeln die Blätter der Bäume; Liebe und Freude rieselt von den Felsenquellen; Liebeswonne brüllt das Raubthier; hochbeseligt eilen aus der Fluth die Nojaden, aus dem Gebüsche die Faunen und Sylvanen hervor, und in mondvoller Nacht umschweben sie in frohen Reigen mit den Liebesgöttern und Grazien die neue Göttin des Waldes. Also selbst in der waldigten Wüste kann man beglücken und glücklich seyn! Des Olymps bedürfen Venus und ihr lachendes Gefolge nicht; Vermißt aber diese wohl eben so leicht jener?

Kaum hatte sich aus dem Olympe Venus entfernt, so verbreitete sich über den Göttersaal, anstatt jenes unauslöschlichen Lachens, trauriges Gähnen. Vulkan verschließt seine Esse und wirft den Hammer hinter die Thüre; hinrosten läßt Mars das lorbeerumwundene Schwerdt, Apoll zerschmettert die Leyer, und Zevs seinen Zepter: Wozu dients uns, ruft Jeder, daß wir arbeiten und uns abmühen, daß wir kämpfen und siegen, daß wir unter Gesang und Saitenklange hohe Weisheit verkündigen, und Gutes und Böses, Recht und Unrecht auf der Wagschale prüfen? Ja wohl, unterbricht sie Momus, (auch er mehr gähnend als

lachend,) ja wohl, immer doch nennt man des Künſtlers und Virtuoſen, des Eroberers, des Sängers und Dichters, des Weiſen und des Regenten Namen; wenn man ihn an manchem Orte vergißt, oder wohl gar ihn verletzt, ſo nennt man ihn wenigſtens hier oder da nicht ohne Bewunderung; immer doch, erhabene Götter, iſt für das Ohr der Schall des Namens eben ſo ſüße nahrhafte Speiſe, wie für den Gaum und die Naſe der Opferdampf. Leiſe raunt Zevs ihm ins Ohr: Freylich ſüß ſind ſie beyde, aber beyde gleich wenig nahrhaft. Indem er ſich an die verſammelten Götter wendet, ſagt er: Ohne Ziererey und ohne Scheu laßt uns geſtehen, nur in ſo fern riechen ſüß die Gerüche des Ruhms und des Opfers, in wiefern ſie den noch ſüßern Genuß ankündigen; die Auftiſchung des Nektars, die Freuden der Liebe, die Erholungen beym Spiele. Geſteht es ein, Götter, wenn Ihr Euch durch Kunſt und Aufklärung, durch Heldenmuth und Lebensweisheit, durch große wohlthätige Werke um die Welt verdient macht, ſo theilen dieſes Verdienſt mit Euch Venus und die Grazien, Ganymed und Hebe. Sinds nicht ſie, die, indem ſie Euch Erholung verſprechen, Euch in Thätigkeit ſetzen? In unſere Mitte zurückrufen muß ich ſie, oder ganz verſinkt Ihr in Schlaf. Unter Acclamation geben ihm die Götter

Beyfall. Wie es scheint, hatte sich unter Diät und Fasten ihre Verdauung gebessert, und billiger, richtiger urtheilen sie unter besserer Verdauung. Im Triumphe kehrt Venus mit ihrem Gefolge zurück. Wie süß ist nicht nach kurzer Trennung das Wiedersehen! So rufen hochjubelnd die Götter; aber voll Aerger sehen sich in ihren Erwartungen Minerva und Juno getäuscht; sie sehen die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge, nicht ohne Voraussehung neuer und immer größerer Verwirrung.

Inzwischen hat den Vater der Götter die Rückkehr der Venus und ihres Gefolges so ganz verjüngert und in so heitere Laune versetzt, daß er nicht ruhet, bis er auch von der Stirne der Gemahlin und Tochter die trüben Wolken vertreibt: Nicht ohne Grund, sagt er, zittern Minerva und Juno vor bedenklichen Revolutionen; aber beruhigt Euch Kinder, den Revolutionen kommen wir durch Reformen zuvor. Tretet herzu, Göttinnen alle; jede lege die Hand in die meinige: Euch Andern flößen Venus und die Grazien Anmuth und Heiterkeit ein, und du, Venus, lernest von ihnen Anstand und Sittigkeit. An meiner Tafel nimmst du den Platz neben Dianen. Wie viel nicht gewinnt jede an der Seite der andern? Indem Ihr Euch freundlich die Hand reicht, vergrößert Ihr den eigenen Werth:

die eine erſcheint weniger ausgelaſſen und loſe, die andre weniger geziert oder ſpröde.

Nach der Predigt des Vaters, läßt Hebe den Nektarpokal herumgehen, und Apoll ſingt den Hymnus des Friedens.

Der Regentropfen.

Zum Regentropfen ſagte die Wolke: Reiß dich, Unbeſonnener, aus meinem Mutterſchooße nicht los. Warum auch aus unſerm Himmel herab waast du dich in die unſichere Tiefe? Wie? Erfriſchen, wiederbeleben willſt du die erſtorbene Flur, du kleiner, einzelner Tropfen! Freylich, giebt dieſer zur Antwort, iſt jeder Tropfen nur Einer; nichts vermag der Einzelne. Wenn ſich aus ſolcher allzu demüthigenden Betrachtung von uns allen keiner auf die Flur herabſenken will, ach, ſo blüht ſie freylich nie wieder. Indem er es ſagt, reißt er zitternd ſich los; gern oder ungern hängt ſich an ihn der zweyte und dritte; unvermerkt ſchwellen ſich die Einzelnen zur Regenfluth an; wohlthätig rettet der Regen die Flur vor Verdorrung: einzelnen Tropfen dankt ſie die Wiederbelebung.

Sinnbild der Freyheit.

Zu Rom, so wie in mehreren Städten Italiens, erhob sich auf dem Gerichtsplatze die Gruppe von Apoll und Marsyas, wie diesem jener die Haut von der Schulter herabzieht. Nach dem Servius zum Virgil IV. 58. Sinnbild der Freyheit. Fürwahr, unter einem revolutionären Wohlfahrts-Commité treffendes Sinnbild der Freyheit; vermuthlich aber in Rom Sinnbild der Strafgerechtigkeit, der Bestrafung von tollem, empörendem Uebermuth.

Charakter mehrerer Flugschriften.

Die Minerva unsrer politischen Flugschriften scheint, anstatt der Eule, irgend einen andern Vogel angenommen zu haben. Hier gleicht er dem Papagey, dort der Fledermaus, anderswo dem Raubthiere. Dieses zehrt alles auf: der Papagay sagt nach, was man ihm vorsagt: die Fledermaus mischt sich wechselweise unter das beflügelte und unter das unbeflügelte Vieh. Mit der Eule verbirgt sich die ächte Minerva in der Grotte der Echo.

Der moderne Märtyrer.

Sola innocentia vivere velle, periculosum. Leider erſt im ſiebzigſten Jahre fiel mir dieſe Bemerkung des Livius auf. Herzensgüte und Schuldloſigkeit ſind alſo wirklich kein Schild gegen die Pfeile der Verfolgung. Wodurch aber zieh' ich mir Haß und Unwillen zu? Mir werf ich nichts vor, als daß ich mir zuweilen erlaube, meine Gedanken zu ſagen. Wie? die deinigen, ſchnarcht der Beichtvater mich an, deine Gedanken? Ja freylich Todſünde. Im ganzen Leben, fährt er fort, floſſen über meine Lippen nie Gedanken, nie wenigſtens eigene; nie anders dachte und ſprach ich als in dem Sinne Sr. Hochwohlgebohrn und Sr. Hochwürden. Dabey befind' ich mich wohl; aller Orten bin ich willkommen; geſegnet bin ich und mein Haus. Wenn du, armer Wicht, anders denkeſt und ſprichſt, als die Herren, ſo biſt du nicht nur ein Dummkopf und Tollkopf; ein Dieb, ein Räuber und Mörder biſt du; ein Räuber, ja, denn ſo viel an dir ſteht, ſtöhrſt du die Herren in dem alten Beſitze, dem Beſitze der herrſchenden Meynung; ihnen raubeſt du des Geiſtes Sicherheit und Ruhe; wohl gar entwendeſt du ihnen hin und wieder ein Herz; ein Mörder du; indem du an ihre Meynung greifeſt, greifſt du an ihre Seele und

Exiſtenz. Wie grauſam und unklug! Während daß ſich die Herren ſo weich auf dem Eiderdun des Herkommens lagern, während daß ſie ſich unter dem Wohlgeruche des eigenen Hochgefühls berauſchen, oder unter gewürzreichen Schüſſeln und feurigen Nektarflaſchen warm halten, ſtürzeſt du ſie durch Verbreitung deiner Ungereimtheiten plötzlich gleichſam ins eiskalte Bad. Mit Recht verwünſchen ſie dich; mit Recht verſagen ſie dir Waſſer und Feuer.

Indem der Mann mir die Hölle heiß macht, bin ich nicht vor Schrecken des Todes? Nein, nicht vor Angſt will ich ſterben, lieber noch (wie ſoll ich ſagen?) aus Höflichkeit, um noch zu rechter Zeit den Herren und Damen, gegen deren Meynung die meinige ſo linkiſch und plump anſtößt, mit ſchuldiger Ehrerbietung aus dem Wege zu gehen. Kaum aber bin ich ſanft und ſelig entſchlafen, ſo athmet in höhern Regionen meine Seele ſchon wieder freyer; bey der Ankunft vor der Himmelspforte erwacht in mir von neuem das Bewußtſeyn, me tamen bene recteque sensisse. Wer da, ruft Sanct Peter. Gut Freund, verſetz, ich. St. Peter: Offen ſteht dir der Himmel. In welchen Chor verlangſt du? Ich: Ja, wenn's in meiner Wahl ſteht, in den Limbus ſchuldloſer Kinder. Sanct Peter ſchlägt das Lebensbuch auf, ſucht meinen Namen, und

nach Durchblätterung von dem Regiſter meiner Leiden ruft er aus: Freund, in die Chöre der Helden und Märtyrer begleite ich dich. Halb vor Schaam, halb vor Aerger erröth' ich: Ein Held bin ich nicht! St. Peter: Freylich weder mit der Keule noch mit dem Schwerdte, wohl aber mit den Pfeilen der Rede; freylich nicht Raubthiere haſt du verfolgt, wohl aber nicht weniger verderbliche Ungeheuer, Sittenverderben und Vorurtheil. Ich: Ach, in ihrer Bekämpfung unterlag ich. St. Peter: Nicht bloß der Sieg giebt Verdienſt, wohl auch der Kampf. Wenigſtens nie vor den herrſchenden Götzen bogſt du das Knie. Kurz, ſo gut als Manchem gehört dir der Nimbus. Ich: Groſſen Dank für den Nimbus; den Kranz von Veilchen und Vergißmeinnicht zieh ich vor. St. Peter: Was kann ich davor, daß du ein Märtyrer biſt? Ich: Märtyrer, ich? Wohlfeil komm ich zur Ehre. Wahr iſt's, treu blieb ich immer im Glauben an Wahrheit und Recht: Aber auch leiden muß für ſeinen Glauben der Märtyrer; o, was litt' ich? St. Peter: Wie natürlich und billig, littest auch du. Ich: Um Verzeihung, du irreſt. Nicht mit dem Kreuz auf der Schulter oder mit dem Kopf unterm Arme tret' ich herzu. St. Peter: Ja, den Kopf ſchlugen ſie dir phyſiſch nicht ab, aber nicht weniger grauſam doch metaphoriſch.

Indem ſie jeden Gedanken aus deinem Kopfe, bald als toll, bald als boshaft niederſchlugen, wars eben ſo, als hätten ſie dir den Kopf ſelbſt zu Füßen gelegt; indem ſie dich alles Zutrauens und alles Einfluſſes beraubten, eben ſo, als hätten ſie dir aus'm Rachen die Zunge geriſſen; indem ſie dir die Erwerbsquellen verſchloſſen, eben ſo, als hätten ſie dich zu langſamem Hungerstode verdammet; indem ſie dich aus der Geſellſchaft verbannten, eben ſo, als hätten auch ſie dir, wie Julian andern Götzenverächtern, den Weg zu weiterer Aufklärung abſchneiden wollen; indem ſie von deiner Seite jeden Freund abzogen, eben ſo, als hätten ſie dich an Hand und Fuße geſtümmelt. Ich: Ja wohl, durch Freymüthigkeit zog ich mir Feinde genug zu, aber auch in ihnen erkenne ich Wohlthäter; ſie machten mich auf meine Fehler aufmerkſam; ſie nöthigten mich zur Vermeidung von Mißtritten; je nun, wenn ſie mich unter Mißdeutung meiner Reden und Schritte in nützlichem Wirkungskreis hinderten, ſo haben es ſie zu verantworten, nicht ich. St. Peter: O des frommen Dulders! Indem ſie dich nicht etwann bloß unter harten Droh- und Schmähworten zerfleiſchten, ſondern grauſamer noch unter zärtlichen Abmahnungen und Klagen hinſchmelzen lieſſen, wiegteſt du dich auf dem Lager wohl eben ſo wenig behaglich, als

St. Laurenz auf dem glühenden Roſte. Ich: Ach ja, ſchmerzhaft empfand ichs, wenn ich den letzten Freund, die einzige Herzensfreundin durch meine Freymüthigkeit beunruhigte, aber einſt, dachte ich, dort oben freuen ſie ſich meiner. St. Peter: Wohlan, kein Heiliger oder Märtyrer im alten Style biſt du, aber biſt es, wie man's auch in deinem Zeitalter, dem Zeitalter vorgeblicher Toleranz, Humanität und Aufklärung öfters noch ſeyn muß. Giebt es Nerone und Dioklezians nicht auch in der Chriſtenwelt? Vielleicht eben ſo grauſam martern die heutigen, nur feiner; weniger den Leib, vielleicht deſto ſchmerzhafter das Innere der Seele; anſtatt der Folterknechte bedienen ſie ſich bald der Sykophanten und Ränkeſchmiede, bald ängſtlicher Anverwandten und Freunde. Laß dich umarmen, Freund; derſelbe Geiſt belebt uns *). Ich: Der Geiſt der Wahrheit und zugleich auch der Liebe. St. Peter: Herein denn in unſere Chöre! Ich: In Demuth folg ich. Nur eine Bitte noch: Wenn einſt auch diejenigen, die mich dort unten mißkannten, der Himmelspforte ſich nahen, ſo führ ſie freundlich zu mir; hier vor der Pforte leg ich den grauen Nebelflor ab, der vor ihren Augen meine Herzensgüte und Unſchuld verbarg.

*) 1 Petr. II. 11—21. III. 15—17.

Die Zauberin Monade.

Monade 1) iſt eine Fee, unſichtbar wie die Gottheit; wie dieſe, im Verborgenen wirkſam, und kennbar in ihren Kraftäußerungen. Ob ſie Emanation der Gottheit und mit der Gottheit gleich ewig ſey, entſcheiden wir nicht; genug, daß ſie von ihr abhängt. Ein Geheimniß blieben ihre Geburt und Fortpflanzung; weder aus einem Ey, wie das Geflügel, noch aus einem Keime, wie die Pflanzen, entfaltet ſie ſich. Schwerlich begreift man, wie ſie entſtehen oder vergehen kann; ſchwerlich, — ob ſie in Zeit und Ort oder außer Ort und Zeit ſich rege und thätig beweiſe; mit Gewißheit weiß man nur ſo viel, daß ſie, ohne unmittelbare Berührung, Einfluß auf Alles hat, und daß Alles Einfluß auf ſie hat. Ohngeachtet ſie nicht einmal ſo viel Umfang einnimmt, als ein Sonnenſtäubgen, ohngeachtet ſie einem untheilbaren Punkt gleicht, verbreitet ſie ſich nichts deſto weniger über die Abgründe des Tartarus und über das Gewölbe des Himmels; blitzſchnell durchdringt ſie die Aeonen der Vorwelt und Nachwelt; obgleich ſie in ſich ſelbſt wächſt, ſo bleibt ſie doch ohne Geſtalt; obgleich ſie ſo ganz eigentlich weder vermählt iſt noch ſich in jungen Monaden fortpflanzt, ſo adoptirt ſie doch ſolche als ihre eigenen; wechſelweiſe erſcheint

ſie, entweder unter gar keinem Geſchlechte oder bald unter weiblicher Empfängniß, bald unter männlicher Zeugungskraft. 2) Unaufhörlich entwickeln ſich in ihrem Schooße neue Geburten; Geburten, die zwar auch auf die äußere Welt wirken, die aber doch ihrem Weſen und ihrer Natur nach immer im Schooße der Monade verſchloſſen bleiben, und darin immerfort und endlos Geburten aus Geburten hervortreiben. So wie dieſe geheimnißvolle Fee ganz aus Widerſprüchen zuſammengeſetzt iſt, ſo widerſprechend ſind auch die Meynungen, die man ſich von ihrem Wirkungskreiſe und Aufenthalte formirt. 3) Nach den Einen iſt ſie nirgends zu Hauſe: hin und her ſchwebt ſie, gleichſam sub dio oder im Luftraume; nur leerer Anſchein, nur Blendwerk iſt, was man ihr Haus nennt; nach den Andern bewohnt ſie doch wirklich ihren eigenen Sitz; ich weiß aber nicht, wie ich ihn nennen ſoll, ob Haus, oder Gezelt, oder Wagen. Welch ein ſonderbarer Zauberbau! Beweglich iſt er, links und rechts, vorwärts und rückwärts kehrt er ſich; aus ſeinem Innern wachſen für andere neugeborne Monaden andere Wohnſitze hervor, und auch aus dieſen der Reihe nach endlos hinwieder neue, einander ganz ähnlich. Je nachdem man den Wohnſitz entweder von dieſer oder von jener Seite anſieht, ſtellt er entweder eine Kerkerhöhle oder einen Pallaſt vor. Zur

Reſidenz führen fünf Hauptthore. 4) Unſichtbar ſtehen bey jedem Leibwachen; äußerſt wachſam belauren ſie beym Eingange und Ausgange Alles, was der Königin und ihrer Reſidenz entweder Vortheil oder Gefahr bringt. 5) Noch ſo groß indeß mag Monadens Zaubermacht ſeyn, immer doch iſt ſie übel dran, ſo bald ſich unter irgend einem Zufalle die Thore der Reſidenz ſchlieſſen; ſie verliert Kraft und Bewußtſeyn, ſie ſinkt in Nebel und Nacht, ſie kehrt nicht zur Beſinnung zurück, bis entweder die Flügelthore wieder ſich öffnen, oder bis ſich aus der zerfallenen Burg, gleichſam neugeboren, die Monade in irgend eine andere Wohnung verſetzt. 6) Je nachdem ſie es angreift gelangt ſie alsdenn in eine bequemere oder unbequemere Wohnung, die mehr oder weniger Licht, mehr oder weniger Oeffnungen hat.

Zu der Burg, die ſie hienieden bewohnet, führen nur, wie wir bereits geſagt haben, fünf Hauptthore. Durch dieſe ſtrömen alle Schätze der Kunſt und Natur, die ſubtilſten Ausflüße jedes Elements. Obgleich bey jedem Thore beſondere Magazine ausſchließend nur für eine beſondere Art von Lieferungen angebracht ſind, ſo weiß doch die Monade im innerſten Schooß alle und jede, ſelbſt die entgegengeſetzten, bald in ein Ganzes, in nur Eins zuſammen zu ſchmelzen, bald das Ganze

hinwieder in die kleinſten Theile zu zerlegen. 7) Die angelangten Güter ordnet ihr Schatzmeiſter. 8) Manches läßt er zwar hinfallen oder wirft es hinaus: Was ihm wichtig ſcheint, behält er, nachdem ers öfters hin und her gekehrt hat, ſorgfältig auf; er vertheilt es in Gewölbe und führt darüber Regiſter. Wie ſehr verſchieden von ihm iſt ſeine Schweſter, die Jugendgeſpielin und Favoritin von Monaden! Sie faßt zwar Alles mit gieriger Hand auf, wirft es aber durch einander. 9) Warum ſie wohl die Sultanin nicht ernſthafter zurecht weiſet? Je nun, die Zofe vertreibt ihr die Zeit. Jeden Augenblick tritt ſie mit einem neuen Spiel auf, bald mit Taſchenſpiele, bald mit einer Zauberlaterne, zuweilen wohl auch mit majeſtätvoller Opernverwandlung. Selbſt bey verſchloſſenen Thüren und Fenſtern giebt ſie mittelſt Panoramen die lebendigſte Anſicht der entfernteſten Zeiten und Zonen: ſie beſchwört aus den Gräbern Todte, und Ungeborne winkt ſie ins Leben. Um indeß nicht ganz ein Spielball der verſchwenderiſchen Zofe zu werden, ſetzt ihr die Monade eine Hofmeiſterin zur Seite. 10) Leider kehren ſie zuweilen einander den Rücken. Wenn dieſe zu bedächtlich und kalt iſt, ſo iſt jene zu lebhaft und voreilig; wenn die Eine Alles zu Rathe hält und nichts aus den Augen verliert, ſo zerreißt die Andere Alles, entweder in

Stücke, oder ganz heterogene Dinge knüpft sie zusammen. Nur mit Mühe hält sie die treuherzige Alte in Schranken. Den Vorwurf steifer Pedanterie verdient diese nur in so fern, in wiefern sie zu lang, zu einseitig und ausschließend immerfort am gleichen Schranke verweilet; das Lob hingegen einer guten Haushälterin, wenn sie der Reihe nach Stück vor Stück ins Auge faßt, und Alles wie Jedes benutzt. Nicht selten entdeckt bey ihrer Elle und Wage die Zofe, daß die Sachen ganz anders sind, als sie gewähnt hat, daß das Große klein und das Kleine groß ist. Nur in wiefern sie, wie zwo gute Schwestern oder wie Mutter und Tochter, einander die Hand bieten, vereinigen sie in Monadens Hauswesen mit Solidität guten Geschmack. Zu Dienste stehen der Hofmeisterin zween Commis. 11) Ebenfalls nur in wiefern auch sie einander die Hand bieten, gewinnt Monadens Umgang jene Urbanität, die sich so wohl von trockenem, steifem Wesen als von schaler Tändeley gleich weit entfernt. So wie der Eine von diesen Commis sich damit beschäftigt, in ähnlichen Dingen die Verschiedenheit zu entdecken, so beschäftigt sich der Andre mit Ausspüren des Aehnlichen in dem Verschiedenen. Indem sie gemeinschaftlich Alles und Jedes in eigene Fächer ordnen, befördern sie nicht nur überhaupt die Ordnung in der

Oekonomie, sondern nicht selten vermehren sie die Schätze der Gebieterin durch ganz neue Erfindungen. 12) Hiezu dient im Hintergrunde eine Küche oder ein Brennofen. 13) Die Köchin, oder nenne ich sie Scheidekünstlerin oder Giftmischerin? — sie zieht aus dem gröbern Stoff und aus den wechselweise losgetrennten oder zusammengeschmolzenen Bestandtheilen die Essenz und den Geist. Welche Essenzen und Spiritus! 14) Wie viel dauerhafter erhalten sie sich als der Stoff, aus dem man sie herauszieht! Wofern der Prozeß gelingt, so erhalten sie sich immer unveränderlich und ewig; sie sind von weit allgemeinerm, wesentlicherm Gebrauche, als keine Universalmedizin; sie allein sinds, durch deren weise Anwendung sich das Thier zum Menschen, der Mensch zum höhern Geiste umschafft. Wofern aber der chemische Prozeß mißlingt, wofern die Abziehung nicht völlig rein ist, so verrauchen entweder die Geister, oder sie berauschen, betäuben, stürzen in Tollheit. 15) Allseitig und äußerst behutsam also faßt jeden Umstand der Leibarzt ins Auge. 16) Nach achtsamer Untersuchung und Prüfung der Essenzen bedient er sich ihrer zur Ausarbeitung des besten Nahrungs- und Lebenssaftes. 17) So lange die Gebieterin sich damit begnügt, genießt sie voller Gesundheit. Zuweilen aber unterschiebt die Zofe verfälschte Liqueurs und Würze,

ſie erhitzen den Kopf und blähen den Unterleib auf. Alsdenn entſtehen Gelüſte der Schwangern und verſchiedene Arten heftiger Fieber, z. B. à la Werther, Hudibras, Münzer, Böhme. Weh der Patientin, wenn ſie im Fieberanfalle entweder ſich ſelbſt überlaſſen iſt, oder Zigeuner und Quackſalber zu Rathe zieht! Unheilbar wird ihre Krankheit. 17) Wohl ihr, wenn ſie noch zu rechter Zeit dem Leibarzte und der Hofmeiſterin Gehör giebt! Während daß jener die Fieberhitze vermindert, entfernt dieſe die Zofe. Unter weiſer Diät gelangt Monade zu klarem Auge und harmoniſchem Ton in den Nerven 18).

So weit mein Mährchen. Ohne Mühe machen Sie daraus eine philoſophiſche Geſchichte. Hier die Ziffern zur Erleichterung der Umwandlung:

1) Seele. 2) Geiſt. 3) Cörper. 4) Sinnen. 5) Luſt und Unluſt. 6) Leben und Tod. 7) Bewußtſeyn. 8) Gedächtniß. 9) Einbildungskraft. 10) Aufmerkſamkeit. 11) Witz und Scharfſinn. 12) Arten und Gattungen. 13) Abziehungskraft. 14) Allgemeine Begriffe. 15) Chimären. 16) Verſtand. 17) Maximen und Grundſätze. 18) Regelloſe und wohlgeordnete Neigungen.

Veredlung des Schusterhandwerkes.

Mein Herr!

Obgleich dermalen nur Rechen- und Schreibmeister, was ichs doch, als ehemaliger akademischer Bürger zu Göttingen, mich zuweilen noch in gelehrte und Kunstsachen zu mischen. Als Mitglied einer Wetteiferungs-Gesellschaft, die sich jeden blauen Montag Abends in Streülis Caffehause versammelt, hab ich öfters Gelegenheit, an den Klagen und Berathschlagungen über den Verfall des Erwerbes und Kunstfleisses Antheil zu nehmen. Seit der Revolution, seit der Einführung der Freyheit und Gleichheit, kurz, seit der Aufhebung der Vorrechte und Handwerksfreyheiten halten wir armen Schneider, Schuster, Perükier die Konkurrenz mit so vielen hominibus novis, plebeiis und libertinis nicht aus. Wenn wir nicht zu Grunde gehen wollen, so müßen wir leider selbst arbeiten; wir müssen auf neue Erfindungen bedacht seyn, und uns aus mechanischen Professionisten zu genialischen Artisten erheben; ja, mein Herr, auch wir Schneider und Schuster zu höhern Artisten. Oder warum nicht zur schönen liberalen Kunst erhebt sich eben so gut der Kleiderbau, als die Baukunst, warum nicht eben so gut die Kunst des Friseurs und Schusters, als des Bild-

hauens? Je nun, ingenii venter largitor. Nur in so fern nimmt mich mein Schwiegervater, ein Schuster, an seinen Tisch auf, in wiefern ich ihm zur Beförderung des Erwerbes neue Hülfsquellen öffne. Zu dem Ende hin studire ich den Bonäus von den Schuhen der Ebräer, den Baudoin de calceo antiquo, und alles, was Turneb, Salmasius, Lipsius, Rosinus, Lukas Burgensis, Albert Rubeus und Andere von den Schuhen der Alten aufbewahrt haben. So leid es mir thäte, den Ranzstreit zwischen den Alten und den Modernen zu erneuern, so kann ich doch nicht in Abrede seyn, daß in Absicht auf Beschuhung Ihnen der Vorzug gebührt. Welche Schande für unser verfeinertes Zeitalter, daß es auf schlechtern Füßen steht, als z. B. das Zeitalter eines Esaias? Wahr ist's, von mancher Seite hat auch dieses mit jenem sehr große Aehnlichkeit; hierüber beruf ich mich nur auf das III. Hauptstück des eben erwähnten Propheten: Warum aber lassen Zions Töchtern im Schmucke der Fußbänder und Fußspangen unsre heutigen Damen so weit hinter sich? Eben so schön und kostbar, wie die Morgenländer, schmückten ihre Füße die Römer. Hierüber verweise ich unsere eleganten Herren und Damen auf Albert Rubeus de calceo senatorio, oder allenfalls auch auf du Cange. Selbst die Barbaren des Mittel-

alters wendeten mehr Kunst auf die Beschuhung, als wir. Nur erinnere ich an jene Schnabelschuhe, welche der König von England, Heinrich II. eingeführt hatte *). Man zierte die Schuhspitzen mit Schellen. Welch ein glücklicher Kunstgriff, um den zudringlichen Gast, den verkohlenen Liebhaber oder auch den eifersüchtigen Argus schon von Ferne zu wittern!

Kurz, wenn unsre Schönen in Zukunft nicht mehr Zeit und Geld auf den Schmuck des Fußes als auf den Kopfputz verwenden, so seh ich für die armen Schuster nichts vor, als Jammer und Elend; nicht etwann bloß verblümter Weise, sondern buchstäblich müßen sie zu den Füßen der Unerbittlichen sterben. So viel begreif ich, daß man bey der Ausschmückung des Kopfes mehr Physiognomik, überhaupt ein weit freyeres und mannigfaltigeres Spiel anbringen kann, als bey der Ausschmückung des Fußes. Soll aber darum der Fuß gänzlich vernachläßigt werden? Ist er bey allen und jeden Schönen weiter als der Kopf vom Herzen entfernet? Ist er weniger von Amors und Amorinen und von dem Zauberreize der Grazien umgeben? Ist nicht auch er abwechselnder Stellungen,

*) S. Keyslers Reisen Th. I. S. 27. Flögels komische Litteratur. Th. I. S. 179.

Bewegungen, ja selbst Verwandlungen fähig? Selbst die sinnreichste Putzmacherin schaft schwerlich eine Adlernase in eine Stülpnase um, der geschickte Schuster hingegen kann sehr mannigfach den Charakter des Fusses verändern. Je nachdem er den Schuh rundet oder zuspizt, je nachdem er ihn mehr oder weniger ausschneidet, kurz, je nachdem er ihm diese oder iene Farb' und Gestalt giebt, giebt der Schuh zugleich auch dem Fuße entweder ein schnippisches oder ein freundliches Aussehen, entweder die Mine des Ernsts oder des Muthwillens, der Sprödigkeit oder der Coketterie. Je nachdem er sich links oder rechts dreht, je nachdem er sich versteckt oder unter dem Rocke hervorguckt, giebt er eben so deutlich und eben so zweydeutig, wie das Aug oder die Lippe, entweder das Ja- oder das Neinwort; auch er hat seine Mimik und Sprache; auch er Leben und Seele. Die Seele, sagt der Scholastiker, iß und wohnt da, wo sie wirkt; wohl also bey manchen Herren und Damen sucht man sie klüger im Fuß als im Kopfe; wohl nicht ohne Grund wirft man sich ihnen zu Füßen. Da eine und dieselbe Dame die Launen jedes Tags hundertmal ändert, da sie, je nachdem ihr Puls schlägt, je nach Beschaffenheit ihrer Umgebungen, bald bescheiden, bald frey, bald gefällig, bald eigensinnig, bald fröhlich,

bald finſter iſt, warum nicht eben ſo, wie die Launen, wechſelt ſie auch die Schuhe? O wie viel hundert Paar Schuhe, die alsdenn mein Schwiegervater abſetzen kann? Socken, Kothurne, wohl auch ſolche Schuhe, die (wie jener feinere Schuhkünſtler bemerkt) nicht zum Gehen, vermuthlich alſo zum Liegen gemacht ſind. In Rom küßt man itzt noch oder itzt wieder den Pantoffel des h. Vaters: vormals küßte man daſelbſt den Pantoffel der Damen *). Vitellius, der Ahnherr des Kaiſers Vitellius, und (was ich hier zur Ehre der löblichen Schuſterinnung anführe) der Enkel eines Schuhflickers erbat ſich als das höchſte Hof- und Kronamt von Meſſalinen die hohe Gnade, ihr die Schuhe ausziehen zu dürfen: gefliſſen und ehrerbietig verwahrte er ihren ausgezogenen Schuh an der Bruſt zwiſchen dem Rock und dem Unterkleide; von Zeit zu Zeit langte er ihn zum Küſſen hervor. Wenn die Dame dem Anbether erlaubt, mit ihrem Fächer zu ſpielen, warum nicht gleiches Spiel erlaubt ſie ihm mit dem Pantoffel? Welch ein wichtiger Verbrauch, der fürwahr die Aufmerkſamkeit auch des Finanzrathes

*) Sueton im Leben des Vitellius. Auch bey den Morgenländern iſt's Gewohnheit, ſich die Schuhe nachtragen zu laſſen. Man ſehe Eskuche Erläut. der h. Schrift aus Reiſeb. Th. 1. S. 165.

verdient, wenn jede Schöne ihren Liebhabern erlaubt, einen ihrer Schuhe, als Zeichen des Gastrechtes, zu tragen? Je nachdem sie mehr oder weniger Sandaliogeraloa hat, um so viel mehr oder weniger ausgebreitet wird ihr Ruhm seyn. Sehr bedeutend ist der Name Pantoffel, Pantoopheli. Dienen sie nicht ohne Unterschied zu allem und jedem, selbst zu entgegengesetztem Zweck und Gebrauche? Dienen sie nicht zur Bezeugung sowohl des Lobes als Tadels, sowohl der Gunst als der Ungunst? Gleicher Weise kann man damit stampfen und klatschen. Wenn es noch so sehr ohne Grund oder zur Unzeit geschieht, immer doch nutzt es den Pantoffel oder Schuh ab, und mein armer Schwiegervater bekömmt gedoppelte Arbeit. O wie wünschenswerth ist's, daß man auch unter uns von dem Schuhe jenen Gebrauch mache, den man davon im grauen Alterthume gemacht hat, und in der Türkey noch heut zu Tage macht! In jener Urwelt der israelitischen Volksrichter galt die Abtretung des Schuhes für gerichtliche Abtretung des Hauses und Weibes *); heute noch, wenn in der Türkey ein Weib die Ehescheidung verlangt, zieht sie vor dem Richterstuhle des Cadi den Schuh aus, und, indem sie ihn umkehrt,

*) Buch Ruth IV. 7. 8.

giebt ſie damit zu verſtehen, daß ſich eben ſo ihr Herz gegen den Mann umkehre *). Ja wenn man aller Orten vor Gerichte und am hochzeitlichen Altare ſich anſtatt der Siegel- und Fingerringe des Schuhes oder Pantoffels bediente, ſehr bald würde das Schickſal der Schuſter eine günſtigere Wendung bekommen. Wiederholen muß ich's: Ein Sinnbild, das von Schuh oder Pantoffel entlehnt wird, iſt vielmehr groß und heroiſch, als unedel. Von dem Helden, der die Feinde beſiegt, ſagt man, er trete ſie unter den Fuß. Ich erinnere mich, irgendwo von der Königin Catharina von Medicis geleſen zu haben, daß ſie bey den Ballets kürzere Kleider eingeführt, und daß ſie den rebelliſchen Adel unter den Schuh gebracht habe. Mogte es nicht durch Tanzſchuhe geſchehen ſeyn? Ob der Schuh das Land drücke, dies kümmert freylich manche Regierung nicht viel; eben ſo wenig kümmerts die Hausregentin, ob ihr Schuh den Mann drücke. Genug, wenn der Schuh nur diejenigen nicht drückt, die ihn tragen. Wo aber findet man Theramens Cothurn, der für jeden Fuß recht war? Beym Plutarch ſagt Paul Emil: „Iſt dieſer Schuh nicht ſchön? Nur ich aber fühle,

*) d'Arvieux Reiſen. Th. I. S. 21. Lady Montague im 35ſten Briefe.

wo er drückt.“ So mag manche Dame sagen, wenn sie ein Hühnerauge preßt. Vornemlich also darauf studirt mein Schwiegervater, die Schuhe nicht nur schöner, sondern auch bequemer zu machen. Anstatt, wie bisher, nichts zu studiren, als die hundert ältern, mittlern, neuern Constitutionen für die Schweiz, entsagt er nun ganz so wohl der Metaphysik als der Politik; er glaubt, sich und dem Vaterlande weit besser zu dienen, wenn er sich ausschließend nur mit dem Schuhe beschäftigt, das ist, mit der angemessensten Constitution für den Fuß. Allein so schwierig es ist, in der Staatsverfassung die entgegengesetzten Extreme zu vereinigen, Kraft des Gesetzes und Freyheit des Volkes, Verengerung der vollziehenden und Erweiterung der gesetzgebenden Gewalt: eben so schwierig ist die Befriedigung des Geschmackes unserer Schönen, welche zu gleicher Zeit knappe, niedliche und doch nicht drückende Beschuhung verlangen. Ach, wie lange herrscht noch die Mode der kleinen Füße? Gothisch und chinesisch ist diese Mode. In Form und Gestalt von umgekehrten Pyramiden bauten die Gothen; sie überraschten durch schwere große Lasten auf kleinen Grundlagen; gerade eben so überrascht der hohe Jungmische Körperbau auf winzigem Amorinen-Fuße. Und die Chineserinnen? Ja, daß sie auf die Kinderfüßgen

ſtolz ſind, begreif ich: bey ihnen ſind ſolche Füßgen das Merkzeichen ewiger Kindheit und der Einſperrung im Hauſe: aber, Helvetiens Töchter, bleibet auch Ihr im Hauſe verſchloſſen, auch Ihr in ewiger Kindheit? Ja wohl, wenn vornehme Damen ausgehen, ſo gehen ſie ferolich nicht; ſie ſchonen der eigenen Füße. Deſto ſchlimmer, ſagt mein Schwiegervater, deſto weniger verbrauchen ſie Schuhe. Warum auch nicht ernſtlicher eifern die Prediger gegen Weichlichkeit, warum nicht verbieten die Rathsherren den Gebrauch der Wagen und Senften, warum nicht wenigſtens beſchweren ſie ihn mit Auflagen, um aus dem Ertrage davon der beeinträchtigten Schuſterſchaft irgend eine Entſchädigung zufließen zu laſſen? Ja freylich, leben müſſen auch Senftenträger und Fiakers. Jenes: Je n'en vois pas la neceſsité gilt nur die Folliculaires; nicht ſie. Darum aber iſt und bleibt es nicht weniger ſündlich, wenn man ohne dringende Noth ſich der Senften und Wagen bedient. Oder wozu, meine eleganten Damen, gab Mutter Natur Euch den Fuß? Nicht ſelten eben ſo viel Werth hat der Fuß als der Kopf; der eine wie der andere muß ſo angewendet und geübt werden, daß Ihr es vor Gott verantworten könnet. Wozu, frag ich weiter, gab Mutter Natur Euch die reizenden Grazien? Iſt es zu dulden, daß Ihr hin-

term Fürhang, in der Senfte oder im Wagen, Euch und eure Schönheit mißgünstig den Blicken der Welt entziehet? Wenn Ihr Euch, gleich jenen Bildsäulen Cybelens, in verschlossenen Heiligthümern herumtragen lasset, darfs Euch befremden, daß so mancher Anbether sich aus euerm Gefolge zurückzieht, um irgend einer Fußgängerin zu folgen, die zwar weniger glänzt, als Ihr, die aber doch sich sehen läßt? So wenigstens will es der antike Geschmack:

Cui sæpe immundo sacra conteritur via Socco.

Properz II. 23.

Auf den Kleiderschmuck kömmts nicht an. Was auch immer Putzmacher und Juwelirer einwenden mögen, weder durch Gold und Edelstein, noch durch Purpur und Seide erhebt sich die Dame zur Göttin; einzig und allein incessu patuit Dea, einzig durch den Gang; den Gang aber erschwert oder erleichtert der Schuh.

Wenn die Damen sich über den Schuh beklagen, so mögte ich ihnen zu bedenken geben, daß fürwahr die Schuld nicht an dem Schuster allein liegt. Wie allerwärts, so thun auch hier die Nebenumstände und das Benehmen sehr viel. Nicht entgieng dies dem grosen römischen Kaiser August *). Eines Tages lief er

*) Plinius II. 7.

Gefahr, das Schlachtopfer eines kriegerischen Auflaufes zu werden, und zwar bloß darum, weil er am Morgen eher mit dem linken Fuß als mit dem rechten in den Pantoffel hineingeschlüpft war. Allzuweit indeß liegt außer meinem Gesichtskreise die Frage: Wie wichtig es für Europa sey, daß die Fürsten des festen Landes die Füße keinmehr in einheimische Schuhe stecken, als entweder in englische oder französische *). Wenig werden sich hierüber unsere schönen Damen bekümmern: allein auch in ihrem eigenen häuslichen Reiche, auch beym Spiegeltische, beym Theetische, in der Küche, im Speisezimmer hängt davon viel ab, wie sich die gnädigen Frauen und Fräuleins beschuhen. Wenn sie das einemal so heiter, das andremal so finster aussehen, wenn sie das einemal wie Furien mit dem Fuße stampfen und das andremal leicht, wie Grazien, hüpfen, so würde man sehr unbillig den Grund davon sogleich

*) Hierbey mache ich nur auf eine Stelle beym Aul. Gellius XIII. 20. aufmerksam, wo es als unanständig erklärt wird, daß sich römische Senatoren kleiner und kurzer gallischer Schuhe bedienen. In der zweyten Rede gegen den Antonius wirft diesem Cicero vor: Cum gallicis et lacerna cucullati. Französische Schuhe also, in welchen man nach der französischen Pfeife tanzt, heissen in gutem altem Latein Gallicae.

in phantastischem Eigensinne suchen. Nein, Ihr Herren Philosophen, der kluge Gemahl und die verschmitzte Kammermagd wissen es besser. Bey der übeln Laune der Dame zischeln sie einander ins Ohr: „Heute zog Madame nicht den rechten Schuh an.“ Noch so gut indeß mag der Schuh seyn, immer noch kömmts auf das Anziehen an. Ob hierbey der alte Ehemann eben so geschickte Dienste thun werde, als ein junger Cicisbeo, hierüber entscheiden die Damen!

Noch melde ich Ihnen, daß mein Schwiegervater eine neue Art Pantoffeln für solche Weiber ausfindig macht, die ihre Männer gern unter dem Pantoffel fest halten. Noch ist er über ihre Einrichtung mit sich selbst nicht einig. Seine Ehehälfte schlägt eine schwere Sohle mit eisernen Schuhnägeln vor. Hierbey erinnere ich mich des Reuterstiefels, mit welchem Karl XII. Schweden regierte. Dagegen wendet scherzhaft mein junges Weib ein: Mit einem leichten, niedlichen Pantöffelgen reize man weniger zur Auflehnung, und man herrsche doch eben so unbeschränkt. Da ich selbst gleicher Weise unter dem Pantoffel sowohl der Mutter als der Tochter stehe, so würd' es mir freylich leicht seyn, hierüber eine Parallele zu ziehen: allein leicht auch würd' ichs mit beyden verderben, mit der alten und mit der jungen Regierung. Nein, unter dem

Preßzwange des Pantoffels darf man nicht Alles schreiben, was man fühlt oder denkt. Sie, mein Herr, sind frey und unabhängig, Sie leben ehelos; Sie, als Philosoph, haben nur Respekt für den Kopf, nicht für den Fuß; ohne Bedenken schreiben Sie über den Schuh, der den Ehemann, den Hausvater, den Regenten, das Volk drückt. Zum Schwiegervater kehr ich zurück: O ich fürchte, ich fürchte, wenn Sie nicht durch Empfehlung und Veredlung der Schusterkunst den nothleidenden Schustermeistern wieder auf die Beine helfen, ach, so bleibe manchem unter ihnen kein andrer Ausweg mehr übrig, als entweder ein Seher, wie Jakob Böhm, oder ein Poet, wie Hans Sachs, zu werden.

Da sich gewisse Leute so gerne vor andern auszeichnen, könnten sie es nicht dadurch thun, daß sie auf allen Vieren giengen? Anstatt eines Paars Schuhe, würden sie alsdenn bey meinem Schwiegervater zwey Paare bestellen.

Zu welchem Gipfel des Glückes ein niedlicher Schuh führen könne, beweiset (beym Aelian B. XIII. C. 33.) Rhodope: Während daß sie sich badete, trug ein Adler den einen von ihren Schuhen weg, und flog damit durch die Luft nach Memphis; hier ließ er ihn auf dem Gerichtsplatze in Psammetichs Schooß fallen.

Entzückt über die Schönheit vom Schuhe, ließ der König durch ganz Aegypten die Schöne aufsuchen, welcher der Schuh gehörte, und nach Ausforschung derselben heyrathete er sie. Doch ich fühl' es, zu einseitig hab ich mein großes Thema behandelt, und con amore häng ich nur an niedlichen Weiberschuhen. Um auch solide Gelehrte, Gelehrte von Profession zu befriedigen, verweis' ich sie auf den Reliquiensammler von alten Schuhen großer Gelehrter (in der Zeitung für die elegante Welt, Jahrg. 1803. Nro. 64).

Pantophil.

Beförderungsmittel der Schönheit.

Schöne Figuren giebt es, die weder lebhaft noch für lange anziehen; schön nur für's Auge, nicht für die Seele. Wenn unter der Gestalt eine schöne Seele durchschimmert, wie viel reizender wird nicht die schöne Gestalt, wie viel gefälliger nicht selbst eine weniger schöne! Wenn also zur Verschönerung des Cörpers die Verschönerung der Seele so ungemein viel beyträgt, warum, meine Damen, ziehn Sie beym Spiegeltische nicht eben so gern den Moralisten als den Haarkünstler und die Putzmacherin zu Rathe? Ach, ich armer

Moraliſte, mit meiner alten verlegenen Waare, der Moral, komm' ich ganz aus der Mode! Um mich in beſſere Umſtände zu ſetzen, ergreif ich einen neuen einträglichern Handelszweig; ich verkaufe Rezepte zur Beförderung der Schönheit. Um ſie en vogue zu bringen, ſollt' ich ſie als ſelten und koſtbar, als geheimnißvoll und wunderthätig anpreiſen, leider bin ich zum Marktſchreyer verdorben; ich ſollte von dem glücklichen Erfolge meiner Operationen Beyſpiele und Zeugniſſe der Tongeberinnen vorlegen, leider aber, meine ſchönen gnädigen Damen, verdrängen bey Ihrem Spiegeltiſche den armen ſchüchternen Moraliſten ſeine geſchworenen Feinde, der Likeurkrämer und Friſeur, der Stuzer und Schneider.

Auf Gerathewohl leg ich etwas von meinem Kram aus: O daß mir nicht ſogleich ein gelehrtes, vornehmes Kunſtwort Empfehlung verſchaft! Ja, glücklicher Weiſe noch fällt es mir ein; Plutarchs göttliches Salz *). Schmeichelhaft, ſagt der ehrwürdige Weiſe, iſt für eine Schöne und ſelbſt für die Göttin der Schönheit das Beywort einer Geſalzenen. Eine Schöne kann Lukrez nicht höher loben, als wenn er von ihr

*) Nach Amyot in den propos de table L. V. Quest. 10. Th. II. S. 279.

sagt: sie sey lauter Salz, tota merum Sal. Ein geistloses Mädchen glaubt Catull nicht stärker beschimpfen zu können, als wenn er ihr vorwirft: im ganzen grossen Cörper habe sie von Salze nicht das kleinste Korn, nulla in tam magno corpore est mica salis. So wie das irdische Salz vor Fäulniß, so verwahrt Plutarchs überirdisches geistiges Salz vor Faulheit; es unterhält das Leben und pflanzt es auch fort. Nirgendwo aber findet man es so rein und so wunderthätig als in dem Innern der Menschennatur, indeß freylich erst unter Luft und Bewegung verbreitet es sich mit belebendem, verschönerndem Geiste auch über die äussern Theile. Unter Bewegung, sag ich, aber ja nicht unter gewaltsamer, wie z. B. unter heftigem Walzen oder stürmischem Auffahren. Behüte! So wie jedes Heilmittel, wenn es im Uebermaaß oder zur Unzeit gebraucht wird, so wird beym Uebermaaß auch dieses verderblich; in Kurzem frißt das zu stark ausschwitzende Salz die letzte Blüthe der Schönheit hinweg. Nein, Plutarchs Venus ist freylich gesalzen, nur nicht versalzen; weder mit giftiger Zunge sticht sie, noch schlägt sie mit der Hand um sich. Nur unter bescheidener harmonischer Bewegung schwitzen Sie, meine Damen, wohlthätiges Salz aus, und, wie der Morgenthau die Rose, verschönert es Sie. Wirklich auch heißt es mit Recht Lebens- und Schönheitsthau.

Ein anderes Beförderungsmittel der Schönheit sind gewisse magische Blätter. Sie wissen, meine Damen, daß es öfters nur auf ein Haarbreit ankömmt, und dieselbe Bewegung und Stellung, dasselbe Lächeln und Liebäugeln werden entweder zurückstoßen oder anziehen. Die unmerkbaren Punkten und Linien, wo sich Schönheit von Häßlichkeit scheidet, treffen ganz sicher nur Geist und Gefühl. Sind also zur Verschönerung der Schönheit nicht auch Geist und Gefühl beynahe eben so wirksam als Essenzen, Oele, Pomaden? Ja wohl, ein Geschenk der Natur sind sie, darum aber dienen zu ihrer Schärfung und Erhöhung nichts desto weniger mancherley Arcana. Unter diesen empfehl' ich vorzüglich die eben erwähnten magischen Blätter, Apolls Blätter. Nicht in jeder Apothek findet man sie ganz unvermischt oder ächt. Nehmen Sie sich in Acht, meine Damen, unter dem Namen dieser Blätter verkauft man wohl auch Bella Donna und andere Kräuter, die zwar buntfarbigt glänzen, aber entweder Schlafsucht oder Convulsionen hervorbringen. Aecht, rein und kräftig findet man die Blätter nur bey Apolls geheimsten Vertrauten. Auch bey den ächten Blättern indeß hängt Alles von dem gehörigen Gebrauch ab; sie dürfen ja nicht in den ersten Gängen kleben bleiben; bis ins Innere des Herzens muß ihr Geist sein-

dringen, widrigenfalls verurſachen ſie Krämpfe und Lähmungen.

Unter ſo vielen andern Verſchönerungsmitteln erwähne ich noch, als eines köſtlichen Arkans, des ſo geheiſſenen gefälligen Humours. Ich weiß es, daß manche Dame, um ſich zu verſchönern, wohl auch ein widriges Mittel nicht ausſchlägt. Geradezu alſo darf ich es ſagen, daß mein Mittel nur in ſo fern wirkſam ſeyn wird, in wiefern ſich die Dame entſchlieſſen kann, ſich aus dem vielfarbigten Dunſtkreiſe der Tändeleyen und Liebkoſungen in die ſtillen Schatten der Weisheit zu verſetzen. Die Kur, die ſie in der Einſamkeit braucht, beſteht aus einer Miſchung von geiſtigen Honig- und Milchtropfen, die eben ſo, wie jenes Salz, aus dem Innern der Seele hervorquellen, jedoch freylich unter Wegſcheidung des caput mortuum. Dieſes caput mortuum heißt man Egoismus; die Milch- und Honigtropfen ſind Herzensgüte und Beſcheidenheit. Nota Bene, ganz fehl ſchlägt die Kur, wenn man ſich verfälſchter, unlauterer Tropfen, bloß erkünſtelter Beſcheidenheit und Güte bedient. Anſtatt der heitern, gefälligen Mine, entſteht alsdenn ſchales Lächeln oder frömmelndes Maulhängen. Wofern hingegen die Ingredienzien wirklich rein und aus dem Innerſten des Herzens geſchöpft ſind, ſo vertreibt eine

ſolche Tinktur gleicher Weiſe ſowohl Uebermuth als Unmuth. Hiebey darf ich nicht unbemerkt laſſen, daß eine durch dieſes Mittel unterhaltene Schönheit theils weit leichter ſich vor Runzeln verwahrt, theils weit weniger Gefahren und Anfechtungen bloß geſtellt iſt. Nur gewöhnliche Schönheit, ohne Beſcheidenheit und Güte, giebt ſich wechſelweiſe der Verführung und Tadelſucht Preiß.

Zum Beſchluſſe mögte ich gerne noch auch darauf aufmerkſam machen, was für die Schönheit am nachtheiligſten iſt: Auf der einen Seite eitele Phantaſieen und die Schwierigkeiten bey ihrer Befriedigung, auf der andern Seite Mangel an Ordnung, und die daher entſtehenden Verdrießlichkeiten und Unruhen. Allein ich fürchte, die Damen entdecken hinter dem neuen Galanteriehändler den alten Moraliſten; demüthig wend' ich mich nach der Thüre.

Neu Böozien.

Lange iſt es, daß ich des Vergnügens Ihnen zu ſchreiben beraubt war. Wirklich mangelten mir Feder und Dinte. Eben nicht, daß ich in einen Kerker eingeſchloſſen geweſen; aber das Volk, unter dem ich mich

seit einiger Zeit aufhielt, weiß durchaus nichts, weder vom Schreiben und Lesen, noch überhaupt von auswärtigem Verkehre. Darum ist es gleichwohl nicht weniger glücklich. Der Boden, den es bewohnt, bringt, wie in dem goldenen Alter, freywillig alle Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens hervor. Losgetrennt von der ganzen übrigen Welt, sieht dieses Volk auf himmelthürmenden Gebirgen frey und sorglos umher; nicht im Geringsten bekümmert es sich in seinem höhern, reinen Himmel um die Stürme dort unten; nicht im Geringsten weder um die Landung an Englands Küsten, noch um die Verbreitung der Kriegesflammen über den Continent, noch um Bonaparte's Kaiserkrönung in Rom. Ein Volk also von ächten Philosophen ist es; ein Volk, in dessen Schooße das Ideal des Naturstandes realisirt ist; ein nomadisches, ganz unabhängiges, uraltes, ewiges Volk. Seit dem grauen Alterthum, wo unter der Gestalt von Europens Stiere der Gott der Götter so hoch beseligt war, lebt es immerfort unter derselben Verfassung. Gerade dadurch beweißt sie sich als die beßte, daß sie nicht, wie z. B. die fränkische und andere europäische Verfassungen, so oft reformirt werden muß, sondern von Geschlecht zu Geschlechte unveränderlich fortdauert. Auch genießt dieses Volk jenen wahren ewigen Frieden,

den Kant und Saint-Pierre, ach, ſo ganz ohne Erfolg predigten. Wie ſchön und ehrwürdig die Sitten dieſes Volkes ſeyn müßen, können Sie daraus ſchlieſſen, daß ſie ſich ſeit langen Jahrhunderten unvermiſcht in der urſprünglichen Reinheit fortpflanzen. Wie ſollten hier Irthum und Laſter und Luxus und ſelbſtſüchtige Leidenſchaften einwurzeln? Hier giebt es weder Eigenthum, noch eingebildete Bedürfniſſe, noch erkünſtelte Vervollkommnung: eben darum giebt es hier weder Richterſtühle noch Canzeln oder Cathedern. Eigentliche Freyheit und Gleichheit giebt es nur hier; hier giebt es völlige und unbedingte Gemeinſchaft der Güter; nicht eine Gemeinſchaft der Güter, wie z. B. unter den Eſſenern, oder unter den erſten Chriſten, oder unter den jeſuitiſchen Provinzen von Paraguay, oder unter Zinzendorfs Colonieen; auch nicht eine platoniſche oder ſpartaniſche, ſondern eine alt- und ächtſaturniſche *). Keinesweges auf Verbreitung der Cultur und Aufklärung, die doch ſo leicht ausarten, zielt hier der geſellſchaftliche Vertrag; einzig und ausſchlieſ-

*) Italiæ cultores primi Aborigines fuere, quorum rex Saturnus tantæ justitiæ fuisse traditur, ut neque servierit sub illo quisquam, neque quicquam privatæ rei habuerit. Juſtin B. XLIII. C. 1.

sind, beschränkt er sich auf gemeinschaftliche Behauptung der Sicherheit. Wenn sich die Einwohner zuweilen vereinigen, so geschiehts entweder beym Sturme der Elemente oder beym freylich seltenen Ueberfall irgend eines auswärtigen Feindes. Im ersten Falle treten sie unter gemeinschaftlichem Obdache zusammen, um sich durch Theilnehmung das Ungemach zu erleichtern; im letztern Falle beobachten sie eine sonderbare Kriegskunst: sie treten in einen Kreis, dicht in einander, den Rücken einwärts gekehrt: so erwarten sie mit aufgepflanzten Mordinstrumenten den Angriff. Weichen muß der Feind oder sterben. Capitulationen oder Friedens-Congresse haben nicht Statt; nur als Zunder zu neuen Kriegen betrachtet man sie. Eroberungen verschmäht ein Volk, das sich in seinem alten Gebiete glücklich genug fühlt.

Ob dieses Volk einen Kultus habe, und wie er beschaffen sey, kann ich wegen Unkunde der Sprache so genau nicht bestimmen. Ohne Zweifel sehr alt ist die böotische Sprache; reich ist sie nicht, noch weniger kunstreich, aber musikalisch und ganz Natursprache. So viel kann ich versichern, daß man im ganzen Lande weder Tempel noch Priester gewahr wird. Hieraus aber folget noch nicht, daß auch dieses Volk von jener traurigen Philosophie angesteckt sey, die nichts von

Geisterlehre weiß, sondern alles auf blinden Instinkt zurückführt. Denken die Neuhöozier über die Gottesverehrung nicht vielleicht eben so, wie z. B. die alten Germanier *)? Immer bemerkenswerth ist's, daß sie jeden Morgen unter einer Art von Hymnen laut und feyerlich die aufgehende Sonne begrüssen. Ob sie bey dem sabäischen Sonnendienste stehen bleiben, oder ob sie der Anbruch des Morgens zu noch höhern Empfindungen beseele, entscheide ich nicht. Ueberhaupt scheint ihr Genie mehr Energie als Grazie zu haben. Gleich den neuern Barden haben sie Alles der Natur, nichts der Kunst zu danken; in ihrer lyrischen Poesie verrathen sie einige Verwandtschaft mit mehrern von den neuen Bardiets. Wie sollte man unter ihnen Urbanität und Verfeinerung suchen? Nur selten treten sie in Gesellschaft zusammen; zuweilen belustigen sie sich auf brittische Manier mit Boren; zuweilen spielen sie ganz sonderbare Konzerte. Hin und her im Thal und auf der Höhe zerstreut, erheben sie in pindarischen Chören,

*) Nec cohibere parietibus Deos neque in ullam humani oris speciem assimilare ex magnitudine coelestium arbitrantur; lucos ac nemora consecrant, Deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident. Tacit. de morib. Germ. IX. 3.

Strophen und Antistrophen ein melodisches Gejauchz; lieblicher klingt es, mit dem Silberklange so vieler Glöckgen gemischt, womit der Sängerinnen Hals geschmückt ist. Einmal genoß ich des Glückes, an ihrer Nachtfeyer Antheil zu nehmen. Umsonst versuch' ichs, ihre prachtvollen Ranelaghs und Vauxhalls zu schildern. Der Boden ist mit grünen, reich gestickten Tapeten bekleidet; unendlich kunstreicher und weicher, als keine in dem Serail des größten morgenländischen Sultans: so wunderbar und fein ist das Gewebe, daß es keine Menschenhand oder Kunst auch nur von Ferne nachahmen kann. Rund um sprudeln auf dem unermeßnen Amphitheater aus Marmorklippen und Crystallbecken erfrischende Getränke: rund um verbreiten sich balsamische Wohlgerüche; rund um schimmern über dem hohen Gewölbe tausend goldene Leuchter. Uebrigens versichere ich Sie, daß bey diesen nächtlichen Mysterien der keusche Anstand nicht im Geringsten verletzt wird. Unter die eben so ehrwürdigen als liebenswürdigen Matronen stiehlt sich kein noch so unternehmender Clodius.

So glücklich der Zustand des schönen Geschlechtes ist, so wenig ist es der Zustand des männlichen. Hier ist das Paradies der Weiber, hier die Hölle der Männer: hier rächet sich an der männlichen Stärke die

weibliche Schwäche; weit triumphirender, als sonst nirgends, siegt hier über den Trotz des Mannes die Schlauheit des Weibes. Wenn anderswo der Barbar das Weib zur Dienstmagd erniedrigt, wenn selbst der edlere Grieche die Frauen und Töchter in ein Gynäceum verschließt, so ists hier das Weib, dem es gelingt, den Mann einzusperren und zum angeketteten Hausthiere zu machen. Die Tyranney und die Ungezogenheit der Männer war ehmals so hoch gestiegen, daß die Weiber mit Aufopferung gegenseitiger Eifersucht die blutigste Verschwörung anzettelten. Sie trafen die Abrede, — welch ein fürchterliches memento mori! — unter sehr wenig Ausnahme die Männer durch ihre Wächter, wo nicht tödten, doch entmannen zu lassen. Freylich ein sehr barbarischer Einfall, aber vielleicht doch nicht barbarischer, als wenn der heilige Vater und die Cardinäle in Rom das Gleiche thun, bloß um in der Oper eine unnatürliche, geschlechtlose Singstimme zu hören. Bey den Bödzierinnen herrscht doch immer noch eine vernünftigere Absicht. Sie sahen nämlich, daß die armen Weiber gleich übel besorgt sind, die Männer mögen sich mit ihnen zu viel oder zu wenig beschäftigen, sie mögen zu galant oder zu grob seyn, es möge nun eine einzige Dame allein in zahlreichem Männerkreise den Vorsitz führen, oder im

Weiberkreiſe nur Ein Mann. In jenem Falle, wenn zuviel Wetteifer herrſcht, wie leicht werden nicht die Männer kriechend und tändelhaft? In dieſem Falle, wie bald macht nicht Mangel an Wetteifer den Sultan ſtumpf, unachtſam, gebieteriſch? Wenn ſie bey allzu großer Menge einander im Wege ſtehen, ſo erheben ſich zwiſchen ihnen Duelle; ſind ihrer zu wenig, ſo erheben ſich Feindſeligkeiten zwiſchen den Weibern. Mehrere von dieſen bleiben ganz aller männlichen Aufwart beraubt; voll Mißgunſt und Eiferſucht belauren ſie die vorgezogenen Mitſchweſtern; ſie verwunden dieſe aus dem Hinterhalte mit dem Pfeile der Tadelſucht. Alles Unheil, ſchrie die Thaleſtris des neuen Amazonengeſchlechtes, kömmt von den Männern: laßt uns dieſe verbannen; zugleich mit ihnen verbannen wir weibliche Eitelkeit, Modeſucht, Eiferſucht; durchgängig verbreiten wird Ordnung, Ruhe, Frieden, Einfalt der Sitten; wir erheben uns aus Dienſtmägden zu Gebieterinnen, aus Götzen zu Göttinnen. Ganz können wir freylich die Männer nicht miſſen, allein, um ſie zu bändigen, vermindern wir ihre Anzahl. Daß uns ja nicht übel angewandtes Erbarmen, kindiſche Empfindeley, oder läppiſche Gefallſucht und Liebeley hintergehen! Alles opfern wir der herrſchenden Leidenſchaft auf; Regierſucht iſt die herrſchende Leidenſchaft des weiblichen Geſchlechtes.

Unter Freudengejauchz billigte man den Vorſchlag; von dieſem Augenblick an karteten es die Damen mit ihren Wärtern ſo, daß die armen Männer den weit größern Theil des Jahres in engem Kerker eingeſperrt wurden. Zum Andenken dieſer Staatsrevolution führt man alljährlich hundert und hundert Hekatomben von theils noch zarten Jungen, theils wohlgemäſteten Alten über die Grenze, als Söhnopfer für das Heil der Böozierinnen. Die wenigen übrigen erkaufen das Leben für ihre Freyheit. Freyheit darf man ihnen nicht geſtatten. So bald ſie nämlich loskommen, gleichen ſie wilden Bootsleuten; ſehr ungezogen ſind ſie im Umgange mit Weibern; ſie wiſſen nichts von den Artigkeiten unſerer luſtigen Jünglinge oder von jener Galanterie, der Maske der Liebe; eben ſo wenig ſchränken ſie ſich auf bloß platoniſche Sympathieen. Eingeſperrt hingegen, vertreiben ſie ſich die Zeit mit lauten Elegien oder Liebesklagen, deren melancholiſche Melodie die in der Nähe hin und her ſchweifenden Schönen weniger rührt als beluſtigt. So ſchmachten ſie das lange Jahr durch, gleich verzauberten irrenden Rittern, von irgend einer mächtigen Fee in die dunkle Höhle gebannt. Nur ſelten wird ihre ſterbende Sehnſucht befriedigt; nie aber, als unter der Leibwache der Wärter, um von dieſen ſogleich nach dem flüchtigen Genuſſe

wieder in das Gefängniß zurückgeführt zu werden. Man wende nicht ein, daß unter solcher Beschränkung, daß unter Wegräumung der Prologen und Proscenien, den vorbereitenden und begleitenden Dialogen der Actus bloß an sich allein, theils zu flüchtig und kurz, theils zu wenig interessant sey: Wenn unsere Böoziertinnen, unter Verwerfung aller eiteln Verzierungen, sich bey dem Liebesgenusse bloß auf den Naturtrieb, als das Hauptwesen, beschränken, so thun sie es nicht ohne sehr ehrwürdige Autorität; hierin nämlich befolgen sie die Grundsätze der ältern und neuern Cyniker, eines Diogenes, Büffons, Helvetius: glücklich vereinigen sie den gedoppelten Genuß sowohl des Liebesspieles als der Unabhängigkeit; ohne einige Fürsorge oder Achtsamkeit weder für den Gatten noch für die Kinder leben sie eben so frey, als die freyesten Weltdamen; eben so wenig als solche bekümmern sie sich um die Familie und Wirthschaft; auch ihre Bestimmung ist Zeitvertreib. Von unsern Damen indeß unterscheiden sie sich dadurch, daß sie keinen andern Schmuck kennen, als die angeschaffene Schönheit. Weder Seide noch Gold, weder Geburt noch Titel geben hier Vorrang, oder reizen die Mißgunst. Weit weniger noch als die Morgenländerinnen ändern sie den Anzug; ganz frey sind sie von der Herrschaft der Mode; seit Jahrtausenden

unterſcheiden ſich die Enkelinnen in Nichts von den Urmüttern. So ziemlich gleicht zwar ihr gehörnter Hauptſchmuck dem Hauptſchmucke unſerer Schauſpielerinnen neben und auf dem Theater: Wie ſehr aber iſt nicht bey ihnen alles Natur? Wie frey und ungezwungen der Haarſchweif, der bis zum Schenkel hinablangt? Wie kräftig der Nacken? Wie voll und offen das junonische Auge? Wie weich und ſchön befleckt die Bekleidung? Wenn aus ihren Gebehrden und Minen ganz außerordentliche Seelenruhe hervorleuchtet, ſo danken ſie die ſelige Ruhe dem äußerſt ſeltenen Umgange und Anblicke der Männer. An innerer Zufriedenheit und Reinheit des Herzens gleichen ſie ganz ihren Mitſchweſtern an den Ufern des Indus und Ganges; dabey aber ſind ſie unendlich beſcheidener: ſie glauben nicht, daß es zu unſerm glücklichen Uebergange aus dieſem Leben in das zukünftige unbedingt nothwendig ſey, beym letzten Athemzuge noch von ihnen getauft und durch die Seelenwanderung in ihr Eingeweide aufgenommen zu werden *); ſo beſcheiden ſind ſie, daß es ihnen nie in den Sinn fällt, wie höchſt wohlthätig ihre Exiſtenz und ihr Einfluß für das ganze Menſchenge-

*) Laffiteau Moeurs des Sauvages. Th. I. S. 411. in 4to.

schlecht ist. Ohne ihre Unterstützung nämlich müßten Millionen Sterbliche entweder verhungern oder doch weit mühseliger leben. Sie selbst hingegen leben äusserst einfach; sie beschränken sich auf die Bedürfnisse der Natur.

Gar allen und jeden fremden Dienst können freylich auch sie nicht entbehren. Auch sie haben Sklaven; die Anzahl derselben aber ist sehr klein. Wenn z. B. in St. Domingo unter 300,000 Menschen nur der zehnte Theil weiß, oder, welches bisher daselbst Eins ist, frey ist, so ists hier gerade umgekehrt. Auf jeden Stamm von Böozien kömmt nicht mehr als Ein Sklave. Dieser aber ist niemals, wie unter den übrigen Völkern der Erde, von gleicher Gattung und Race mit den Gebietern. Wie sie die Sklaven fangen oder anwerben, entdeckte ich nicht; nur so viel weiß ich, daß sie keine Andern annehmen, als freywillige, und daß sie ihnen jeden Dienst reichlich vergelten. Wie unendlich gelinder behandeln sie nicht ihre Wärter, als z. B. die Spartaner ihre Heloten, oder die Weissen in Amerika die Negern! Warum so gern und freywillig sind hier die Sklaven den Gebietern unterthan? Jene bezahlen diesen weder Kopfgeld noch Grund- oder Vermögensteuer; sie werden von ihnen nicht zum Kriegesdienste über die Grenze geschleppt; sie werden nicht

jede Woche durch neue Proklamationen beunruhigt. So wie anderswo der Herr an dem Unterthan saugt, so saugt hier dieser an jenem; so wie anderswo der Herr sich in metaphorischem Sinne von dem Schweiße des Unterthans nährt, so nährt sich hier im buchstäblichen Sinne der Knecht von dem Schweiße der Herrschaft. Wirklich mit Wohlbehagen läßt es diese geschehen, daß jeden Morgen und Abend der Wärter zu wiederholten Malen mit den Händen sanft zwischen ihren Hüften hin und her fährt. Vermuthlich ist dieß ein ähnliches wollüstiges Spiel mit demjenigen, welches Chardin bey den Persianern und le Gentil bey den Indianern beobachtete; sie nennen es l'art de masser; es besteht in einer Art von magnetischer Berührung, die aber freylich weder Somnambulismen noch Visionen, hingegen einen balsamischen Schweiß, oder, wenn man will, Nektar von unschätzbarem Werthe hervorbringt.

Doch wozu so viel räthselhafte Worte, um Ihnen zu sagen, daß ich seit etwas Zeit nicht unter den Menschen gelebt habe, sondern unter Viehheerden auf den Alpen!

Sterbelager des Würmchens *).

Während daß das Würmchen sich traurig in sein Leichengeweb einzuhüllen beginnt, seufzt es: O wie dunkel und eng ist nicht der Kreis unsers Daseyns, o wie kurz und gleichwohl so voll von Beschwerlichkeiten und Sorgen der Weg von der Geburt zur Verwesung! Mühselig durchbohren wir zur Fristung des Lebens den Ast des Laubblattes; sehr bald wird er für uns zu hart, und alsdann bedroht uns der Hungertod; öfters auch vertilgt in einem Nu ganze Würmergenerationen der Würgengel, oder soll ich sagen das Ungeheuer, ein Dämon der Hölle? das furchtbare Lamm, die Weltenfressende Ziege. Und wozu gabst du, geheimnißvolle Natur, dem Würmchen das lästige Daseyn? Was für ein Wesen bist du, wenn du mich zur Qual schufst, zum Spiel und Zeitvertreibe für dich?

Während der Wehklagen naht sich dem Sterbenden in schwarzhaariger Kutte ein Bruder, der ihm unter den Todeskämpfen beystehet: Vergilt, sagt der Ehrwürdige, der Mutter Natur das Lebensgeschenke nicht mit Undank! Hier unten in der Würmerwelt erwarten wir noch nicht die letzte Vollendung; hier unten befinden

*) Vermehrte Ausgabe.

wir uns in einer Schule der Uebung und Prüfung. O des stolzen Wurmes: Ja wohl, umspannt er die ganze große Weltkugel der Erdscholle, ist wohl, rund um den unermessenen Ozean der Regen- und Thautropfen windet er sich, darum aber kennt er lange noch nicht alle Aeonen und Regionen, durch die er bereits schon gegangen, oder durch die er künftig noch gehen wird. Was wissen wir arme sterbliche Würmerchen? Vielleicht zur Strafe verwandelt uns die Allgerechte und Allweise in die armselige Würmergestalt, und stürzt uns hinab in der Finsterniß Reich: ja, zur Strafe für unsern Uebermuth und Aufruhr stürzt sie uns, vormals am hohen Himmel leuchtende Sterne, hinab in die Nacht der Verdammniß, und einst wieder, wenn wir in Geduld und Demuth ausharren, ruft sie uns aus der Grabesnacht zurück unter das Sternengewölbe. Oder auch hier auf unserer Erdscholle befinden wir uns vielleicht erst an der Schwelle des Lebens, gleichsam nur in der Vorbereitung, nur unter den Vorübungen zum Leben. Warum nicht voll Vertrauen auf die eben so wohl erhaltende als schaffende Kraft der Natur sollten wir uns in die Todesfaden einspinnen? Verklärt werden wir aus dem Grabe hervorgehen, zu höherm Lebensgenusse: zu einem Genusse, der den kühnsten Schwung der Würmer-Imagination weit

überſteigt. Hienieden ſind wir blind, dort oben entfalten ſich unſere Organe zum Anblicke der Lichtwelt; hienieden leben wir ohne Begattung und Fortpflanzung, als Eremiten, dort oben vereinigen wir uns in dem Schooße ſchöpferiſcher Liebe; hienieden beſchränkt ſich unſer Futer auf das Geäder grober Gewächſe, dort oben begeiſtert uns der Nektar des Blumenkelchs; hienieden kriechen wir unter borſtigem Pelze am Boden, dort oben erheben wir uns mit glänzenden Flügeln hoch in den reinern Aether.

Bitter entgegnet der Sterbende: Ja, behaglich wiegt ſo der Glückliche den Elenden in Schlummer; ſo täuſcht er durch Traumbilder das Schmerzensgefühl: Du Hochgelaheter, Hochehrwürdiger, welchen Begriff macht ſich hienieden der Wurm von dem hohen Flug in den Aether? Brüderchen, unterbricht ihn der Bruder, geſetzt auch, daß unſer Begriff von der Zukunft noch ſo dunkel und beſchränkt ſey, immer doch mit Zuverſicht erwarten wir eine beſſere Zukunft. Mit Zuverſicht, frägt jener; und wer alſo wird uns aus Tod und Grabe hervorrufen; wer iſt uns für unſere Wiedererweckung Bürge? Hierauf der Tröſter: Bürge iſt uns ein höheres Orakel. — Ob aber ein zuverläſſiges, ein höheres? — Ja, das Orakel des Papillons. Er iſt der Engel des Himmels, der vor uns das Hei-

ligthum der Unſterblichkeit aufſchließt; eben ſo freundlich als majeſtätvoll ſteigt er, zugleich Erdenwurm und beflügelter Luftſiegler, zu uns herab, mit der hoch erfreuenden Bottſchaft: Wie du, war vormals ein kriechender Wurm auch der emporfliegende Papillon; wie dieſer, erhebſt auch du dich zum befiederten Bürger der Luft. Und worauf, entgegnet der Zweifler, gründet ſich ſeine hohe Offenbarung? Iſt eine ſolche Offenbarung wohl möglich, und, wenn auch, wie unterſcheidest du von der falſchen die wahre? Würmer giebt es, die in ihrer eignen Gegenwart den Papillon ſich haben aus der Leichenhülle loswinden ſehen. Sind wir aber ſicher, daß ſie weder betrogen noch Betrieger geweſen? Sind ihre Beweiſe und Zeugniſſe gültig; verlieren im langen Laufe der Zeit ihre Ausſagen nicht endlich die Glaubwürdigkeit? — O des Zweiflers, des Ungläubigen! Wenn ich auf das Zeugniß eines eben ſo einſichtsvollen als wohlmeynenden Papillons annehme, daß wir im Grabe zum Tage der Auferſtehung reifen, ſo frägſt du: ob es möglich ſey; du frägſt, wie es zugehe. Wie vieles iſt möglich, wie vieles geſchieht, wovon der Wurm nicht die leiſeſte Vorahnung hat! Erſt dort oben lebt er im Lichte hellerer Erkenntniß; hier unten im Glauben an den Papillon, im Glauben an die Natur und an Vervollkommnung. Freund, Wunder und

Geheimniß verschmähst du, ist aber nicht alles Geheimniß und Wunder, ists nicht deine Geburt, dein Daseyn?

Während solcher Betrachtungen über Tod und Auferstehung war mit seinem Leichengewebe der Sterbende fertig geworden. Auf Wiedersehen also, seufzt er im letzten Athemzuge; er kehrt sich um, indem er sich in der selbstgewobenen Leichenhülle mit einwärts gekrümmtem Kopf aufhängt: Ruhe dem Entschlafenen; einst frohe Wiedererweckung!

Ach, wer von uns Allen wird dem gleichen Schicksale entgehen? So beginnt in der Versammlung des Würmervolkes sein Bossuet das Eloge funebre. Würdiger Enkel und Erbe großer Helden war der Verstorbene; aus dem Moder und Staube der Tell und Winkelriede giengen seine Vorältern hervor; durch Muth und Entschlossenheit zeichnete sich auch Er aus. Ewige Denkmäler seiner Kraft und Geduld sind rund um uns her so manche labyrinthische Gänge, die er ausgehölt, so manche Laubblätter, die er unter unermüdlicher Anstrengung durchbohrt hat. Gesegnet sey uns und der spätern Nachwelt sein Andenken. Wie oft nicht der Retter unsers Volkes war er? Unvergeßlich bleibts uns, wie er mit der Schlauheit eines Ulysses uns bald vor der Haue jenes Ungeheuers, des Gärtners, verwahrt,

bald aus der Höhle der Cyklopiſchen Eule triumphirend herausgeführt hat. — Noch nicht zu Ende iſt der Redner mit Herzählung der Verdienſte des Hochſeligen, als plötzlich über dieſe Würmerwelt der jüngſte und letzte Tag einbricht. Gerichtsengel iſt ein unbarmherziger Junge. Die ganze kleine Welt faßt er zwiſchen beyde Hände, und wirft ſie in den Abgrund der Hölle, in die Finſternis eines Neſſigts, zum Fraße für die Nachtigall. Indem die armen Würmer winſeln und ſich krümmen, indem jeder den andern frägt, um welcher Sünden willen über ſie ſo ſchwere Strafgerichte verhängt ſeyen, erhebt ſich unter ihnen jener fromme und hocherleuchtende Lehrer, der erſt noch durch ſo erbauliche Troſtreden ſein Brüdergen in den Todesſchlummer einwiegte: Was uns begegnet, ſagt er, iſt kein Strafgericht; unvermeidliches Schickſal aller Naturen iſt es. Was dem Einen Schmerz iſt, dient dem Andern zur Luſt; der Tod des Einen unterhält das Leben des Andern. Wie? darüber beklagt Ihr Euch, daß Ihr leidet und ſterbet: Wie viel weniger Freuden, wie viel weniger Leben gäb es in dem unermeſſenen Weltall, ohne ſo viel Leiden und Tod? Die Mücke dient der Spinne zum Saftmale, die Spinne der Schwalbe, die Schwalbe dem Habicht, der Moder und Staub des Menſchen uns Würmern. Wie?! Und wir allein wollen privilegirt

seyn; wir allein uns dem allgemeinen Tribute entziehen! Nein, gelassen unterwerfen auch wir uns dem Loose, das ohne Ausnahme Jeden trift, den Wohl- und Hochgebornen, wie jeden Gebornen. Ohnehin nur vorübergehend sind ja die Leiden: sie schattiren und erhöhen die Freuden; ohnehin süß ist's, für das Universum, das gemeinschaftliche Vaterland sterben; ohnehin stirbt im Grunde von allen lebendigen Wesen nicht Eines; nur die äußere Hülle streifen wir ab. Beherzt denn, Brüder: Nach Zernagung unserer gröbern Haut, erheben sich unter feinerer Luft- und Lichthülle, verklärt, die Seelchen der Würmer; beherzt, Brüder! Klar und deutlich sehen wir alsdenn es ein, daß, indem uns die Nachtigall aufzehrte, sie es gut mit uns meynte. Nur dem Instinkte folgt sie, den ihr die Mutter Natur, die gleicher Weise uns Alle mit Liebe umfängt, aus wohlthätigen Absichten mitgetheilt hat. Heil uns Würmern! Wie glücklich nicht sind wir? Auch wir beschränken uns nicht auf uns selbst; auch wir verbreiten Heil und Glückseligkeit. — Mitten unter den hohen Betrachtungen sterben die guten Würmer als Opfer der Nachtigall. Nein, ohne Verdienst, ohne seligen Einfluß ist ihr Opfertod nicht. Den guten Würmern dankest du's, göttlicher Dichter, daß du das Herz der Schönen zu zärtlichern Empfin-

bungen ſtimmeſt; ſo wie ſie deine Geſänge begeiſtern, ſo begeiſtert dich der Nachtigall Lied; reizender aber ſingt dieſe nach dem Opferſchmauſe von Würmern.

Der Liebhaber von drey Schweſtern.

Noch ſo arge mag man es deuten, aufrichtig bereu' ich es nun, daß ich mein ganzes Herz ausſchlieſſend nur Einer Geliebten allein hatte hingeben wollen: Nimm dich in Acht, ſagte der Vater, als ich mich um eine von ſeinen drey Töchtern bewarb, unzertrennt ſind ſie; liebenswürdig iſt jede, aber, ohne die andern, erfüllt keine ganz die Sehnſucht deiner Seele; keine ganz und allſeitig die unaufhörliche Regſamkeit aller deiner Fähigkeiten und Empfindungen; nimm dich in Acht, nur unter ſchweſterlicher Vereinigung, und nur im Schooße des Vaters gewähren ſie dir wahre, volle Beſeligung. Für mich war die Warnung zu unverſtändlich und hoch. Wenig achtete ich weder auf den Vater noch auf die andern Schweſtern; mit ganzer Seele hieng ich ausſchlieſſend nur an der mittlern, der Gegenwart. So hoch fühlte ich mich in ihrem Anſchaun beglückt, daß ich in aller Welt nur ſie ſah. Jeden Tag bezauberte ſie mich unter immer neuer

Gestalt, und sorglos genoß ich an ihrer Seite das Leben. Welch ein Leben! Mir schien es unterm Genusse kurz, wie ein Augenblick, und beym ungestörten Genusse endlos, wie die Ewigkeit. Warum auch wurde ich der ersten Geliebten untreu? Unvermerkt verlor sie in meinen Augen den Reiz der Neuheit; unvermerkt erregte sie bey mir bald Ueberdruß, bald Mißtraun. Verlassen werden wir uns; so drohten wechselweise sie mir und hinwieder ich ihr. Nicht ich bin gegen dich treulos, sagte Jedes zum Andern, gegen mich bist du's! Wie gewöhnlich, warf Jedes die Schuld nur auf das Andere, und Keines war von Schuld frey. Während daß die Flatterhafte den Blick nach jüngern Liebhabern hinwarf, warf ich den meinigen auf ihre Schwestern, bald auf die Vergangenheit, bald auf die Zukunft. Bey reiferm Alter wählte ich mir zur Geliebten die letztere. Wechselweise zeigte sie sich bald spröde, bald dublerisch; wechselweise schreckte sie mich durch Gewölk um die Stirne und sie ermunterte mich durch lächelnden Lichtstrahl im Auge. Ha, der Zauberin! Beynahe immer nahte sie sich in derjenigen Gestalt, von der sie wußte, daß sie für mich die gefälligste war; ach, unter boshaftem Muthwillen verschwand sie dann wieder, wenn ich glaubte, sie fest im Arme zu halten. Um sie zu gewinnen, waren mir

keine Liebes- und Ritterproben, keine Opfer zu ſchwer. Je weniger ich, ſo lang ich an der Hand der Gegenwart glücklich zu ſeyn träumte, mich um die Gunſt der Zukunft bekümmerte, um ſo viel bitterer rächte ſich dieſe an mir durch unerbittliche Grauſamkeit. So zahllos iſt die Anzahl der irrenden Ritter, die ihr dienen, und ſo toll ihre Schwärmerey, daß es für ſie, die ſich ſo ſchmiegſam ſtellt, und doch ſo unbiegſam wird, eitel Spiel und Scherz iſt, wenn ſie ihr zu lieb die Anbeter unterm Kampfe mit Rieſen, Ungeheuern und Windmühlen hinſtürzen ſieht. Wechſelweiſe riß ſie mich ungeſtüm vorwärts und ſtieß mich höhniſch zurück. Muthlos rettete ich mich in den Arm der ältern Schweſter, der Vergangenheit. Weniger als die andern täuſcht, weniger verſpricht ſie; freylich auch hat ſie weniger Reiz, Reiz aber doch immer für denjenigen, der auf ſie mit reinem unverdorbenem Herzen zurückſieht kann. Nicht ohne Wehmuth, jedoch nicht ohne ſüße Wehmuth ſeh ich auf ſie zurück. Gleich jener Eliſonia, gleich der Diana von Poitiers, der Ninon, der Fitz-Herbert, bleibt ſie auch als verblichene Schönheit doch immer noch Schönheit, höhere geiſtige Schönheit; gleich der holden heiligen Mutter-Natur, bleibt auch ſie ewig fruchtbare Mutter und ewig nie welkende Jungfrau. Wahr iſts, nicht mit dem Jau-

herreize der ersten Geliebten fesselt sie mich, aber doch zugleich sanfter und stärker mit den Banden getreuer, bleibender Freundschaft. Mit ganzer Seele häng ich an ihr, an der alten Vertrauten. Sie allein bleibt immer sich selbst gleich und ändert sich nicht. Was sie mir geschenkt hat, entreißt sie mir nie. Jede ihrer Blüthen blüht ewig und treibt unaufhörlich neue Blüthen hervor. Freylich etwas ernsthaft ist sie, und im Umgange mit ihr werde auch ich etwas ernsthaft. Gewöhnlich nur auf einsamem Spaziergange begegnen wir uns, oder bey der Todeskapelle, oder beym Aufgange und Niedergange der Sonne. In der schönen großen Welt, bey Gastmalen und Assembleen zeigt sie sich nicht. Eben so rührend als lieblich zeigt sie sich hier in meiner Einsiedeley am Fuße des Albis. Frey von Eifersucht, söhnen hier alle drey Schwestern sich aus; Hand in Hand, gleich den Grazien, umschlingen sie sich. O der süßen Grazien! Während daß die Eine, die Gegenwart, mich in goldene Träume einwiegt, umkränzen mein graues Haupt ihre Schwestern, die Zukunft mit Rosenknospen, und mit Vergißnichtmein die Vergangenheit.

Warum aber so oft und so lange vergaß ich um der Töchter willen den Vater? Er doch ist es, der sie in gleichem Schooße, im Schooße der Ewigkeit, alle

vereinigt; er iſt Alles in Einem und Eines in Allem. Vater, hoch beſeligſt du mich; du biſts, der mir zur Linken die Gegenwart, zur Rechten die Vergangenheit antraut. An dieſen beyden genügt mir; nimm von meiner Seite die dritte, die Zukunft; ihrer bedarf ich nicht mehr; ja wohl, entgegnet der Vater, hienieden nicht mehr; dort aber krönt auch ſie dich; dich krönt ſie mit ſeliger Unſterblichkeit.

Mein Hund.

Ein ſelbſtſtändiges unabhängiges Weſen, ein eigenthümliches Selbſt, ein freyes Original willſt alſo, Freund Sutro, auf deinen vier Pfoten auch du ſeyn? Gebt Acht auf den Hund! Wenn ich ihm rufe, wie er ſich weigert; wenn ich ihn abtreibe, wie er zurückfliegt! Auch für ihn, ſo wie für ein Kind, iſt's unterhaltendes Spiel, daß man ihn hieher gehen heißt, und ihn dorthin gehen läßt; daß man ihn zu haſchen ſucht, und wieder entſchlüpfen läßt. Nein, nicht ſogleich als Ungehorſam, als Eigenſinn beſtraf ich ein ſolches Widerſtreben und Sträuben; zuweilen iſts nur Uebung in der Selbſtbeſtimmbarkeit; Freude an ungebundener Kraftäußerung, Selbſt- und Freyheitsgefühl. Dieſes

Gefühl ist angeschaffene oder Erbtugend nicht nur der menschlichen, sondern mehr oder weniger aller lebendigen Natur: Wie aber und wodurch artet die Erbtugend in Erbsünde aus? Einzig theils durch allzugroße Lebhaftigkeit, theils durch Mangel an Erfahrung und Aufmerksamkeit. Aufmerksam macht freylich die Ruthe, und sie schlägt die Lebhaftigkeit nieder. Nein, keine Schläge, eben so wenig dem Hund als dem Kinde; entweder zum Rebellen machen sie das gute Geschöpf oder zum Sklaven. Weit sicherer und leichter führt Ihrs, wohin Ihr verlangt, durch ruhige Lenkung der Aufmerksamkeit. So ungestüm in seinen Bewegungen mein Hund ist, merkt ers mir gleichwohl schnell ab, nur an dem Tone der Stimme oder an der Regung des Fingers, ob mir daran gelegen sey, daß er gehorche; und sogleich gehorcht er. Um ihn weder zu schrecken noch zu betäuben, ist meine Warnung nie weder weitläuftig noch stürmisch; um mich für jedesmal verständlich zu machen, ändere ich die Sprache ja nicht; ich bediene mich bey ähnlichen Fällen derselben Gebehrden und Töne. Selten komm' ich in den Fall, die Warnung oder Lehre wiederholen zu müßen. Hierüber nur folgendes Beyspiel:

Jeden Morgen, so bald der Hund erwacht, begrüßt er mich im Schlafzimmer; er springt auf den Stuhl

neben meinem Lager und leckt mir die Hand. Vor lauter Zärtlichkeit flog er eines Tages vom Stuhl ins Beth; nicht unsanft, aber mit fester Hand und unter dem Tone des Verbotes stieß ich ihn zurück; seither kömmt's ihm nie in den Sinn, sich auf die Bethdecke zu wagen, obgleich er jeden Morgen den Besuch vor meinem Lager wiederholt, und ich ihn auf dem Stuhle vor dem Lager noch so sehr liebkose. Hat er nicht von Schaam und Nachreue Gefühl, oder (wenn den Optimaten in der Thierwelt das Wort für ein geringeres Thier zu vornehm klingt) wenigstens ein Analogon von Schaam und Nachreue? Hierüber nur folgende Beobachtung: Eines Morgens wurde ich im Vorzimmer, wo der Hund schläft, auf dem Boden eine Befleckung gewahr. Schläge geb ich ihm nicht, aber, indem ich die Hände über dem Kopfe zusammenschlage, seh' ich mit der Mine des Befremdens nach dem befleckten Boden, und mit der Mine des Eckels und Abscheu's wend' ich davon den Blick ab. So sehr beunruhigt den Hund meine Gebehrdung, daß er demüthig in den Winkel kriecht, und hernach, als er vor die Thüre gieng, den weitesten Umweg machte, um nicht der Spur seiner Versündigung nahe zu kommen. Bevor ich ihn gehen ließ, zog ich ihn von der Thüre nach der befleckten Stelle, und, indem ich ihm den Uebel-

geruch vor die Nase hielt, erhob ich warnend den Finger. Mit sichtbarer Freude flog er mir am folgenden Morgen entgegen, gleichsam um mir zu zeigen, daß er nicht in den gleichen Fehler gefallen sey. Wirklich auch hatte er ihn seither immer vermieden. Nicht nur folgsam ist er, sondern er ist es mit Freuden. Auch Ehr- und Pflichtgefühl hat er. Was er auf'm Boden oder in dem für ihn bestimmten Schüßelchen findet, betrachtet er als das seinige, aber jede andere Schüssel schont er gewissenhaft als Eigenthum — soll ich sagen, seines Freundes oder Meisters. Eines Tages, als ihm von meinem Tische der Braten auch gar zu entzückend entgegen roch, suchte er mich durch Gebell zu bewegen, daß ich ihm davon ein Stück hinwerfen mögte; inzwischen rufte man mich mit allen Tischgenossen aus dem Speisezimmer, um vom obern Boden herab einen militärischen Zug zu beobachten. Der Hund allein blieb im Zimmer zurück. Bey unserer Zurückkunft befand er sich unter dem Tische, und hatte den Braten ganz unangetastet gelassen.

Bey allem diesem Ehrgefühl aber, grenzt doch seine haushälterische Klugheit beynahe an Verschlagenheit. Ohngeachtet er Speise bey mir im Ueberflusse findet, und sie so gut hat, wie ich, so verscharrt er doch ängstlich jeden Knochen, und zwar, damit den Schatz ja

niemand entdecke, so ganz insgeheim, daß, obgleich er wissen muß, wie sehr ich Alles mit ihm theile, er nichts desto weniger mit dem Knochen lieber in die waldigte Anhöhe eilt, als ihn vor meinen Augen verzehrt. Die stolze Behaglichkeit, mit der er von der Arbeit zurückkehrt, gleicht der Selbstzufriedenheit in der Miene eines Fürsten nach Vollendung der General-Musterung. Jeden Morgen und Abend hält er rund um das Haus Musterung über den Zustand der Knochenmagazine. Mitten auf'm Platze setzt er allgenügsam sich auf die Hinterbeine, wirft den Nacken hoch auf, beherrscht mit dem Blicke eines kriegslustigen und sieggewohnten Helden weit und breit Hügel und Thal, aber wie rasch fliegt er nicht alsdann empor, und erschüttert mit Hochgebelle die Luft, wenn etwa fernher ein Schwarm Raubvögel nur das kleinste seiner Knochenmagazine bedroht! Formirt sich also nicht auch der Hund einigen Begriff von Eigenthum? Wie wird bey ihm dieser Begriff theils erweckt, theils beschränkt? Fürwahr, auf ähnliche Weise, wie bey dem Menschen. Den hingeworfenen Knochen betrachtet er als Geschenk; den vergrabenen und hervorgegrabenen als Frucht seiner Arbeit, als Selbsterwerb. Wenn er ihn zwischen den Zähnen davon trägt oder zwischen den Pfoten zernagt, so betrachtet er ihn gleichsam als ein Glied am Körper;

Selbſt- und Nothwehr ſcheints ihm, wenn er unter fürchterlichem Knurren den Knochen vertheidigt. Wie aber gelangt er zum Begriffe von Grundeigenthum? Ich denke, theils durch Angewöhnung an den Boden rund um das Haus her, theils durch die Arbeit und Mühe, die ihm auf dieſem Boden die Vergrabung der Knochen verurſacht. Nur bis an die Grenze des Bezirkes verfolgt er mit Gebelle den vorübergehenden Wanderer, Menſch oder Hund; mit höherm Gebelle, wenn der Wanderer den Stock emporhebt.

Nach dem Anbruche der Nacht legt er ſich in meinem Zimmer zur Ruhe. So lang ich arbeite, leſe und ſchreibe, läßt er mich ungeſtört; ſo bald ich aber Papier und Buch weglege, ſpringt er mir zwiſchen die Füße, und ladet mich durch freundliches Wädeln zur Unterhaltung und zum Spiel ein. Auch unterm Spielen, auch unterm Entnucken beobachtet er mit Eifer die Pflichten des Amtes, als Hüter vom Hauſe. Mit welcher Feinheit unterſcheidet er nicht fernher ſchon vor der Hausthüre oder unten an der Treppe den Fußtritt eines Bekannten oder Unbekannten? Wenn er jenen kommen hört, ſo ſchlummert er ruhig fort, raſch hingegen fährt er auf, ſo bald ein Fremder ſich naht. Nur wenn ich dieſen anrühre, läßt ſein Gebell nach.

In hohem Grade beſitzt er die Talente eines In-

ſpektors und Sittencenſors. Auf dem Platze vor der Schule ſpielt er mit den Schulkindern, aber ſo bald ſie ſich balgen, ſpringt er zwiſchen die kriegführenden Partheyen, und gebietet durch Hochgebell Frieden. Mit Eifer und hoher Freude nimmt er Antheil an dem Schulunterrichte. Hierbey erinnere ich mich der Geſchichte eines Hundes, der den Außenſchein der Andacht beobachtete, und dem Hochamte mit gehöriger, ernſthafter Stellung beywohnete *). Wenn mein Surro ſieht, daß ich mich zum Schulbeſuche anſchicke, ſo ſpringt er vor Freuden hoch auf. Das erſtemal, als ich ihm erlaubte, mich zu begleiten, warnte ich ihn mit meinem Buch in der Hand, daß er ja kein Geräuſch machen ſollte. Seither tritt er immer an meiner Seite mit Gravität in die Schule, lagert ſich neben mir, horcht auf den Vortrag ſo ſtill und aufmerkſam, wie kein Schulkind, und, wenn er ein ſolches herumgaffen ſieht, ſo knurrt er es an. Hier, an dem Orte und zu der Stunde, wo er nun einmal ernſte Stille zu bemerken gewohnt iſt, äußert er über die Unterbrechung der Stille Befremden und Aerger: überhaupt mangelt es ihm nicht an einigem Begriffe

*) Miscell. curios. s. Ephemerid. medico - phys. Acad. Curiosor. Decur. II. an. 4tus 1685. Norimbergæ, 1686.

von Ordnung und Zeitrechnung. Jeden Tag treibt er beynahe zu gleicher Stunde daſſelbe Spiel oder Geſchäft und hält ſich an demſelben Platz auf. Nur wenn er ſieht, daß ich mich zum Spazierengehen anſchicke, giebt er alles andere Preis, ſelbſt den ſaftigſten Knochen; unter hohen Luftſprüngen begleitet er mich. Auch für ihn, ſo wie für mich, ſind Luft und Bewegung und Hin- und Herſchauen großer Genuß. Warum aber ſelten ohne meine Geſellſchaft geht er ſpazieren? Sicherer, denk ich, glaubt er ſich an meiner Seite, und ſicherer mich an der ſeinigen. Freundſchaft und Liebe alſo zwiſchen uns beyden; ja, obgleich wir einander nicht immer viel zu ſagen haben, doch immer traute Geſellſchaft: Geſellſchaft ohne Zwang, ohne daß der eine von dem andern weder Sklave noch Tyran iſt. Hier fällt mir eine Bemerkung zu Sinne, welche Diderots Jacques gemacht hat: „Der armſeligſte Menſch, ſagt er, der kaum für ſich ſelbſt ein Stück Brod findet, hält ſich doch einen Hund; er läßt ihn auf den Hinterbeinen tanzen, und manche unnatürliche Kunſt treiben. Hieraus, fährt der Philoſoph fort, ſchließ ich, daß jeder Sterbliche gern einem andern gebieten, und daß derjenige, der ſonſt über Niemand befehlen kann, wenigſtens noch von einem Hunde Meiſter ſeyn will. Je nun, ſetzt Jacques hinzu, der Mi-

nister ist der Hund des Fürsten; der erste Commis Hund des Ministers; die Frau der Hund des Mannes oder der Mann Hund des Weibes; schwache Seelen sind die Hunde der starken Seelen.“ Um Vergebung, Jacques, ich also bin eine Ausnahme, denn völlige Freyheit laß ich dem Surro; nie die geringste unnatürliche Kunst lehrte ich ihn. Ja wohl, giebt es auch Herren und Damen, die allenfalls darum, weil sie sonst Niemand lieben und von Niemand geliebt werden, ihr Herz, mit dem sie nichts zu thun wissen, dem Hunde hinwerfen: Nein, lieber Surro, den Hund lieb ich, wie Vater Tobias; ja nicht auf Unkosten der Menschheit; ihn lieb ich nicht als Sklaven, sondern als Gesellschafter.

Wie ungemein viel auch beym Hunde, so wie beym Menschen und beym Volke, von der Erziehung und Behandlung abhänge, beweißt unter andern der Charakter der Hunde in Kamtschatka *). Diese Hunde besitzen so viel Kraft, daß vier derselben, die man gewöhnlich vor einen Schlitten spannt, drey erwachsene Menschen nebst sechzig Pfunden Gepäck mit großer Leichtigkeit fortziehen. Freylich ist die Art und Weise, wie diese Hunde zu Zugthieren gebildet werden, nichts

*) S. Heinr. Storchs historisch-statistisches Gemälde des russischen Reiches.

weniger als liberal. Unter Einsperrung, Aushungerung und unter der Peitsche bildet man sie zu niederträchtigen Sklaven. Warum nicht auch in den Schneegebirgen der Schweiz richtet man die Hunde zu Zugthieren ab? Nein, mein guter edler Surro, wir Schweizer sind nicht Kamtschadalen; auch den Hunden gönnen wir Freyheit und Brod. Wenn wir sie aber gut füttern, so ziehen sie nicht. Um sie zum Dienste zu ziehen, müßten wir sie hungern lassen; nur Tyrannen aber bezahlen die Arbeit durch Aushungern.

Zwischen mir und Surro herrschen weder Patronat noch Clientel; keiner drücket und keiner schmiegt sich. Wenn wir mit einander den Wald durchstreifen, so springt nach Belieben der Eine, der Andre geht langsam; der Eine lehnt sich an den Baum, der Andre streckt sich hin auf den Boden; der Eine schnappt nach Tannzapfen und Mücken, der Andre nach Einfällen und Reimen; jeder entfernt sich vom Andern, und findet ihn wieder; sorglos und sicher bey der kurzen Trennung, zärtlich und froh beym schnellen Wiedersehen. Indem wir uns zum Ausruhen an der waldigten Anhöhe lagern, staunen wir gleicher Weise neben einander die geheimnißvolle Natur an, unerklärbar auch für den Denker, wie für das denklose Geschöpf.

Nein, guter Surro, denklos bist auch du nicht!

Indem du im Traume bellest, verrätheſt du nicht Imagination? Nicht Rückerinnerung, indem du vom Rande des Teiches, wo du ungern dich badeſt, eilig und ſchlau einen Seitenſprung thuſt? Nicht Vorausſehung und Fürſorge beym Vergraben der Knochen? Nicht Folgerung, indem du am Scheidewege vielmehr dieſe als jene Straße einſchlägſt? Und indem du ſo manches Spiel treiben lerneſt, beweiſeſt du nicht deine Perfektibilität? Abrichten läßt ſich der Hund zum Wächter, zum Jäger, Tänzer, Schauſpieler *). Ha, wenn mit dem Flammenblicke, unter ſträubendem Borſte und wogendem Schwanze, mein Surro durch das weiſſe Gebiß aus dem purpurnen Schlunde die Donnerſtimme erhebt, wie kraftvoll beweiſet er ſich als der Demoſthenes unter dem Hundegeſchlechte! Weit mehr noch indeß, als wegen ſeiner Talente, ſchätz' ich ihn wegen ſeiner moraliſchen Tugenden, wegen ſeiner Theilnehmung und Treue. Noch ſo weit voraus fliegend, läßt er mich nicht aus der Spur, noch ſo lebhaft mit ſich ſelbſt beſchäftigt, unterbricht er ſeine Sprünge und Spiele auf den erſten Wink willig und freudig; mit mir theilt er Bewegung und Ruhe, Gefahr und Erholung. Guter Surro, warum mangelt es dir zur

*) Plutarch de solertia animalium.

Mittheilung deiner Ideen an einer Sprache und an Organen, wie die meinigen? Warum ſieht auf den vierbeinigten Bruder ſo mancher zweybeinigte unbefiederte (wie den Menſchen Plato beſchreibt) auch gar zu verächtlich herab *)? Wie verſchieden iſt wohl an Zahl und Gewicht der Ideenkreis des Hundes von dem Ideenkreiſe, z. B. des Fuchsjägers, des Spielers, Stutzers, Taugenichts? Wie verſchieden iſt wohl ihre Biographie von der Biographie meines Surko? Indem mich unter ſolchen Betrachtungen der Hund anſtaunt, und das Stillſchweigen mit wehmüthigem Geheul unterbricht, theilt er mir traulich ſeinen ganzen Lebensroman mit. Ich wage es, die Fragmente ſeiner Confeſſionen in ein Ganzes zu ordnen. Wie? Aus ſeinem Gebelle, aus der Bewegung ſeiner Pfote und Schnauze ſollt' ich nicht eben ſo gut des Hundes Geſchichte herausleſen, als Roms Hoheprieſter die Geſchichte der künf-

*) Endloſe Fortdauer geben auch den Thierſeelen Ariſtot. de anima I. 1. Plutarch de Placit. philos. V. 20. Mirandola de Vanit. doctr. gent. I. 13. Sennert Institt. med. I. 10. und Hypomnem. phys. IV. 5. Leibnitz otium hanov. I. 181. Schulz Handb. der Phyſik B. V. C. 9. und unter den Kirchenvätern Arnob. B. II. Lactanz de ira Dei C. 7. Auguſtin de anima IV. 23.

tigen Schickſale Roms aus dem Vogelfluge, aus dem Eingeweide der Schlachtthiere, aus der Eßluſt der Hennen?

Bevor ich aber den Beytrag zu einer Gallerie berühmter Hunde liefere, proteſtir' ich gegen jeden Argwohn irgend einer Beſtechung von Seite entweder des Helden ſelbſt oder ſeiner Familie; ich betheure, daß mein Held über ſeine Lebensgeſchichte mit mir keineswegs irgend eine ähnliche Abrede getroffen habe, wie z. B. Cicero mit dem Luccejus, oder Plinius mit dem Tacitus *).

Von der Mutter hatte Surro die fromme Gutherzigkeit geerbt, vom Vater Trotz und Hochſinn. So weit hinauf geht zwar ſein Stammbaum nicht, wie der arabiſchen Pferde, immer indeß verſichern ſehr ehrwürdige Ueberlieferungen, daß Surro unter ſeinen Ahnen auch jene berühmten Hunde eines Ulyſſes und Tobias zähle, und daß ſeine Stammväter mit Noah in der Arche und mit Adam im Paradieſe auf ſehr vertraulichen Fuß gelebt haben. Unter günſtigem Geſtirne begann er die Laufbahn des Glücks und der Ehre. Sogleich nach der Geburt pflegte ihn, als ihren Liebling, Fräulein Helwina. Ihre Pflege vergalt er durch

*) Cic. Epist. V. 12. Plin. Epist. VII. 33.

innige Anhänglichkeit; nur in schneller Befolgung von ihrem Winke fand er sein Glück, seinen Ruhm. In alt-ritterlichem Geiste vereinigte er mit dem Heldenmuthe, mit dem er gegen jeden Angriff die Prinzessin beschützte, zugleich die Minnekünste, womit er ihr die Zeit kürzte. Um das Auge der Gebieterin auf sich zu ziehen, war ihm kein Studium zu mühsam, kein gymnastisches Spiel. Bald trug er auf der Vorderpfote den Fächer, bald drehte er sich auf den Hinterbeinen in leichtem Tanz um sie her, bald trug er zwischen den Zähnen ihren Pantoffel. Ach, wie veränderlich — Hierüber brach mein armer Surro in Klaglieder aus; in elegische Klagen, ganz Ovids Tristibus gleich. Mir ward bang ums Herz; ich fühlte, wie er; seine Seufzer begleitete ich: Ach, wie veränderlich ist nicht die Laune des Weibes! Welcher Dämon steigt empor aus der Hölle, und vergiftet die Blüthe von Surro's unbefangener Jugend! Ein Kater. Reizend ist Mimy; glänzend sein Pelzwerk; weich, wie Eyderdun; in des Katers Auge blizt Amors goldener Pfeil; voll Grazien ist jede seiner Bewegungen; falsch aber ist seine Gemüthsart; er liebkoset die Gebieterin, jedoch nur sich selbst liebt er. Während daß Surro sich glücklich schäzt, zu ihren Füßen liegen zu dürfen, wirft sich eigenmächtig Mimy auf ihre Schulter; während daß jener demü-

thig vor ihr im Staube kriecht, pflückt frevelhaft dieſer von ihren Wangen die Blüthe. Schwer büßt es Surro, daß er nach dem begünſtigten Nebenbuhler empor bellt. Mit dem Fuße ſchleudert Helwina ihn weg; mit beißiger Schnauze fordert Mimy ihn aus; ſchalkhaft ruht er nicht, bis unter ſtrenger Zucht die Gebieterin den armen Surro ganz zu Mimy's Sklaven macht, und endlich zu ſeinem Maulthiere. Ach, ſo gern dieſer der Dame zu gefallen mit ſich jedes Spiel treiben läßt, ſo verliert er doch am Ende, wo nicht die Geduld, doch die Freudigkeit in dem erniedrigenden Dienſte; ach, indem er ſein munteres Weſen verliert, fällt er völlig in Ungnade. Ha, der Tyrannin! Sie verdammt ihn zur Deportation weithin unter das Schauddach des Pächters. Ferne von der Geliebten, die er trotz ihrer Gefühlloſigkeit nicht vergeſſen kann, thut er endlich auf alle Freuden Verzicht: er wird ganz ernſthaft, und zu rechter Zeit noch wiedmet er ſich der Philoſophie, dieſer letzten Zuflucht für verſtoſſene Hunde. Sein Profeſſor war ein ganz eigener Mann: in die alt-cyniſche Philoſophie verwebte er die neukantiſche; nach der alt-perſiſchen und indiſchen Methode verband er mit den Vorleſungen praktiſche Uebungen. Zum voraus ganz geläufig war dem Zöglinge das Capitel von der Vergeſellſchaftung der Ideen: kaum

daß der Professor zum Stocke griff, erinnerte er sich sogleich jener erhabenen, furchtbaren Imperativen: Entsag jeder Lust, im Begleite größerer Unlust; zieh Pflichterfüllung dem Genusse der Glückseligkeit vor. Bey Ausübung der Pflicht nahm er so wenig Rücksicht auf Beyfall und Lohn, daß er sie selbst gegen den undankbaren Meister erfüllte, und Schläge mit Liebkosungen erwiederte; kurz, ganz durchdrungen war er von jenem amor purus. Noch so hoch indeß über die Sinnenwelt und ihre Erscheinungen erhoben, blieb er doch davon unendlich entfernt, in dem Schooß der Apathie oder Mystik, als Farniente, zu schlummern; gewissenhaft bewachte er Haus und Feld; je weniger er für sich selbst lebte, mit desto mehr Eifer kämpfte er pro aris et focis; sein Wahlspruch war, dulce pro patria mori. Ach, ein Märtyrer der helvetischen Revolution wurde auch er. Die Russen liessen das Haus seines Meisters in Flammen aufgehen, und sein Meister starb in den Flammen. O des armen Surro! Verloren ist für ihn Alles, sein Vaterland, seine Constitution und Regierung. Am Stricke schleppt ihn ein Calmuke mit sich; an der Seite von diesem wohnt Surro, Held malgré lui, manchem Gefecht bey; triumphirend zieht er mit den Russen durch die Stadtthore von Zürich. Aber ohne seinen Lehrer und Freund,

aber ohne Helwinen wird ihm das Daſeyn zur Laſt. Um ganz das Andenken an Helwinen aus der Bruſt zu vertilgen, bleiben ihm nur zween Auswege übrig; entweder der Tod oder Zerſtreuung. Ach, in manchem Gefechte war er umſonſt jenem entgegen gegangen, ach, und auf Wertherſchen Selbſtmord verſteht ſich kein Hunde Alſo denn aus Verzweiflung ſtürzt ſich Surro in einen Wirbel von Zerſtreuungen; er geräth unter galante, libertiniſche Hunde, und in ihrem Umgange wird der erſt noch ſo gutmüthige, ernſthafte Philoſoph zum Freygeiſte und Wüſtlinge: wechſelweiſe vertreibt er ſich in ſchlummer Geſellſchaft mit Springen, Tanzen und Boren die Zeit, oder er beſucht in den Vorſtädten bald dieſe bald jene vierbeinigte Hetaire. Gleichſam als Aſpaſia erhebt ſich unter dieſen die eben ſo reizende als geiſtvolle Finette; rund um ſie her drängen ſich die notabelſten Bracken aus den vornehmſten Häuſern der Stadt. Mehrere freylich machen ihr nur zum Zeitvertreibe die Cour, nur weil es der gute Ton fordert: So nicht Surro; keinesweges befriedigt oder täuſcht ſeine tiefe Empfindſamkeit bloß eitles Spiel. Wenn er liebt, ſo liebt er aus voller Bruſt; bis zur Schwärmerey ſteigt ſeine Leidenſchaft; ganze Nächte lagert er ſich vor Finettens Thüre; während daß er wechſelweiſe unter wilden Dithyramben und ſchmachtenden Elegieen

seine Liebesqualen kund macht, trotzt er dem Platzregen und Windsturme, dem Hunger und Durste, selbst der Geisel und Keule. Ha, des Barbaren, der die schöne Finette im Serail als unerbittlicher Eunuch verschließt! Ha, des Barbaren, der den armen Surro mit Abälards Schicksale bedroht! Nein, nur ein solches Opfer ist für Surro zu schwer. Voll Verzweiflung ergreift er die Flucht; über Berg und Thal rettet er sich. Wie tief nicht wird seine ganze Seele gerührt! Plötzlich entdeckt er den Grabhügel seines ersten Meisters, des Pächters. Hier will er als Einsiedler seine Tage verschleifen, hier sterben.

Und nun liegest du da, zweifelst wohl gar,
Ob dereinst zu dem Freund Ulyssens
Und des Dulders Elisama
Treuem Hunde du kömmst.

Klopstock, Band II. Seite 137.

Hier entdeck ich den Hund. Mit ihm theil' ich seine Betrübniß. Theilnehmung ruft ihn ins Leben zurück. Ists Sympathie der Seele oder Verwandschaft des Schicksales, wodurch ich ihn anziehe? Er folgt mir, freylich lange nur mit niederhängendem Schwanze und Kopfe. Indem ich ihn in die Arme drücke, kehrt in sein Auge ein Blick der Freude zurück: Verlassen,

ſagt mir voll Dank und Zutrauen ſein Auge, verlaſſen ſind wir ja nicht mehr; gefunden haben wir uns! Hier in dem einſamen Bergthale genieſſen wir nun Jeder an der Seite des Andern den Feyerabend des Lebens. Hier, gutes Thier, vergeſſen wir die Welt, den Calmucken, Finettens Wächter und voraus den Kater:

Wie ich dazu komme, mit dem Hunde ſo lange Unterredungen zu pflegen? Je nun, im Walde komm' ich dazu; im einſamen Walde, in der Grotte der Echo, in Aegeriens Höhle lerne ich manches Geheimniß *). Ich unterhalte mich nicht nur mit meinem Hunde, nicht nur (wie der weiſe Aeſop) mit dem Wurme am Fuße des Baumes, oder mit dem Vogel in ſeinem Wipfel, ſondern wohl auch mit der Dryade im Stamme. Eben ſo ernſthaft unterhalte ich mich in der Verſamm-

*) Unter die Freudengenüße des goldenen Zeitalters zählt Plato in dem Geſpräche Politicus, beſonders auch den traulichen Umgang der Menſchen mit den Thieren. Eines nähern Umganges mit dieſen rühmen ſich die ehrwürdigſten Weiſen. (Philoſtrat de vita Apollon. I. 20. Apollodor I. 9. §. 11. III. 6. §. 7.) Um meinem Hunde Reſpekt zu verſchaffen, erinnere ich, daß zum höchſten Range, zum Range ſelbſt eines Geſetzgebers wohl auch ein Hund ſich emporſchwingen kann. (Plin. Hist. Nat. VI. 30.)

lung der ehrwürdigen Fichten und Tannen, wie dort Ihr in der Versammlung der patrum conscriptorum und pontificum venerandorum. Aus einem Stoffe sind am Ende wir Alle; Eines ist Alles, Alles ist Eins.

Die Orgel,

eine Kirchenidylle.

Eduard: — Fürwahr, verzückt sind wir hier unter dem hochheiligen Tempelgewölbe, wo nicht in den dritten Himmel, doch in den Vorhimmel. — Carl: Wirklich erschallt droben die Stimme der Seraphim. — Eduard: — Ihr Halleluja hör ich, aber auch mit Augen sehen möcte ich sie. — Carl: — Du siehst doch die hohen Säulen von Silber; o gewiß hinter diesen sind sie versteckt. — Eduard: — Dies sind nicht Säulen; Flöten sinds. — Carl: — Flöten? Ja wohl riesenmäßig, also für Riesen. — Eduard: — O, der kleinste Finger regiert sie. — Aber dort, seitwärts am Fußgestelle, was will der drolligte Junge? Was will er damit, daß er immer mit der Hand etwas zieht? — Carl: — O des Thoren! Wohl gar bey der Ferse will er die versteckten Engel hervorziehen. — Eduard: — Auf einmal erkenn ich sie; Doron ists,

sie, die droben sich ans Säulenwerk lehnt, wie an den Altar eine Priesterin. — Carl: — Wohl selbst sie auch ein Engel oder Schwester von solchen. — Eduard: — Meine Doron? Flügel doch trägt sie nicht an der Schulter, nicht den Strahlenkranz auf der Stirne. — Carl: — Was dir ein Shawl dünkt, ist, eingewickelt, ein Fittig; eine Glorie oder ein Nimbus was dir ein Haargeflecht scheint. — Eduard: — Engel oder nicht Engel, meine Doron ist und bleibt sie.

Bey der herrlichen Musik verstummen sie, kaum noch dürfen sie athmen; nach Vollendung des Spieles und Gesanges setzen sie ihr Gespräch folgender Gestalt fort:

Carl: — Und wozu denn läßt die hohe Virtuosin, indem sie sich hin und her wiegt, auf dem harmonievollen Gesimse die Finger hin und her gehen? — Eduard: — Ja, tanzen können die Finger, wohl gar auch sprechen und singen. O was vermögen sie nicht? Oefters schon gesehen hab ichs, wie unter Dorons Finger, bald auf Pergament, bald auf Leinwand, jetzt eine belebte Scene und jetzt ein blumigter Frühling im üppigsten Farbenschmucke hervorgieng. — Carl: — Und nun verwundere ich mich nicht, daß ihr Finger selbst aus leblosem Holze Wohlklang, Geist und Gefühl hervorlockt. Sieh doch, wozu dehn unaufhörlich regt

sich ihr Fuß? — Eduard: Wunder thut auch ihr Fuß. So wie im Gartenfeld unter ihrem Tritte Blumen hervorgehen, so ergießen sich unter ihrem gebietenden, schaffenden Fußschlage hier Ströme des Wohlklangs. — Carl: — Fuß und Hand, seelvoll ist Alles. — Eduard: — In jedem ihrer Finger regt sich ein Seelchen, in jedem ein ganzer Schwarm. — Eben darum auch, weil sie vom Scheitel bis zur Fußsohle eine Menge verschiedener Seelchen hegt, hat sie verschiedene Launen: eben darum geht sie so schnell von leichtem Muthwill zu hohem Ernst über. — Carl: — O der Zauberin! Sieh doch, so wie ihr Finger die Tasten mehr oder weniger drückt, so wie er über dieselben schneller oder langsamer hinfliegt, kurz, so wie jedesmal Doron es will, schmiegen sich unter ihr auch die leblosen Tasten, fürwahr, gerade eben so, Eduard, wie unsere Herzen. — Eduard: — Ganz so. Nur den Finger regen darf sie, nur den leisesten Wink thun, sogleich erhebt sich aus der Orgel ein Geist, der, wie sie's befiehlt, bald schmachtend ausathmet, bald, neubelebt, hoch empor rauscht; der, wie sie's befiehlt, bald in süße Träume sie wiegt, bald aus dem Schlummer rasch sie unter die Chöre des Himmels versetzt. — Carl: — Fühlst du es nicht, Eduard, auch uns selbst, auch unser Herz macht sie zur Orgel; so wie sie's be-

fehlt, zerschmelzt in süßen Träumen mein Herz, oder himmelan fliegt es; von der Macht ihrer Musik ergriffen, o, wechselweise sterb ich zu Dorons Füßen, und mit ihr versetz ich mich unter die Sternen! — Eduard: — Hoch preisen laß uns die Zaubermacht der Tonkunst; heilig, heilig, dreymal heilig ist sie; sie ists, die in der Wiege den Säugling einschläfert; sie, die den Arbeiter, den Pflüger und Schnitter, den Lastträger und das Lastthier in Athem erhält; sie, die den Unmuth besänftigt und die Schwermuth erheitert; sie erhöht die Freuden des Gastmals; sie zieht den Menschen aus der Verwilderung; sie giebt der Gesellschaft Harmonie; Eingang verschaft sie dem Recht und Gesetz; zu hoher Andacht begeistert sie, und in eine bessere, unsichtbare Welt versetzt sie die Seele. — Carl: — Dies, Doron, ist dein Werk! — Eduard: — Wunderthäterin oder nicht Wunderthäterin, sie ist und bleibt meine Doron. — Carl: — Die deinige? Guter Eduard, ganz sicher verlaß dich darauf nicht. So entzückend sind ihr Spiel und Gesang, daß sie damit wohl auch hinter den Silbersäulen den Chor der Engel entzückt. Mir ahnets, hinter den Säulen dringen zuletzt wohl noch die Engel hervor. Wie? Lebendig tragen sie unsere Doron in die Chöre des Himmels. — Eduard: — In die Chöre des Himmels zieht Doron auch

Eduard nach. — Carl, indem er rund um sich her schaut: — Uns Alle, Eduard; schau nur umher, unter dem hochbeseligenden Spiele verbreitet sich über jede Stirne der Strahl höherer Verklärung.

Sophia; Feengeschichte.

1. Hauptstück.

Geburt.

Nach den Einen wand sich auch Sophie, so wie Venus, aus dem Schaume der Meeresfluth oder überhaupt aus der Mischung streitender Elemente los; nach Andern ist sie ein Findelkind; wieder nach Andern liegt in ihrer Mine ein — Ich weiß nicht, was — welches hohe Abkunft verräth. Nach den glaubwürdigsten Genealogen ist sie die Tochter jenes erhabenen Monarchen, des Herrn über Sonne, Mond und Gestirne. Allein da sich dieser, wie gewöhnlich die morgenländischen Fürsten, den Augen des Volkes selten unverhüllt zeigt, da auch die ersten Eunuchen nicht immer erfahren, was im Innern des Pallastes vorgeht,

ſo iſt man abermal verſchiedener Meynung, wie und wenn die Prinzeſſin vom Vater erzeugt worden ſey, und wie ſie von ihm gepflegt werde. Nach Einigen überläßt ſie der Vater ſich ſelbſt; nach Andern ſteht er ihr incognito zur Seite, und ſie leitet er wie Mentor den Telemach.

II. Hauptſtück.

Kindheit und Jugend.

Ob ſie ewig ſey, wie ihr Vater, entſcheiden wir nicht; genug, daß ſie als Tochter vom Vater abhängig iſt. Noch ſo alt, bleibt ſie ewig jung; zugleich ewig blühende Jungfrau und ewig fruchtbare Mutter. Ihre Geſchichte beginnt mit der Geſchichte der Götter und Göttinnen. An Dianens Seite verfolgte ſie das Raubthier; an Apolls Seite hütete ſie die Heerden. Unter dürftigerm Himmelsſtriche wurde ſie, um ſich vor Froſt und Hunger zu ſchützen, erfindſam. Von der Spinne lernte ſie weben, von der Ameiſe ſparen; bauen lernte ſie von der emſigen Biene. Hier und da zur Dienſtmagd und Taglöhnerin herabgewürdigt, vergaß ſie ganz ihre hohe Abkunft.

III. Hauptstück.

Höhere Erziehung.

Schreckenvoll erwacht sie aus der Denklosigkeit. Unter Feuer- und Wasserströmen, unter Verpestungen und Vergiftungen der Atmosphäre, unter den Stürmen des Himmels und den Erschütterungen der Erde streckt sie nach Rettung die Hand aus. Mit Rettung schmeichelten ihr zwo geheimnißreiche Feen, Urania und Politeia. Glücklich und reizend bildet sie sich unter wohlthätiger Handleitung aus, nicht selten aber wird sie von bösen Zauberinnen irre geführet, von Furien der Hölle, von der After-Urania und After-Politeia. Wenn jene, die wohlthätigen Feen, unsre Prinzessin mit Liebe leiten, so setzen sie diese, die schwarzen Zauberinnen, durch Gespenster-Erscheinungen in Schrecken; wenn bey der Erziehung und Pflege der Mündeltochter jene die angeschaffenen Anlagen zu Rathe ziehen, so ziehen diese nur ihre eignen Vortheile oder Launen zu Rathe. Durch Umgang und auf Reisen bildet die Prinzessin sich aus. Obgleich sie im Innern des Geistes und Herzens immer sich gleich bleibt, so richtet sie sich im Aeußern nach dem Charakter des Climas und der Menschen, unter welchen sie lebt.

Zu Beyſpielen erwähnen wir hier von ihren Wanderungen und Reiſen nur einiger:

IV. Hauptſtück.

Thalda.

Die Schöne iſt immer das, wozu das Auge des Liebhabers ſie umſchaft. Sitten und Meynungen tragen die Farbe des Zeitalters und Climas. Keinesweges alſo darf es befremden, wenn im Morgenland unter den Gebern Gottes unſre Heldin dem morgenländiſchen Geſchmacke nachgab. Wenn ſie ſich zeigte, ſo geſchah es nur unter feyerlichem Gepränge, unter dem mitternächtlichen Himmel, im Gefolge von reinern Dämonen; nur unter magiſchen Beſchwörungen erſchien ſie dem Vertrauten. Wenn ſie ſprach, ſo ſprach ſie entweder im Säuſeln der Luft oder im Rieſeln der Quelle, entweder in Orakelſprüchen oder in Hymnen; wenn ſie ſchrieb, ſo malte ſie entweder Traumgeſichter oder ſie bediente ſich der goldenen Schriftzüge des Firmaments, oder des Farbenſchmuckes der Allegorien. Selbſt in der tiefſten ehrfurchtsvollſten Entfernung beſeligte ſie den Liebhaber; mit dem leiſeſten Hauche der Lippen,

mit dem flüchtigſten Strahle der Augen verſenkte ſie ihn in göttliche Entzückungen.

In die Länge indeß ſoll es eben ſo läſtig ſeyn, nur ganz rein und geiſtig zu lieben, als nur ganz rein und geiſtig geliebt zu werden; eben ſo läſtig, unaufhörlich nur Weyhrauch zu ſtreuen, als unaufhörlich nur Weyhrauch zu koſten. Die Schöne ſieht ſich nach Liebhabern um, die weniger ſchwärmeriſch ſind. Im Gefolge der oben erwähnten wohlthätigen Feen wendet ſie ſich nach dem mildern freyern Himmel der Griechen. Sogleich nach ihrer Entfernung aus dem Oriente erheben ſich dort an ihrer Stelle die After-Uranie und After-Politeia. Fürchterlich mißhandeln dieſe die Anbeter; um ſie ſicherer und unbeſchränkter beherrſchen zu können, lähmen ſie ihnen die Hand, durchbohren ihnen das Auge, und erniedrigen ſie zu ſklaviſchen Eunuchen. Nicht einmal im Traume denken dieſe an die vormals angebetete Prinzeſſin zurück.

V. Hauptſtück.

Griechenland.

Aus dem Oriente nach den griechiſchen Inſeln verſetzt, wie ſehr ändert nicht die Prinzeſſin ihre Geſtalt

In derſelben Stunde unterhalten ſie die Liebhaber itzt als Göttin und itzt als Buhldirne; ehrfurchtvoll lüften ſie itzt ihren Schleyer und itzt zerzauſen ſie ihr die Haarlocken. Wie koſtbar und üppig iſt nicht der Jargon, mit dem man ſie da unterhält! Beynahe eben ſo dunkel iſt er, wie in Chaldäa, aber er hat weit weniger Anſtand. Zu was Allem macht ſie nicht die freche unerſchöpfliche Läſterer-Chronik! Nach dem Einen iſt ſie ewig ein Kind, mit dem man ewig nur tändelt; nach dem Andern ein gerunzeltes Mättergen, wohl gar die Amme des uralten Saturns; wieder nach Andern eine namenloſe und unaufhörlich den Namen ändernde Abentheurerin, von der es immer zweifelhaft bleibt, wer ſie wohl eigentlich ſey; ja, ſo gar zweifelhaft, ob ſie wirklich auch ſey oder nicht ſey.

Sokrates war der erſte, der ihre wahre Abkunft entdeckte, und ſich mit ihr in angemeſſenem natürlichen Tone zu unterhalten begann. Indem er Griechenlands edlere Söhne zu ihr führete, als zur Göttin der ächten Weisheit und Tugend, reizte er die Eiferſucht ihrer Nebenbuhlerinnen, der Töchtern jener After-Urania und After-Politeia, deren fanatiſche Brut ſich aus dem Oriente je länger je weiter verbreitete. Voll Wuth vernahmen Betſchweſtern und Zänkerinnen, Sokrates habe ausſagen dürfen, Sophia ſey im

Umgange angenehmer und lehrreicher als diese Pedantinnen. Aus Rache liessen sie den Vertrauten und Liebling der Natur nicht nur im Narrenkleide zur Schau stellen, sondern zuletzt sogar vergiften.

Nach Sokrates Hinrichtung stritten seine Freunde um das Herz unsrer Heldin. Plato streute ihr Weyhrauch, wie einer Göttin; wechselweise veranstaltete er für sie eben so ausgesuchte als zwanglose Gastmale und Spiele, und dann wieder erbaute er ihr zu Ehren Feenpaläste und Opernschöpfungen. Aristoteles, ein feiner, aber etwas kaltblütiger Höfling, unterrichtete sie in den Geheimnissen der Symmetrie, der Kunst und des Geschmacks; vor ihrem Blicke zergliederte er das Räderwerk sowohl der Staaten als der Naturreiche, sowohl des Geistes als Herzens. Epikur lebte mit ihr auf den Fuß eines Hausfreundes; wohl auch vergaß er im Taumel, wenn sie ihm ganz im Negligé Zutritt vergönnte, die Achtsamkeit. Indem er unter muthwilligem Spiele aus ihren Haarlocken den Puderstaub schüttelt, bildet er zum Scherze aus der Staubwolke bald diese, bald jene Gestalt; wohl auch sehr ernsthaft behauptet er, alles — er und die Prinzessin — seyen im Grunde nichts anders als Spiel solcher Atomen. Ebenfalls sonderbar behandelten die Dame Diogenes und Zeno. Dieser war gegen sie streng, wie

ein Mönch, der dem Beichtkinde Alles zur Sünde rechnet, sowohl Weinen als Lachen. Jener riß ihr jeden Schmuck weg; er behauptete, nur unter den Lumpen einer Bettlerin habe sie Reiz, und schmackhaft seyen ihre petits soupers nur unter der Hand voll Wasser in einer Tonne zwischen Mäusen und Ratten. Der seltsamste unter ihren Liebhabern war Porrho. Er selbst wußte nicht, ob er sie liebe oder nicht liebe, ob sie existire oder nicht existire; überhaupt hielt er's mit ihr, wie ein kalter Ehemann mit seiner zweydeutigen Ehehälfte, der nicht draus klug wird, der sich aber darum auch wenig bekümmert, ob sie ihn krönt.

Während daß sie mit mehrern dieser seinen Herren nur Spaß trieb, gefiel sie sich am besten im traulichen Kreise einiger Freunde und Freundinnen im Geist und Geschmacke jener Perikles und Aspasien. Diese verschafften ihr zur Bedienung die feinsten Haarkünstler und Putzmacherinnen, die geschicktesten Lehrmeister in der Sprache, in der Bildnerey, der Ton- und Tanzkunst. Unter andern besaß sie eine geist- und geschmackvolle Zofe. Jeden Liebreiz der Gebieterin wußte diese im schönsten Lichte zu zeigen. Von den Musen und Grazien hatte sie nicht etwan blos die Mysterien des Spiegeltisches, sie hatte auch jene Zauberharmonien der Schönheit in der Bildung und Bewegung, im

Geiſte und Ausdruck gelernt. So lange die Kunſt nur als Zofe die Dame bediente, herrſchte zwiſchen beyden ſchweſterliche Theilnehmung: Welche Verwirrung aber, ſo bald (wie es etwan zu geſchehen pflegt) die Magd zur Frau, die Frau zur Magd wird! Stolz darauf, die Gebieterin zu verſchönern, gehorcht dieſer die Zofe nicht mehr. Indem die letztre die erſtere zu verdrängen bemüht iſt, macht ſie ihr den einen und andern Liebhaber untreu. Indem ſich dieſe je länger je mehr von der Gebieterin entfernen, gewöhnen ſie ſich im Umgange der Zofe an Ziererey, an Schwulſt und Puppenſpiel. Wenn ſie noch zuweilen auch der Dame die Cour machen, ſo geſchieht es nur in Gala unter aſyriſchem perſiſchem oder ägyptiſchem Gepränge.

VI. Hauptſtück.

Rom.

Müde des eiteln Geſchwätzes der ausgearteten Griechen, verſetzt ſich unſre Heldin nach Rom. Unter den ältern Römern, die vielmehr ſtaatsklug und heroiſch ſind, als galant, empfiehlt ſie ſich nur in der Geſtalt einer bewaffneten Pallas; keinesweges im eleganten Boudoir oder hinter Couliſſen macht ſie Eroberungen,

ſondern im Senate und auf dem Gerichtsplatze; weit weniger mit Liebes- und Rednerkünſten beſchäftigt ſie ſich, als wechſelweiſe bald mit den Waffen, bald mit dem Pfluge. Als ſich aber die ſpätern Römer dem Luxus ergaben, als ſie mit der Waagſchale der Welt, wie mit einem Pantin Spiel trieben, als ſie zuerſt dem Erdkreiſe und hernach ſich ſelbſt das Joch auflegten, rettete ſich Sophie mit wenigen Vertrauten von der Partheywuth und Tyranney bald unter die heilige Halle, bald in den einſamen Hayn. Hier lebte ſie mit Cicero und ſeinen Freunden im Schooße der Muſen; hier pflegte ſie die erſte noch unverdorbene Blüthe der römiſchen Beredſamkeit und Dichtkunſt. Mit Sophien waren einige der griechiſchen Muſen nach der Tiber gekommen. Hehr und lieblich erhoben ſich dieſe; unter Auguſts ausſchweifenden Nachfolgern aber wurden Sophiens Begleiterinnen gezwungen, entweder ſich zu verbergen, oder ſich nur unter den gekünſtelten Manieren und dem üppigen Schmucke von feilen Dirnen zu zeigen. Nur ſelten noch ließ ſich Fräulein Sophie in ihrer angeſchaffenen Schönheit, nur ſelten ließ ſie ſich öffentlich ſehen. Um dieſe Zeit erhob ſich Sooter, der Weiſe von Nazareth. Sophiens Ehre rettete er, indem er geradezu ſich für ihren Bruder erklärte. Wir haben beyde, ſprach er, denſelben

gemeinschaftlichen Vater, den Pantokrator, den Herrn über Sonne und Mond. So verblendet indeß war der Zeitgeist, daß nur allmählig, nur hin und wieder einzelne Menschen in ihnen die höhere Abkunft entdeckten. Für den Sohn, für die Tochter des Himmels, für einen würdigen Gegenstand der Huldigung und Anbetung wollten die Schöngeister und Sophisten, die Weltleute, die Großen der Erde Niemand erkennen, der sich nicht theils durch Wortprunk, theils durch äußern Glanz auszeichnete. Ein solches altes und immer neues Vorurtheil machte sich eine Tochter der Hölle zu nutze. Für die Tochter des Himmels hielt man Sophia Maria, ein bezauberndes Ungeheuer. Um so viel schneller strömten ihr von allen Seiten Anbeter zu, je mehr sie Allen Alles zu seyn schien. Wechselweise trat sie in entgegengesetztem Schmuck auf, bald unter schwülstigem morgenländischen Talar, bald unter dem nassen knappen Gewande einer griechischen Courtisane; wechselweise umgab sie sich bald mit geheimnißreichen Aeonen und überirdischen Geistern, bald mit sehr irdischen Faunen und Grazien. Indem sie sich zuweilen in die Gesellschaft des Weisen von Nazareth einstahl, wurde Mancher auch aus diesem nicht klug; mancher verwechselte die Schwester des Weisen mit dieser phantastischen

Sophia Maria, daher hundert qui pro quo, Contreverſen, Duelle, Befehdungen.

VII. Hauptſtück.

Kloſterverhaft.

So ſehr verblendete durch ihren Zauber und beſonders durch Vorſpieglung von Wunderkräften und hohen Geheimniſſen Sophia Maria, daß ſich Conſtantin der Groſſe auf dem Throne nicht beſſer zu ſichern glaubte, als wenn er mit ihr den Thron theilte. Seither ſetzte ſie ſich manchem Weltherrſcher an die Seite; manchem trat ſie wohl gar auf den Nacken. Allgebieteriſch, erlaubte ſie ſich jede noch ſo ſeltſame Laune. Wenn ſie's verlangte, küßte ihr fußfällig auch der Kaiſer den Pantoffel; wenn ſie zu Pferde ſtieg, hielt ihr dieſer den Steigbügel; zu ihrem Dienſte unterhielt ſie ein zahlloſes Heer von ewig jungfräulichen Männern; nach Willkühr machte ſie Brod zu Fleiſch, Knochen und Lappen zu koſtbaren Schätzen, Unrecht zu Recht; nach Willkühr ertheilte oder entriß ſie ihren Anbetern die Krone. Wie gelang ſie zu ſolcher Wundermacht? In Verbindung mit ganz unwiſſenden Barbaren hatte ſie die ächte Sophie ins Kloſter geſtoßen, und vor aller

Welt galt nun sie für Sophien; sie, für die Schwester des allvereheten Sooters und für die Tochter des Himmelskönigs.

Im Klosterkerker bewachten die ächte Sophie eifersüchtige Eünuchen. Man hielt sie für todt. Nur von Zeit zu Zeit gelang es irgend einem ihrer kühnern Liebhaber, sich ihr bey nächtlicher Weile verstohlen zu nahen. Manchen, der hievon Etwas laut werden ließ, kostete es Ehre und Leben.

VIII. Hauptstück.

Herrschaft der Anti-Sophia.

Da nun einmal Sophie ganz unsichtbar geworden war, so wurde Anti-Sophien die Behauptung der Uebermacht nicht schwer. Unterstützt von der After-Urania und After-Politeia, beherrscht sie durch Unterhaltung der Zweytracht den Erdkreis; von Pole zu Pole knüpft sie geheime Verbindungen; von Pole zu Pole unterhält sie in tausend und tausend Kloster-Casernen ein Heer, das, unbewaffnet, so furchtbar als ein Engelheer ist; mittelst ihres Bannstrahles erschüttert und beherrscht sie auch jene Welt, wie diese.

IX. Hauptſtück.

Sophiens Rettung.

Unter der eigenen Laſt ſinkt jede Uebermacht ein. So beſchließt es Sophiens Rächer, der wunderthätige, unaufhörlich wechſelnde Zeitgeiſt. Noch ſo furchtbar ſeyn ihre Feinde, noch ſo eiferſüchtig die Eunuchen, die ſie im Kloſterkerker bewachen, unvermerkt werden wider Wiſſen und Willen ſie ſelbſt ein Mittel zu Sophiens Befreyung. Wahr iſts, unterm Drucke und unter unnatürlichen Mißhandlungen hatten ſie die Kerkermeiſter ganz unkenntlich gemacht; unter ſcholaſtiſcher und mönchiſcher Diät wurde ſie bald von der Waſſerſucht aufgeſchwellt, bald ſchrumpfte ſie zum Skelet ein; von Zeit zu Zeit aber erholte ſie ſich, und von neuem blühte ſie wieder. Obgleich unter ihren Wächtern ſelten Einer ihren Werth fühlte, und Kraft genug beſaß, mit ihr allenfalls auch nur in umbra voluptatis zu ſpielen, ſo waren ſie doch ſtolz auf die Bewachung nicht etwann nur ihrer Perſon, ſondern jedes kleinſten Reliquien von ihrem ehemaligen Schmucke; beſonders ſorgfältig verwahrten ſie die Brieftaſchen, Blumenleſen, andere Blätter und Papiere, die Sophie aus dem Oriente, aus Rom und Griechenland mit ſich gebracht hatte. Unvermerkt verbreiteten ſich davon

Copien; unvermerkt führten sie die Prinzessin ins Andenken zurück; geradezu den Absichten der Usurpatorin entgegen, führten auf die Spur der vermeynten Todten selbst fanatische Anbeter der Sophia Maria, selbst jene irrenden Ritter; während daß diese auszogen, ihr Grab zu plündern, entdeckten sie Nachrichten von ihrem Leben; von der Ritterfahrt brachten sie aus dem entlegenen Oriente manches Kleinod, das die Prinzessin dort zurückgelassen hatte, nach dem Occidente zurück. Noch lang indeß blieb sie selbst im Klosterkerker verborgen. Nicht ohne Mitwirkung mehrerer wohlthätiger Zauberkräfte, wie z. B. der Magnetnadel, der Teleskope und Mikroskope, der Typographie u. s. w. erfolgte doch endlich Sophiens Befreyung. Die Befreyung dankt sie theils jenen griechischen Flüchtlingen, die, gleich den Parthen, in der Flucht siegten, die hinter sich die Barbarey zurückließen, und vor sich her sie vertrieben; theils auch dankt Sophie die Rettung selbst einigen der vornehmsten Kronbeamten von Sophia Maria, voraus ihrem Haushofmeister, Leon von Medizis. Gegen sie von Liebe entflammt, zieht er sie nicht nur ans Tageslicht, sondern in seiner Gesellschaft gestattet er ihr die größte Freymüthigkeit. Dadurch stürzt er sich in die äußerste Verlegenheit. Um Pseudosophien, seine Königin, nicht eifersüchtig

zu machen, giebt er ſich die Miene, er behandle ihre Nebenbuhlerin blos als Freudenmädchen oder Courtiſane; zu dieſer Rolle fühlt ſich Sophie zu groß.

X. Hauptſtück.

Sophie und Pſeudoſophie.

Was für ſeltſame Geſchöpfe ſind nicht die Männer! Was für ſeltſame Geſchöpfe die Weiber! Immer nur wollen ſie das andre Geſchlecht entweder beherrſchen oder von demſelben beherrſcht werden. Sonderbar zeichnet die ächte Sophie dadurch ſich aus, daß ſie zwar auch, wie jedes Weib, gerne geſehen und gehört wird, gerne rührt und gefällt; aber ſie will weder herrſchen noch beherrſcht werden. Sehr alſo bedaurte ſie es, daß ihre Liebhaber nicht nur die Sophia Moria verſtoßen, ſondern, an ihrer ſtatt, ſie ſelbſt auf den Thron ſetzen wollten; keineswegs als wahre Freunde und Liebhaber anerkannte ſie diejenigen, die weniger in ihrem Geiſte als nach ihrem bloßen Namen ſich bald Sophiſten, bald Sophiſtianer nennten. Keineswegs, ſagte ſie, iſt es ihnen um mich zu thun, um meine Perſon, ſondern nur um meinen Schmuck, um mein Erbgut. Wenn ſie ſich ihr zu Ehren ausforderten, ſo verab-

schrute sie ihre Schwärmerwuth; wenn sie sich darum beigten, wer unter ihnen von ihr das treuere Bildniß besitze, so spottete sie der einen sowohl als der andern. Während daß ihre ängstlichen fanatisirten Anbeter sich nur mit Entzifferung dieses oder jenes Blattes, das sie aus Rom oder aus Griechenland mitgebracht hatte, ganze lange Tage, Nächte beschäftigten, und darüber ihren eignen persönlichen Umgang verscherzten, verbarg sich die Dame, und unter irgend einer einsamen Laube entblößte sie jeden ihrer geheimsten Reize irgend einem Vertrauten.

XI. Hauptstück.

Sophiens gänzliche Wiederherstellung.

Zum Vertrauten wählte sie jedesmal nur denjenigen, der frey und bescheiden zugleich war. Einer der ersten und glücklichsten war Bako. Zutritt bey Sophien verschaften ihm ihre beyden Favoritinnen, die Gelehrsamkeit und die Erfahrung; sie eroberte er theils durch den tief dringenden Blick, theils durch die eben so anmuths- als kraftvolle Sprache. Ihn beschenkte sie mit ihrem sehr getreuen und bis auf die kleinsten Neben-

züge genau ausgearbeiteten Bilde. Je länger je mehr wurden Sophiens traurige Schattenriſſe verdächtig, mit deren Feilbietung bisher eine damals herrſchende und nun vergeſſene Schule das ſchändlichſte Monopol trieb. Ganz allen Credit verloren dieſe höchſt ungetreuen Silhouetten, als Carteſius mit einer neuen Manier auftrat. In der Darſtellung, die dieſer von Sophien lieferte, incessu patuit Deus: ohngeachtet er aber dem Gange der Göttin auf dem Fuße nachfolgte, war er doch am Ende nicht glücklicher, als Apoll mit der Daphne. Sehr beleidigte er Sophien dadurch, daß er in ihren Gebehrden und Bewegungen nur Gewicht und Maaß, nur Mechanismus ſah, weder Leben noch Geiſt. Unwillig entzog ſie ſich ſeinem Blicke unter ſeltſamen Winkeln. Kühn trat ihr Spinoza unter die Stirne, aber wer ihr zu dreiſt ins Geſichte ſieht, den ſtraft ſie mit heiligem Wahnſinne. Von ihrem Sonnenglanze betäubt, ſinkt Spinoza aus Fluthen des Lichtes in Fluthen der Finſterniß; in demſelben angebeteten Bilde erblickt er zu gleicher Zeit Alles und Nichts, den Liebenden und die Geliebte, Tochter und Vater, ein ſchönes Ungeheuer, aus widerſprechenden Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, Ariman und Oromasdes nur Eins. Ganz einen andern Weg wählte zu Sophiens Herzen Hobbes. Gerade dadurch empfahl er

ſich ihr, daß er, gleich weit von galantem ſowohl als von ſchwärmeriſchem Tone entfernt, ihr weder als einer Göttin huldigte, noch mit ihr, als mit einer Schäferin, tändelte. In ſeinem Umgange wurde ſie gleichſam zur Männin, zur Amazone, obgleich zurückſchreckend, doch reizend. Gefälliger, als er, ſchmückten ſie ſeine jüngern Freunde mit Kränzen.

Völlig erhob ſie ſich aus dem Stande der ehemaligen Erniedrigung in den Stand der Verherrlichung, als ſie mit Locke, Leibniz, Newton und den würdigen Jüngern von dieſen feyerlich hervor trat. An Locke's Seite zeigte ſie ſich simplex munditiis; an Leibnitzens Seite unter reichem, abwechſelndem Schmucke, unter Edelſteinen und Blumen, unter den außerordentlichſten Verwandlungen. Newton krönte ſie mit einem Nimbus von Sternen; zum Gefolge gab er ihr die Elemente, die Jahreszeiten und Horen, die, wechſelweiſe ſich fliehend und anziehend, ſie in harmoniſchen Tänzen umſchwebten. Zu den Füßen der Göttin legte Büffon das prachtvolle Füllhorn der Mutter Natur; in ihre Hand Montesquieu die mit Blumen umwundene Wagſchale des Rechtes; zu Begleiterinnen gab ihr Voltaire die Grazien; Hume und Gibbon erhoben ſie zur Vertrauten und Rathgeberin der Geſchichte; Leſſing und Winkelmann zur Hofmeiſterin der Künſte;

Addiſon und Franklin gaben ihr Popularität; Spalding und Eberhardt ſöhnten ſie mit der Theologie aus. Von allen Seiten, von den Thronen und aus den Hütten ſtrömten ihr Verehrer und Liebhaber zu. Wer nennt ſie Alle? Wenn ſie ſich dem Einen ganz in Lebensgröße, ganz nach der Natur, von jeder Seite darſtellt, ſo weiß ſich der Andre immer noch glücklich, wenn ſie ihm nur den Fuß oder die Hand ſehen läßt. Lebenslang ſpricht ein ſolcher voll Begeiſterung weniger von ihr ſelbſt, als von Sophiens einzelnem Zug oder Gliede, von der Hand oder dem Fuße.

XII. Hauptſtück.

Ihre Flucht aus dem Gedränge.

Seit ihrer Befreyung aus dem Kerker flößte ſie der Sophia Moria Reſpekt ein. Nicht nur ſchonte ſie dieſe, ſondern unvermerkt nahm die Uſurpatorin ſelbſt einen humanern Ton an: ſie zitterte vor der immer wachſenden Menge von Sophiens Anbetern. Unter dieſe aber miſchten ſich aus Mode und Nachahmung auch Halbköpfe und Schwärmer, gleichſam Beſeſſene unter den Begeiſterten. Es ſind falſche Anbeter, ſagte Sophie; ſie ehren mich mit den Lippen, aber ihr Herz

ist ferne von mir; beym Mangel an Unterscheidungskraft, an festem Charakter und Geiste verwechseln sie Sophien mit der Pseudosophie; sie treten zu dieser hinüber, wohl gar treten sie mit ihr gegen jene in Verschwörungen. Wirklich giebts unter ihnen solche, die selbst nicht wissen, was sie wollen, die sich von Sophien widersprechende Ideen formiren. Die Einen sprechen ihr alle Wirklichkeit ab, und machen sie zur leeren Abstraktion; Andre erblicken in ihr nur körperlosen Geist; wieder Andre nur geistlosen Körper. Bey solchem Widerspruche der Meynungen beredet sich Sophia Moria und ihre unzertrennlichen Begleiterinnen, die After-Urania und After-Politeia, ohne Mühe werden sie endlich das Heer von Sophiens Anbetern auf ihre Seite gewinnen: ohne Mühe Sophien ganz aus dem Wege räumen, oder doch sich ihrer als einer Maschine bedienen. Arme Sophie! Diese Welt ist eben so wenig für Sophien, als für Cato, geschaffen. Hier unter dem Monde will Jeder nur entweder Gönner oder Client, Herr oder Knecht seyn; du allein willst weder herrschen noch beherrscht werden! Auf Sophiens Rechnung schreiben ihre Feindinnen alles, was unter der Prinzessin Larve sie selbst verwirken; auf ihre Rechnung so viele ungeheure Mißgeburten, welche sie hin und wieder auf den Lehrstuhl, an den

Altar und Thron zu pflanzen bemüht sind. Voll Unwillen verbirgt sich Sophie. Noch weiß man nicht eigentlich, ob sie in den Himmel zurückkehrt, oder sich einstweilen bis zum Ablaufe der Sündfluth, wie Noah in der Arche, verschließt.

Verkehr zwischen dem Mond und der Erde *).

Vergeblich erwartete ich, daß doch am Ende der Revolutionsgeist für Europa irgend eine günstigere Richtung gewinne; leider sah ich, daß es auf jeder Seite den Kämpfern weniger um die Menschheit als um ihre eigne Person zu thun sey; ich sah, daß sie sich weniger um die Beglückung der Völker bekümmerten, als um ihre Beherrschung; ich sah die fatale Trennung der Moral von der Politik, und die unnatürliche Begattung des alten Aberglaubens mit der neuen Aufklärung. Aus den Angeln gerissen, sah ich so viele alte Verfassungen, und sah so viele ganz neue, die, wie es mir schien, nie werden alt werden. Vom Dämone des Hypochonders geplagt, zitterte ich vor dem Gedanken, über kurz oder lang werden Europa und seine glänzenden Städte mit dem vormals so blühenden

*) Geschrieben im Jahr 1799.

Asien und Tyrus und Sidon und Babylon und Carthago ähnliche Schicksale haben. Zur Vertreibung von meinem Mißmuthe entschloß ich mich, eine Luftänderung zu machen; ich verließ Europa; in Pekin schmeichelte ich mir, den ewig festen Wohnsitz väterlicher Regierung zu finden: Welche Bestürzung überfiel mich! Sogleich nach meiner Ankunft in China vernahm ich, daß man in Paris und London damit umgehe, mittelst des europäischen Revolutionsgeistes auch Ost- und Westindien in Flammen zu setzen. Länger kein Heil also für mich auf der ganzen unterlunarischen Erde; kein Rath, als nach dem Beyspiele von Aristophanes Vögeln ein Nest, einen Wohnplatz über den Wolken zu bauen. Hinauf sehnte ich mich nach irgend einem andern Planeten. In Pekin nährte meine Sehnsucht ein Missionair. Wir zimmerten eine Luftarche; Lebensvorrath nahmen wir mit; zum Athemholen packten wir Luft ein, die wir durch verschiedene Kunstgriffe erfrischten. An der Grenze der Mondatmosphäre wurde unsre Arche so leicht, daß sie jeder von uns ohne Mühe forttrieb. Den Weg von der Erde zum Monde, welcher zum wenigsten 52000 Meilen beträgt, legten wir in dem schnellen Fuhrwerke in Zeit von sechs Tagen zurück: In der Nähe des Mondes fieng unser Schiff an, nicht mehr von der Erde, sondern vom

Monde angezogen zu werden. Wir wußten nicht mehr, was oben und unten war. Die Arche wälzte ſich, und das Fenſter ſah nach der Erde hin, die uns als groſser Mond vorkam. Beym Widerſtande der Mondluft gieng unſre Fahrt langſamer; wir öffneten den Cylinder und landeten am Ufer des ſogenannten rothen Meeres. Hier iſt die Luft weit ſubtiler als auf der Erde. Sehr befremdete uns die verminderte Schwere unſers Körpers und des Geräthes. In Verhältniß ſteht dieſe Schwere mit der Kleinheit des Mondes. Zur Verminderung der Bangigkeit, die uns die ſubtilere Luft verurſachte, verbeſſerten wir ſie theils mittelſt der Vegetabilien, theils mittelſt der dephlogiſtiſirten Luft, die wir in Tonnen mitführten. Nach einiger Ausſpähung des Landes, wurde es uns je länger je wahrſcheinlicher, daß der Mond ſein letztes Gericht bereits erlebt habe, und daß er ein zerſtörter Planet ſey. Hin und wieder ſahen wir geborſtene Gebirge, Lavaſluthen, geſalzene Seen, Vulkane, Verſteinerungen, verdorrtes Geſträuch. Wär unſre Arche zu Grunde gegangen, wie hätten wir im Chaos des Mondes unſer Leben friſten können? Nirgends für uns weder angemeſſene Luft, noch eßbare Speiſe, noch trinkbares Waſſer. Am grauſenhafteſten iſt jene Mondhälfte, welche von der Erde ganz abgekehrt, ſich in ewige

Nacht hüllt, und nur zuweilen bey der ſchwankenden Bewegung des Mondes den Erdbewohnern in ſchmalen Streifen ein wenig ſichtbar wird. Dieſe kalte und nächtliche Mondeshälfte iſt eine Art Purgatorium, wohin zur Abkühlung jene Feuerköpfe verdammt werden, die ſich hienieden unter verliebten, herrſchſüchtigen, religiöſen Schwärmereyen das Gehirn verbrannt haben. Unter den Bewohnern dieſer Mondeshälfte erblickt man die kleinlichen Seelen von abgeſchiedenen Großen der Erde. So wie der Mond ſelbſt um vieles kleiner iſt, als der Erdball, ſo haben auch die Bewohner eine um vieles kleinere Geſtalt, als die Bewohner der Erde. Gerade hierin liegt die Hölle der Verdammten, daß ſie einerſeits aus Rieſen Zwerge geworden, und anderſeits das Mißverhältniß zwiſchen ihren ewig nagenden Begierden und dem Unvermögen, ſie zu befriedigen, qualvoll empfinden. Anſtatt der Paläſte, die ſie auf Erde bewohnten, kriechen ſie nun im Schutte feuerſpeyender Gebirge; anſtatt furchtbarer Heere, muſtern ſie nun, wie die Kinder, kleine bleyerne Reuter. Uns Menſchen von 5 bis 6 Fuß bewundern ſie, als hohe Giganten; ängſtlich wimmeln ſie um uns her; ſie zittern vor uns, als wären wir Würgengel, Herolden eines neuen immer ſchreckenvollern Gerichtstages.

Nur auf der entgegengeſetzten, etwas mildern Mondeshälfte ſind die pygmäiſchen Einwohner vielleicht mit der Zeit und unter angemeſſener Verpflanzung wohl noch einiger Ausbildung fähig. So wie man aus Afrika nach Amerika Negern verſetzt, ſo könnten aus dem Monde nach der Erde die winzigen Mondlinge verſetzt werden. Je winziger ihre Geſtalt iſt, je mehr ſie an dürftige Speiſe gewohnt ſind, um ſo viel wohlfeiler wird ihr Unterhalt ſeyn; ſehr wichtig hingegen kann ihr Dienſt werden. Eben wegen ihrer Kleinheit können ſie ſich um ſo viel leichter verſtecken, und wegen leichter Verſteckung um ſo viel bequemer zum Auflauren dienen. Welche Revolution in den Sitten wird alſo nicht dieſer neue Handelszweig hervorbringen? Wer Staatsunterhandlungen wird es kein Miniſter wagen, das Land an den andern zu verrathen oder zu verkaufen; denn nie iſt er ſicher, ob ſein Prinzipal hinter dem Fürhang irgend einen abgerichteten Mondling verſteckt. Im galanten Tête — a Tête erlaubt man ſich nicht die geringſte Freyheit, denn wie leicht verſtecken nicht einen ſolchen Mondling entweder der eiferſüchtige Ehemann oder der ängſtliche Vater? Immer noch vor dem Pygmäen aus dem Monde wird man zittern, wenn man auch vor keinem Engel weder aus dem Himmel noch aus der Hölle zurückbebt. Indeß

auch zu gefälligerm Dienſte bedienen ſich die Damen der kleinen Ganymeden. Mögen auch die Amors von dem Spiegeltiſche einer Dame noch ſo höhniſch wegfliegen, ſo ſtehen ihr doch immer noch, als Suppleanten der Amors, unſre Mondlinge zu Dienſte.

So wie, aus Noth gedrungen, die Bewohner des holländiſchen Sümpfe oſt- und weſtindiſche Handels-Compagnieen errichteten: ſo ſollten, fürwahr ebenfalls aus Noth gedrungen, nunmehr wir Schweizer Handels-Compagnieen im Monde errichten. Warum auch ſo. ganz ohne Rückladung ſchicken wir Jahr aus Jahr ein eine ungeheure Menge von verdünſtetem Geiſt und Verſtand, von verliebten Seufzern und Grillen hinauf nach dem Monde?

Um den Mondhandel mit deſto beſſerm Erfolge zu treiben, müßte freylich nach dem Monde eine Colonie geſchickt werden. Am angemeſſenſten paſſen hierzu unſre Schwärmer jeder Art. Da ſolche Menſchen im Kopfe und Unterleib ſtark mit Winde angefüllt ſind, wie viel leichter und ſchneller verſteigen ſie ſich in die Wolken! Da ihnen ohnehin die gröbere Atmoſphäre hienieden wenig behagt, wie viel leichter gewöhnen ſie ſich an die überirdiſche Mondluft! Wohlan denn, Ihr Frommen und Heiligen, die ſchon hienieden ganz Geiſt, nur Geiſt ohne Körper ſeyn wollen; wohlan denn,

Ihr metaphyſiſchen Finanzräthe, die gerade dermal darauf ſpekuliren, wie man von Nichts leben könne: ohne Zweifel macht hierüber Ihr ſelbſt nicht ungern einen Verſuch dort oben an den Ufern der Salzmeere oder bey den Oeffnungen der Vulkane!

Wirklich mit Unrecht unterſchiebt man dem Ehrennamen der Mondſüchtigen unedle Nebenbegriffe; Menſchen ſind ſie, die ſich nach dem Monde nur darum ſehnen, weil ſie dort leichterer Bewegung genießen. Hieher gehört aus Schröters ſelenotopographiſchen Fragmenten folgende Bemerkung: „Da im Monde die Körperſchwere fünfmal geringer ſeyn muß, als auf der Erde, ſo müßen die Bewegungen der Körper ungemein leichter ſeyn, als hier.“ Dort alſo die eigentliche Rennbahn für Glücksritter, denen nur mit raſchem Gange gedient iſt.

Bevor ich indeß meine Vorſchläge mehr im Detail vorlege, bedarf ich freylich ſicherer Gewährleiſtung, daß ohne Widerſpruch nur wir allein von dem Monde Beſitz nehmen. Von dem heiligen Vater haben wir wohl nichts zu beſorgen. Wie es ſcheint, iſt jene Urkunde, in Kraft welcher über die Vertheilung neu entdeckter Welten er allein entſchied, verloren gegangen. Einige Beſorgniß hingegen erwecken doch immer noch die eine und andre Seemacht. Wie leicht könnte es ihnen

in den Kopf fallen, ſich auch zu Luftſchiffen zu erheben *)!

Vorſchlag zur Verfertigung von lebendigen Puppen.

Ihr Vorſchlag, mein Herr, zur Gründung einer Handelsgeſellſchaft in dem Monde verdient alle Aufmerkſamkeit. Nur unter immer weiterer Verbreitung des Colonialhandels verbreiten ſich auch Cultur und Humanität. Damit aber das Mutterland nicht allzuſehr von den Colonieen abhängig werde, darf es ja nicht die Erzeugniſſe ſeines eigenen Bodens unbenutzt laſſen. Nicht ohne Grund und nicht ohne Erfolg ſucht man eben darum durch künſtlichere Anwendung des Cichorien und Rüben, den amerikaniſchen Zucker und Caffee je länger je entbehrlicher zu machen. Sehr entbehrlich, mein Herr, ſind uns wenigſtens für itzt noch die Produkte des Mondes, beſonders die Mondlinge. Solche Mondlinge, ich meyne, kleine lebendige Puppen

*) Man deute dieſes Wort nicht unrecht: Hier nehme ich es in buchſtäblichem Sinne, keinesweges in verblümtem, wie z. B. Horaz B. I. Ode 3, oder Paulus Epheſ. III. 19. VI. 14.

über Miniaturmenſchen verfertigen hienieden lieber wir ſelbſt. Bey der ungeheuren Ueberfüllung nämlich der müßigen, der nur verzehrenden Menſchenklaſſe könnte doch der eine Theil der Menſchen den andern als Waare verarbeiten, und ſie nach der Verarbeitung, nicht ohne Gewinn, feil tragen. Verſtehen Sie mich nicht unrecht! Hier iſt keinesweges weder von Negern — noch überhaupt von Blut- oder Menſchenhandel die Rede. Nein, allſeitig friedlich und freundlich iſt der Handel, den ich vorſchlage: ein Menſchenhandel freylich iſt es, aber ein ſolcher, der im Alterthume ſelbſt bey äußerſt milden und verfeinerten Völkern, bey den Sybariten und Crotoniaten, mit Ehre geblüht hat *). Mittelſt gewiſſer chemiſcher Operationen erſtickten ſie bey neugebornen Kindern ſchon im erſten Keime alles künftige Wachsthum: mittelſt ſorgſamer Erziehung richteten ſie die kleinen Geſchöpfe nicht nur wie Schooßhündchen, ſondern zu Schooßhündchen ab. Wie? den Menſchen, das Meiſterſtück der Schöpfung machten ſie

*) Apud hos homunculi quidem parvi ac Scopæ, ut inquit Timon, ob delitias reperiuntur, qui Stilpones ac melitæi catuli dicuntur, qui illos sequuntur in gymnasia. — Melitæis catulis lætantur Sybaritæ hominibusque non hominibus. Athenæus XII. 6.

ſchon bey der Geburt zum Pygmäen? Je nun, was liegt an der Geſtalt? Iſts Umfang der Geſtalt, der den Menſchen, der das Weſen, die Natur und Würde der Menſchheit ausmacht? Iſt der Menſch mehr oder weniger Menſch, je nachdem er einen Schuh oder Zoll mehr oder weniger groß iſt? Wer dies behauptet, wird wohl auch behaupten: Mehr oder weniger Menſch ſey derjenige, der mehr oder weniger köſtlich ißt und trinkt. Wie dem indeß immer auch ſeyn mag, ſo kömmts am Ende bloß darauf an, was für Neugeborne in eine ſolche Pygmäengeſtalt eingeſchnürt werden. Wer darf ſich wohl ärgern, wenn ich dazu arme verwahrloſete Kinder empfehle? In wiefern man theils bey der Liederlichkeit ihrer Aeltern, theils bey der Nachläßigkeit der Polizey mit Gewißheit voraus ſieht, daß ſie zu Taugenichtſen und Bettlern, wohl gar zu Schelmen und Dieben, zu Räubern und Mördern aufwachſen, thut man nicht ſowohl ihnen ſelbſt als der Welt einen Dienſt, wenn man ihr Wachsthum ſchon in der Wiege verhindert? Wozu ihnen die größere Leibeskraft? Entweder mißbrauchen würden ſie dieſe, oder ſie ungebraucht laſſen. Wozu ihnen der größere Magen? Entweder gebrichts ihnen an Broderwerb, oder ſie treiben ehrloſen, ſchändlichen Erwerb. Wozu ihnen die große lümmelhafte Geſtalt? Sie nehmen in den Zucht- und

Verhältshäuſern allzu viel Raum ein. In wiefern ſie Mignaturmenſchen werden, wie viel weniger gefährlich und verderblich iſt nicht ihr Daſeyn? Während daß man den vierſchrötigen Kerl mit Recht vor jeder Thüre wegſchickt, iſt der Mirmidon aller Orten willkommen; eben ſo theuer bezahlt und eben ſo zärtlich füttert man ihn, als das Schooßhündchen. Aber auch unter den höhern Menſchenklaſſen wird wohl mancher Vater ſein Kind nicht ungern zum Schooßhündchen, oder Schooßmenſchlein abrichten laſſen. Ach, wie viel leichter und beſſer findet es nicht unter der Puppengeſtalt Aufnahm und Brod, als ſo mancher vornehme Kriecher, Speichellecker, Schmarozer, der, ohngeachtet der ſtattlichen Größe, ſich um eines Biſſens willen jeder Erniedrigung Preiß geben muß! Sie ſehen, mit dieſen Diminutivis von Menſchen meyn' ich es gut. Wie Mancher, der itzt vor den Großen die Hand auf den Mund legen muß, würde unter der Form eines Diminutivi [illegible] Se. Excellenz ungeſtraft anknurren; wie Mancher, der itzt im Vorzimmer ſchmachtet, würde dreiſt auf demſelben Sopha ſich neben den gnädigen Herrn lagern und mit ſeiner Gemahlin den Thee ſchlürfen; wie Mancher der itzt traurig dem Nebenbuhler nachſteht, würde ihn triumphirend wegbeißen; wie Mancher, der ſich der angebeteten Göttin kaum im Traume nähern darf, würde,

als Menschlein, sans façon sie ins Schlafzimmer begleiten!

Es giebt wohl kein gutes Haus, wo man nicht eben so gern einige Mirmidons pflegen wird, als Hunde, Katzen, Papageyen u. s. w. Auf mancherley Weise kann man sich ihrer bedienen, z. B. beym Schachspiele, anstatt der Figuren; beym Spiegeltische oder überhaupt in Damengesellschaft; anstatt eines lebendigen Spielzeuges, so wie der tändelnden Courmacher.

Wohl auch starken Verbrauch findet diese Waare in größern und kleinern Hof- und Staatskabinettern. Je winziger die Mirmidons sind, um so viel sicherer bedient man sich ihrer zu geheimen Expeditionen; je weniger ihr Unterhalt kostet, um so viel lieber wird mancher Duodezfürst oder kleinlicher Freystaat zur Parade vielmehr ein Heer von Mirmidons besolden, als nur ein einziges Regiment sechsschuhigter Krieger, die ohnehin nie einen Feind zu sehen bekommen, es sey denn, das eigne einheimische Volk sey der Feind, den der Vater des Landes damit bekriegt und erdrückt. Ist aber der Herr von Kriegesdurste geplagt, so verschafft er sich ganz bequem und ganz wohlfeil das Schauspiel des Krieges, indem er unten im Schloßhofe die Gefechte, z. B. von Hohenlinden oder

Marengo durch ſeine Mirmidons in Mignatur darſtellen läßt.

Kurz, aller Orten wird der Verbrauch ſolcher Menſchenwaare ungeheuer groß ſeyn; am Ende werden ſich die Mirmidons, die doch nicht von der Art und Natur der Maulthiere ſind, in unbeſchreiblicher Menge über den ganzen Erdboden verbreiten, und von Geſchlechte zu Geſchlechte fortpflanzen. So wie die heutige Menſchenart allmählig ausſtirbt, wächst hingegen ein ganz neues, das mirmidoniſche Menſchengeſchlecht. Dies erfolgt nach der goldenen Regel der Perfektibilität. Wenn nämlich in der Kindheit der Welt und im Schooße der alten Barbarey die Menſchen ſich durch größere, gröbere Geſtalt auszeichneten, muß nicht beym Fortgange der Cultur ſich ihre Geſtalt unvermerkt verkleinern, und ſich auf dem höchſten Punkte der Vollendung ſo ſehr zuſammenziehen, daß der Menſch zuletzt keinen größern Raum einnimmt, als z. B. entweder Swammerdams Saamenthiergen oder die innere Körperhülle von Connors verklärter Seele *). Heil uns,

*) Sehr gelehrte und weiſe Männer ſahen eine ſolche ſucceſſive Verkleinerung der Menſchengeſtalt voraus, z. B. Esdras IV. C. 5. V. 54. 55. Plinius VII. 16. Varro beym A. Gellius III. 10. nur

wenn diese Kleinlichkeit, die ohnehin schon dem Zeitalter das Siegel aufdrückt, endlich auch an der Menschengestalt sichtbar wird! Alsdenn gewinnt wieder ein Jeder von uns hinreichenden Platz, und das ewige Drängen und Stossen hört auf. Besorgen Sie ja nicht, mein Herr, daß der Mensch mit seiner großen Gestalt zugleich auch die Herrschaft der Erde verliere! Keinesweges hängt die größere oder geringere Kraft von dem größern oder geringern Volumen der Gestalt ab. Noch so klein sey z. B. ein Magnet, immer doch zieht er Eisen an sich: noch so klein ein Körngen Weyhrauch, immer doch durchdringt sein Geist das ganze Tempelgewölbe; noch so klein die Flintenkugel, immer doch schlägt sie selbst in der Ferne Roß und Reuter zu Boden. Aeußerst dünn, luftig, kurz, ein wahrer Pygmäe war Hipponaktes, und darum schleuderte er nichts weniger mit außerordentlicher Kraft den schwersten Ball durch den weitesten Luftraum *). Gesetzt aber auch, daß unsere Menschlein dem Körper nach sehr wenig Kraft haben, so wissen wir doch, daß

---

darinn irreten sie, daß sie in ihrer noch grob sinnlichen Philosophie diese Verkleinerung für Ausartung hielten.

*) Athenäus XII. 89.

es nicht die Menſchenfauſt iſt, welche das Pferd, den Stier und jedes Element bändigt, ſondern die Geiſteskraft. Wirkt aber dieſe nicht um ſo viel erfindſamer, freyer, wunderthätiger, je weniger ſie unter körperlicher Laſt niedergedrückt wird?

Mittelſt ähnlicher chemiſcher Operationen, wodurch der Menſch zum Menſchlein metamorphoſirt wird, kann auch das Menſchlein zum Engelein metamorphoſirt werden. Ein ganzes Volk ſolcher Engelein giebt es an der äußerſten Grenze von Indien: ſie gehören zu der Gattung der Pygmäen; ſie ſind aber befiedert, und nähren ſich nur von dem Hauche der Blumen *).

Ja, von ſelbſt wird ſich die Fabrik unſrer Menſchlein vervollkommnen, wenn ſie nur einmal in Gang kömmt. Durch welche geheimen Mittel aber werde ich ſie in Gang bringen? O dafür, mein Herr, ſeyn Sie unbekümmert. Sehr bekannt bin ich mit den Schriften der Alchymiſten. Eiſen und Bley kann ich zwar nicht in Gold verwandeln; ohne Mühe hingegen Menſchen in Menſchlein. Ich beſitze geheime Papiere von

*) Gentem esse ajunt, apud extrema Indiæ, corporibus hirtis et avium ritu plumantibus, nullo cibatu vescentem, sed spiritu florum naribus hausto vietitantem. Pygmæos quoque haud longe ab his nasci. A. Gell. IX. 4.

Julius Camillus und von Paracelsus. Sie wissen doch, daß, nach dem Zeugnisse des Amatus Lusitanus der erstere ein lebendiges Menschlein verfertigte, welches nicht größer war, als ein Daume; der letztre aber giebt zur Verfertigung solcher Menschlein umständliche Anleitung *).

Also denn zu einer Zeit, wo die Menge von Verbesserungs- und Finanzplänen nur allzudeutlich verräth, wie sehr man solcher Vorschläge bedürfe, gerade zu dieser Zeit wird mein Vorschlag willkommen seyn. Unter glücklicher Behandlung wird die Abziehung (extractus) des Menschleins aus dem Menschen wohl nicht weniger Credit finden, als z. B. die Zusammenziehung aller göttlichen und menschlichen Wissenschaften in den Sedez- oder Taschenformat.

Der Prediger.

Der Prediger: — Nein, bloße Gemeinplätze, nein, selbst noch so schöne blos moralische Abhandlungen taugen nicht für das Volk; immer noch weniger reinen Geist und Verstand hat es, als Sinnen, Gefühl

*) Paracelsus de natura rerum, wie auch Connor's religio medici §. 36.

und Imagination. — Ich: — Und wie denn machen Sie es auf die Lehren der Religion aufmerksam? — Der Prediger: — Ich knüpfe die Lehren an irgend einen hohen Pfal, um dem sie sich alle herumdrehen; ja, Freund, an den geweyheten Pfal vom Kreuze, oder, ohne räthselhafte Figur, an die erhabene, göttliche Person Jesu, von der alles ausfließt, und auf die alles zurückfließt. — Ich: — Fürwahr, ein eben so menschliches als göttliches Drama, eben so erhaben als rührend! — Der Prediger: — Wie höchst interessant ist nicht schon an sich der Menschenfreund, der Weise, der Held, der Märtyrer, und wie viel mehr wird es nicht seine Aufopferung für reine Tugend und Gottesverehrung, wenn wir überdenken, wie unendlich viel zu allen Zeiten und in allen Weltgegenden sein Unterricht und Opfertod zur Veredlung und zur Beruhigung der Menschenseele beyträgt! — Ich: — Aber das herrlichste Schauspiel, wie ungemein viel verliert es nicht von seinem Eindrucke, wenn die Darstellung desselben gar zu oft wiederholt wird? — Prediger: — Wahr ists, von einem Jahre zum andern trag ich jede Woche dieselben Hauptlehren vor, aber auch nie tief und allseitig genug können sie dem Volke eingeprägt werden, jene eben so erhabenen als trostvollen Lehren von der Vereinigung des Menschengeschlechtes in nur

Eine Familie unter der Leitung des Allvaters, so wie auch von dem moralischen Zusammenhange zwischen dem Leben diesseits und jenseits des Grabes. — Ich: — Gott verzeih mirs! Noch so herrlich klinge das Saitenspiel, aber doch semper chorda oberras eadem. — Prediger: — Ja, wenn ich mich immerfort nur in demselben Zirkel von Ehrieen herumdrehe, so ist die Vernachlässigung des gottesdienstlichen Unterrichtes nicht des Volkes Schuld, sondern die meinige. — Ich: — Wie aber ists möglich, daß ein Prediger jede Woche mit einer Predigt von neuem Stoffe oder auch nur von neuer Form auftreten kann? — Prediger: — Immer zwar predige ich nur Jesum, nur Jesu Geschichte und Lehre, von Zeit zu Zeit aber verbreite ich mich von dem Hauptstamme über die Aeste, von diesen über die kleinern Zweige; wohl auch verweile ich mich bey einzelnen Knospen und Blättern. — Ich: — Ja freylich, so wie für den Botaniker, ist auch für den Ausleger und Religionslehrer nichts ohne Bedeutung, alles bezieht sich auf jedes, jedes auf alles: den Detail aber verschmäht der große Haufen als kleinfügig, als fremde. — Prediger: — Mit Recht, in wiefern die aus dem Texte abgeleiteten Ideen und Nebenideen allzu weit hergeholt, in wiefern sie unter Zwang und durch Künsteley herausgepreßt, in wiefern sie noch über-

dieß ohne Verbindung mit den Hauptideen, kurz, ohne Anmuth und Würde dargeſtellt werden. Bey gefälliger Entwicklung hingegen und weiſer Anwendung erzeugen die Nebenideen nicht nur angenehme Ueberraſchung, ſondern ſie erwecken und unterhalten die Aufmerkſamkeit. — Ich: — Wie aber und auf welchem Wege kommen ſie theils gewichtigen, theils fruchtbaren Nebenideen auf die Spur? — Prediger. — Nur einiger Erfindungsquellen erwähne ich, nur der nahe liegendern. Vorerſt leſe ich die Schriftſtelle nicht nur in verſchiedenen Ueberſetzungen, ſondern auch im Original; hernach ſetz' ich an die Stelle des Alldeutſchen das Neudeutſche: ich verwechsle den ungeläufigen Ausdruck mit dem geläufigen, die morgenländiſchen Sprachfiguren mit den abendländiſchen, die jüdiſchen Volksſitten und Volksmeynungen mit den heutigen. Um das Thun und Laſſen Jeſu und ſeiner Apoſtel, um ihre Reden und Lehren richtiger verſtehen zu lernen, verſetz ich mich unter dem Beyſtand ihrer Zeitgeſchichte in ihr Zeitalter; wohl auch verſetz ich in Gedanken ſie ſelbſt in das meinige. Indem ich allſeitig und anſchaulich Jeſu Zeitgenoſſen darſtelle, darf ich eben nicht lang auch die meinigen zur Schau ſtellen: ohne den geringſten beleidigenden Wink von Seite des Predigers laſſen ſie alle dem Zuhörer von ſelbſt auf, auch die

heutigen freygeiſterischen Sadduzäer und altgläubigen Phariſäer, die heutigen herrſchſüchtigen Richter und Aelteſten, die unter Menſchenfurcht und Gefälligkeit hin und her ſchwankenden Pilatus, die wechſelweiſe ängſtlichen und leichtſinnigen, immer doch ſchlauen Herodes, die unter auswärtigem Zepter hier gedrückten dort drückenden Untertyrannen, das blinde, wetterwendiſche, partheyſüchtige Volk, das tiefe und allgemeine Sittenverderben, den endlichen Verfall und Umſturz. Indem ich mitten unter der kläglichen Finſterniß ein neues Licht hervorgehen ſehe, Jeſu reinere Moral und Gottesverehrung, ſo wende ich mich von Jeſu Jüngern, von denjenigen, die er ſeine Herzens-Anverwandten nennte, zu ſeinen Herzens-Anverwandten und Jüngern in dem gegenwärtigen Zeitalter, und, indem ich mitten unter der verdorbenen Welt doch immer noch eine Martha und Maria, einen Lazarus und Simon, einen Nikodemus und Joſeph erblicke, ſo erfreue, ſo ermuntere und tröſte ich mich mit ihnen: nein, die Hoffnung geb ich nicht auf, daß Gott auch heute noch, wie vormals, aus der Finſterniß Licht hervorrufen werde: freylich aber ſcheint es mir dringend, daß auch heute wieder Jeſu Jünger zuſammenhalten, wie vormals; dringend ſcheint mir beſonders auch die Wiederbelebung der gottesdienſtlichen Verſammlungen.

— Ich: — Und unter andern, wodurch? — Prediger: — Auch durch humanere Lehrart. — Ich: — Durch humanere? Ach, so übel geleitet, so verdirbt ist der Sinn und Geschmack, daß immer ein großer Theil der Zuhörer die Predigt nicht als gute Predigt, nicht als ächt religiös und biblisch aufnimmt, wofern sie allverständlich, wofern sie auch im täglichen, häuslichen und bürgerlichen Leben anwendbar ist. So wie sich Mancher noch sein Ideal von einer guten Predigt formirt, muß sie mit üppigen Deklamationen, mit morgenländischen Blumen, mit dogmatischen Dornen und Disteln, vor allem aus mit einem gewissen feyerlichen, geheimnißreichen Dunkel umwunden seyn. — Prediger: — Ein Mensch von solchem Geschmacke besucht also die Predigt nicht, um sie zu verstehen, viel weniger um daraus Lebensregeln zu ziehen; er besucht sie, wie Mancher die Oper, um seine Imagination in Verzückung zu setzen und zu berauschen. — Ich: — Ja, Freund, um sich entweder in heiligen Traumgesichten selbst zu vergessen, oder vielleicht wohl auch, um durch die Wallfahrt zur Kirche Etwas um Gott zu verdienen. — Prediger: — Wohl ein sehr verdorbener Geschmack! — Ich: — Er entsteht aus Denklosigkeit und unterhält Denklosigkeit. Wie sehr nicht bedaure ich die Lage des Predigers? Wenn er nicht

nachdenkende Zuhörer voraussetzen darf, wie soll er sie vorerst denken lehren, wie soll er ihnen zum Denken Lust machen? — Prediger: — Je nun, in ähnlichem Falle ist der Prediger mit dem Schriftsteller. Wechselweise müssen der Eine wie der Andere bald sich zu ihrem Publikum herablassen, bald es zu sich hinaufziehen. — Ich: — Und wenn also der Prediger dem geist- und geschmacklosen Haufen Geist und Geschmack einflößen soll, wie greift er es an? Wie wird er z. B. für Aufgeklärte und Nicht-Aufgeklärte, für Allgläubige und Neugläubige gleicher Weise interessant? — Prediger: — Für die Einen, denk ich, knüpft er die Lehren der Lebensweisheit an biblische Figuren, für die Andern diese an jene. Eine Lehrart, eine Verschiedenheit der Lehrart, deren sich unter verschiedenen Personen und Umständen meisterhaft auch Jesu Apostel bedienen. — Ich: — Der Vortrag aber, den man von dem Prediger verlangt, soll (wie sie es heißen,) salbungsvoll seyn. Sonderbar! Auch die weltliche Beredsamkeit vereinigt mit Erleuchtung des Verstandes Erwärmung des Herzens, aber nur die christliche erhebt sich durch Salbung. — Prediger: — Ausschließend nur mit bürgerlichen Gegenständen beschäftigt sich die weltliche Beredsamkeit; noch überdies beschäftigt sich die Canzelberedsamkeit mit Gottes un-

ſichtbarem Geiſte und mit der Ausſicht jenſeits des Grabes. In wiefern von dieſer Seite der Prediger einen höhern, geiſtigen Gegenſtand behandelt, in wiefern er ſich überdies dabey einer geweyheten Sprache, der Sprache der Geſalbeten Gottes, der Propheten und der Apoſtel bedient, in wiefern er das Feuer, mit dem er unſer Herz ſchmelzt, gleichſam von dem Weyhrauch und Oele des Altars nähret, gewinnt ſeine Beredſamkeit Salbung; ſie gewinnt Etwas von jener Begeiſterung, welche den Männern Gottes das Anſehn heiliger Schriftſteller erwarb. Einige, obgleich freylich nur entfernte Aehnlichkeit mit unſern ſalbungsvollen Reden hatten vielleicht z. B. beym Orpheus und Linus, beym Plato und Pindar die Prieſterhymnen und Mythen, — ſo wie auch die Anwendung derſelben von ſpätern Rednern und Dichtern. — Ich: — Je nun, ſo wenig ich der Salbung ihren Werth ſtreitig mache, glaub ich doch, daß ſie nur cum grano salis gebraucht werden darf; bey öfterm Gebrauche ſchwächen auch die geiſtreichſten Eſſenzen mehr, als ſie ſtärken. — Prediger: — Immer iſt Popularität der erſte Vorzug des Canzelvortrages. — Ich: — Und welchen Vortrag nennen Sie popular? — Prediger: — Einerſeits in Abſicht auf Inhalt und Gegenſtand, in wiefern dieſer den Umſtänden, den Bedürfniſſen und Fähigkeiten

des Volks angreift ist; andererseits in Absicht auf Ausdruck und Styl, in wiefern er aus solchen Wörtern und Redensarten besteht, die im gemeinen Leben gehäufig und durchgängig faßlich sind. Ja wohl, unendlich verschieden ist von dem populairen Style der pöbelhafte. Jener unterscheidet sich durch Vermeidung von Redensarten, welche leicht unedle Nebenideen erwecken. Wenn Erneſti populairen Ausdruck empfiehlt, so setzt er warnend hinzu: Sed ita tamen, ut elegantia conservetur *). — Ich: — Leicht ertheilt man die Regel, aber nicht leicht beobachtet man sie. Das nächstemal, wenn Sie eine solche Predigt halten, die sowohl in Absicht auf Form als auf Inhalt ganz populair ist, lad ich mich bey Ihnen zu Gaste. — Prediger: — Leicht denk ich mir eine Predigt, deren Inhalt nicht etwan nur überhaupt populair, sondern wohl gar dem ersten Anscheine nach geringfügig und der Kanzel unwürdig ist, der aber unter schicklichem Gesichtspunkte Würde gewinnt und nicht ohne Würde dargestellt wird. — Ich: — Ein Beyspiel? — Pfarrer, indem er aus dem Pulte ein Blatt hervorlangt: — Eine Predigt hab ich nicht vorräthig, aber doch dazu den Plan; den Plan zu einer Predigt — nehmen Sie

*) Inst. Rhetoric. §. 343.

nicht vereilig Anſtoß — über den weiblichen — Kopfputz. — Ich: — Sie ſcherzen; Sie, mein Freund, werden doch nicht den homiletiſchen Geſchmack jenes Joh. Geiler von Kayſersberg und Abraham von Sanct Clara begünſtigen! — Prediger: — Eben ſo wenig, als moraliſch-religiöſe Mikrologie. — Ich: — Wohlan denn, über den Kopfputz, und nun, der Text. Woher dieſer? — Prediger: — Solcher giebt es wohl mehrere, z. B. Eſai. III. 16—24. 2 Petri III. 3—5. Aber mit ſo viel Feinheit und Gründlichkeit behandelt kein andrer heiliger Schriftſteller den weiblichen Kopfputz, wie Paulus. Hier die Stelle 1 Cor. XI. 3—16. — Ich, nach Ableſung der Stelle: — Und nun hierüber die homiletiſchen Bemerkungen: — Prediger: — Wählen Sie nach dem Bedürfniſſe der Perſonen und Umſtände aus. Vorerſt überhaupt allgemeinere, z. B. folgende:

Unbedeutend ſcheint Manches, was wichtig ſeyn kann. Wenn bey den gottesdienſtlichen Verſammlungen die jüdiſchen Chriſten auf die Bedeckung des Hauptes drangen, und hingegen die griechiſchen ſich hierüber größere Freyheit anmaßten, wie ſehr bedurften nicht beyde Partheyen zur Verhütung verderblicher Trennung eines weiſen Vermittlers? Hier Bemerkungen über die mehr oder weniger begründete Autorität des Herkom-

ment, über den Einfluß alter und neuer Moden, unterscheidender Nationaltrachten, überhaupt über den Gebrauch und Mißbrauch des Kleiderschmuckes, über den angemessenen Schmuck für jeden Stand, jedes Land, jedes Alter und Geschlecht. Alsdenn aber über das Verhältniß beyder Geschlechter, woraus theils der schöne Zweck der Natur, nämlich Uebereinstimmung des Mannigfachen, theils gegenseitige Theilnehmung, kurz, alle Früchte des häuslichen und selbst des bürgerlichen Lebens herfließen. Allein lieber lassen Sie uns Stückweise gehen:

V. 3. Wohlthätigkeit moralischer Hierarchie und Subordination.

V. 4. Vorzug offener, freyer, heiterer Religiosität vor der finstern. (Math. VI. 17.)

V. 5. Schande gröberer Leichtfertigkeit und Frechheit, aber nicht nur in Thaten, sondern auch in Worten, Gebehrden u. s. w.*)

V. 6. Nicht nur durch gröbern Ausbruch, sondern auch durch kleinere Ungezogenheiten wird das weibliche Zartgefühl beleidigt; nicht nur verräth sich durch das Aeußere das Innere, sondern sehr leicht wird wirklich auch durch jenes dieses befleckt.

*) Cyprian de habit. Virgin. Clemens Alexandrin. Paedag. II. 10.

V. 7. Gleichsam wie Gott die ganze Schöpfung als Allvater regiert, so regiert nach dessen Vorbilde der Hausvater sein Haus; unter seiner Aufsicht bestrebt sich das Weib als Gehülfin dem Manne und dem Hause Ehre zu machen.

V. 8. Alte Mythen, ihre moralische Anwendung. Nicht weniger lehrreich und schön ist beym Moses die Geschichte von der Erschaffung des Weibes, als z. B. jener platonische Mythos, nach welchem sich der Ueberfluß mit dem Bedürfnisse, Kraftgefühl mit Zartgefühl, Stärke mit Schwäche vermählt.

V. 9. Das gute Weib ist nur in sofern glücklich, in wiefern es den guten Mann beglückt; nur in wiefern es dem Manne wirklich Achtung und Liebe einflößt, vertraut es sich ihm.

V. 10. Sittsames Betragen, Schutzwehr weiblicher Tugend. (1 Mos. XX. 16.) Heilsamer Eindruck der Vorstellung, daß man, wenn auch nicht unter den Augen ehrwürdiger Menschen, — doch immer unter den Augen höherer, ja, des höchsten Wesens selbst stehe. Ob der Begriff, daß der Mensch unter der Aufsicht von Engeln stehe, wirklich Grund habe, oder nur Volksglauben sey, immer doch bequemt sich der Weise in seinem Ausdrucke auch nach dem Volksglauben, in wiefern er nicht schädlich ist.

V. 11. Glück gegenseitiger, treuer Abhängigkeit; Unglück häuslicher Zwytracht, Tyranney und Auflehnung; am glücklichsten sind beyde Hälften im Herrn, d. i. in religioser Vereinigung.

V. 12. Wenn der Mann als Fürsorger und als der Erste, als das Haupt ehrwürdig ist, so ists das Weib als Mutter. Vereinigt sind beyde in Gott. Alles in Allem ist Er.

V. 13. Uebrigens dringt der Apostel Andern sein Urtheil nicht auf; sie selbst läßt er ihre eigne Urtheilskraft brauchen; auf ihr inneres Gefühl macht er sie aufmerksam. Wie viel besser empfiehlt sich nicht das Weib durch Sittigkeit als durch Frechheit?

V. 14. Nur gebe man Acht, worauf die Natur selbst führe, oder das natürliche Gefühl, gesunder Sinn, oder auch Herkommen und Sitte *)! Ohne weitere Belehrung, erinnern uns nicht auch sie schon, daß ein reicher Haarschmuck, als Zeichen der Eitelkeit und Weichlichkeit, dem Manne übel anstehe? Hier über weibische Verzärtlung und kindische Tändeley **).

V. 15. Jedes Geschlecht, jedes Alter, jeder Stand

---

*) Nunquam aliud Natura, aliud sapientia dixit.

**) Attexris capite crinibus faminam meditabatur, heißts beym Apulejus.

haben ihren eigenen Anstand. So übel dem Manne ein reicher Haarschmuck ansteht, so gut hingegen kleidet er das Weib. Bey gehöriger Beschränkung nämlich dient dem Weibe der Schmuck theils zur Empfehlung, theils zur Behauptung der Würde.

V. 16. Uebrigens giebt es Moden und Meynungen, die jeder dem andern lassen mag. Hierüber zu zanken, ist unweise; hierüber entscheiden wir nicht, und freyen Spielraum gestattet hierüber auch unsre Verfassung. Nichts wissen will der Apostel weder von kleinlicher Casuistik noch von Unduldsamkeit.

Zum Beschlusse bemerken wir, daß, wenn es selbst ein hoch erleuchteter Apostel nicht unter sich findet, hierüber in einem Hirtenbriefe so weit in den Detail zu gehen, wohl auch zuweilen ein Prediger in ähnlichen Detail eintreten mag.

Der weibliche Kopfputz, in höherer religiöser Hinsicht.

Nach 1. Corinth. XI. 3—16.

Unaufhörlich mit den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit war der große Apostel beschäftigt; unaufhörlich arbeitete er an der Umkehrung des Opfer- und

Bilderdienst, an der Vereinigung der entzweyten Gottesverehrer, an der Ausbreitung einer reinern moralischen Religion, an der Gründung und Verbesserung so vieler religiösen Verbrüderungen; nichts desto weniger fand er immer noch Zeit, seine Aufmerksamkeit auch auf Dinge zu richten, die zwar unbedeutend und gering scheinen, die aber ganz unbemerkt von wichtigem Einfluße sind. Unter den Vorschriften, die er den neu gestifteten Brüdergemeinen mittheilt, vergißt er ja nicht die Vorschriften für den weiblichen Kopfzeug.

V. 3. Damit beginnt er, daß er seine Schüler und Jünger an das eigentliche moralische Verhältniß zwischen den beyden Geschlechtern erinnert. Gerade in derselben Beziehung, in welcher Jesus Christus als Stifter und Haupt der reinern Gottesverehrung zu Gott, seinem Vater steht, steht der Mann zu Jesu, als seinem Führer und Lehrer, und das Weib zu dem Manne, als zu dem seinigen. Alles in Allem ist Gott, zur Verbreitung des Heils und Lichtes aber bedient er sich verschiedener Werkzeuge, und zur Verhütung regelloser Verwirrung leitet er Licht und Heil gleichsam von einem Canal in den andern. So wie Jesus Christus unmittelbar aus der göttlichen Urquelle selbst schöpft, so schöpft der Mann aus dem Lichte Jesu, und das Weib aus dem Lichte des Mannes.

V. 4. Von ſelbſt ergiebt ſich hieraus, wie derſelbe religiöſe Sinn und Geiſt, der ohne Unterſchied Mann und Weib gleicher Weiſe belebt, nichts deſto weniger bey jedem Geſchlechte ſich auf verſchiedene Weiſe an den Tag legt. Wenn der Mann vor Gott hintritt, wenn er betet oder Gottes Offenbarungen auslegt und mittheilt, ſo thut ers mit unbedecktem Haupte. Entehrend war für den Mann die Verhüllung. Verhüllung nämlich verräth theils Erniedrigung, theils Niedergeſchlagenheit *). Nein, wenn der Mann vor Gott tritt, ſo thut ers mit offener, heiterer Stirne; frey tritt er vor Gott, wie vor den Vater der Sohn **).

V. 5. So wie aber den Mann edle Zuverſicht kleidet, ſo kleidet hingegen das Weib edle Beſcheidenheit. In den gottesdienſtlichen Verſammlungen trat

*) Corinth. III. 14—17.

**) Dieſe Auslegung gründet ſich auf Plutarchs Abhandlung über die Gebräuche der Römer. Man ſehe Amyots Ueberſetzung Th. III. Demandes des choses romaines §. 10—14. Nur bey trauriaen Feyerlichkeiten verhüllten die Römer das Haupt. — Auch ſehe man den Maimonides im More Nevhokim Th. III. C. 52. Daſelbſt ſpricht er von gewiſſen Lehrern, welche die Entblöſſung des Kopfes aus dem Grunde verweigerten, weil ja die Majeſtät Gottes ſelbſt ſie umhülle.

zuweilen wohl auch ein Weib auf; besonders in revolutionären Zeiten wagt ein freyeres, öffentliches Wort wohl auch ein Weib, aber die weibliche Sittigkeit und Würde entehrt es, wenn es, unverschleyert, zu frech die Stirne erhebt. Einer beschorenen, einer feilen Dirne gleicht es.

V. 6. Vergißt sich das Weib so weit, daß es öffentlich den Schleyer der Bescheidenheit weglegt, so mag es eben so dreist sich unter Wegschneidung der Haarlocken öffentlich als feile Dirne ankündigen *). Fürwahr, wenn sie als solche sich schändet, so schändet sie sich auch durch unverhülltes, stimloses Auftreten. Den Schleyer also werf sie nicht weg; Sinnbild der Bescheidenheit ist er.

V. 7. Ein ganz anderer Anstand kleidet den Mann. Offen, frey und unverhüllt tritt dieser hervor. Noch so voll Verehrung gegen Gott, darf doch er auch vor Gott seine Würde fühlen, in wiefern er nämlich sich dabey erinnert, daß sich in ihm und durch ihn Gott abbilde und ehrenvoll kund mache. Ehrenvoll aber stellt den Mann das Weib dar.

---

*) 5 Mos. XXI. 12. Esai. III. 17. Um sich vom Verdachte rein zu waschen, mußte sich das Weib der Entblößung des Haupts unterziehen. 4 Mos. V. 18.

V. 8. Der Mann hat den Rang nicht nach dem Weibe, sondern den Vorrang vor ihm.

V. 9. Auch ist der Mann weniger vom Weibe abhängig, als das Weib von dem Manne.

V. 10. Hierinn liegt der Grund, warum das Weib bescheiden seyn soll. Seine Schutzwehr ist der Schleyer der Bescheidenheit *). Vor Menschen und Engeln erscheint es nur unter diesem mit Anstand.

V. 11. Obgleich wir indeß dem männlichen Geschlechte vor dem weiblichen den Rang geben, so behaupten wir darum nicht weniger, daß im Geiste des Herrn, in höherm moralisch-religiösem Sinne, der Mann weder ohne das Weib noch das Weib ohne den Mann leben oder glücklich seyn kann.

V. 12. Hierauf führt uns die Anordnung selbst der Natur und die Schöpfungsgeschichte. So wie nämlich bey der ersten Erschaffung das Weib die Geburt dem Manne dankte, dankt sie der Mann nun dem Weibe. Alles aber danken wir Gott.

V. 13. Uebrigens laß ich Euch selbst urtheilen, ob es für das Weib anständig sey, mit frecher Stirne, ohne Schleyer, vor Gott zu treten **).

---

*) Merkzeichen anerkennter Uebermacht, z. B. auf der Stirne der Cumier. Aelian II. 9.

**) 2 Petr. III. 3—4.

V. 14. Führt Euch darauf nicht schon ein natürliches Gefühl, daß lange fliegende Haarlocken, in welchen sie Eitelkeit und Weichlichkeit verrathen, den Mann schlecht zieren? *)

V. 15. Mit Ehren trägt den Haarschmuck nur das schwächere Geschlecht, denn diesem dient er zur Behauptung der weiblichen Würde, zur Hülle gegen frevelnde Blicke **).

V. 16. Wofern indeß hierüber Jemand Streit haben will, so ists unter uns nicht Sitte, und auch nicht unter den Gemeinen Gottes. (Jak. III. 14.)

---

*) Auch hierin, so wie in manchen andern Dingen, machte die Lykurgische Verfassung eine Ausnahme. (Plutarch des Dits notables, nach Amyot Th. I. S. 264.) Die Haare lang wachsen zu lassen, ist nach dem Eustath erzweibisch.

**) Ohne schön geflochtene oder fliegende Haarlocken war den Milesiern das schönste Weib nicht schön. Si cujuslibet eximiæ pulcherimæque fœminæ caput capillo exspoliaveris, et faciem nativa specie nudaveris, — calva processerit, placere non poterit nec suo Vulcano. Apulejus s. Milesior. Auch sehe man Ursins Anol. de christian. Officiis S. 170.

Alpineus dreyzehn Töchtern.

Ob ſie wirklich eine gemeinſchaftliche Mutter, und, wenn ſie eine ſolche gehabt haben, ob die Mutter bey der Niederkunft geſtorben, oder nachher von irgend einem Zauberer entführt worden ſey, hierüber theilen ſich die Genealogiſten eben ſo ſehr in entgegengeſetzte Meynungen, wie z. B. über die eigentliche Abſtammung ſo vieler Götter und Göttinen. Ganz natürlich, noch weniger kennt man ihre Abſtammung von väterlicher Seite. Die eine dieſer Töchtern ſoll von einem Hirten erzeugt worden ſeyn; die andere von einem Jäger oder Freybeuter; die dritte von einem Waldbruder; ſo wie Remus und Romulus, hatten ſie irgend ein Raubthier zur Amme, und zum Neſt eine Waldhöle. Von Vater und Mutter verlaſſen, irrte jede für ſich allein hin und her in dem Gebirge; die eine ließ ſich am Fuße des Gebirges nieder, die andere auf ſeinem Gipfel; unvermerkt unterwarf ſich aus Noth und Mangel jede ihrem beſondern Pflegvater; unvermerkt wuchs unter guter Zucht jede zur feinen, ſtattlichen Dirne empor; je nach der Art und Sitte ihres beſondern Erziehers und Vormünders die eine als Alpenhirtin, die andere als ſtädtiſches Mädchen. Mit zunehmendem Alter ſahen ſie ſich ſelten, nicht ohne

Schwierigkeit, und nie anders, als unter Aufsicht der Vormünder. Diese letztern hingegen knüpften unter sich genauere Bekanntschaft; traulich theilten sie einander über die Leitung der Mündelkinder sowohl ihre Rathschläge als Besorgnisse mit. Jeder dieser Vormünder befand sich in einer von den übrigen ganz abgesonderten Lage. So z. B. behaupteten sie am Fuße des Gebirges immerfort auch über die bereits erwachsenen Töchter beynahe unbedingte Autorität; am Gipfel hingegen betrachteten sich die rohern Hirtinnen sehr frühzeitig als majorenn. Welche seltsame verworrene Wirthschaft! Je länger je mehr strebten die Töchtern des Thales nach ähnlicher Freyheit mit den Töchtern des Gebirgs; hingegen strebten die Väter im Gebirge nach ähnlicher Verstärkung ihres Ansehns mit den Vätern im Thale. Gegenseitig gaben in Berg und Thal sich die Väter zur Niederdrückung des hohen Geistes der Töchter die Hand; von Zeit zu Zeit suchten sie auch diese mit den Dienstmägden oder Sklavinnen in gleiche Reihe zu setzen. Um so viel leichter gelang ihnen für einige Zeit die Behauptung der Meisterschaft, je mehr auf der einen Seite jeder dem andern hiezu die Hand bot, und je schlauer sie theils zwischen den Schwestern selbst, theils zwischen diesen und den Dienstmägden Mistraun und Eifersucht nährten.

Nicht immer indeß unmündig blieben die Töchter; sie besaßen alle eine sehr gute Constitution; sie waren gesund, stark, dabey blutreich, lebhaft, in unaufhörlicher Bewegung; von Zeit zu Zeit reizte sie die strotzende Gesundheit zu kleinen Ausschweifungen. Unter dem Vorwande, sie mögten sich unter verwegenen Ordnungen und Tänzen entweder ein Fieber zuziehn oder Hals und Bein brechen, suchten in Verbindung mit den Hausärzten die Vormünder das feurige Temperament der Töchter in etwas zu mäßigen; sie untersagten ihnen unbedingten Genuß, schwächten sie durch Aderlässen, und schlossen sie von manchem Freudenspiel aus. Im Unmuthe hierüber warf die eine und andere Dirne den Vormünder mit dem Arzte vor die Thüre. Drollig benahmen hiebey sich diese. Großentheils alt, besaßen sie weder Kraft noch Anmuth genug, um entweder durch Autorität oder durch Liebkosungen über der Töchtern böse Laune wieder Meister zu werden; einzig darauf beschränkten sie sich, den rebellischen Mündeltöchtern in sauersüßen Worten unter abwechselndem, bald sanfterm, bald gebieterischem Tone vorzustellen: Wir haben ein vollgültiges, ausschliessendes Recht über Euch; es gründet sich auf ehrwürdige Verjährung; auf eure Huldigung gründet es sich; nur zur Beförderung eurer eignen Wohlfahrt üben wir's aus. Wenig indeß

vermögen auf ein lebhaftes, flüchtiges Mädchen weder philosophische noch diplomatische Beweise; nicht durch Beweise, sondern durch das Gefühl will es von seinem Wohlbehagen überzeugt werden. Bereits gewinnts den Anschein, daß die eine und andere unter den Töchtern dem Vormünder für immer den Riegel stoßen, und hingegen einen fremden Buhler ins Schlafgemach aufnehmen werde.

Zur Wiedereroberung des verlornen Ansehns treten nun die sämtlichen Vormünder gemeinschaftlich und feyerlich in Berathschlagung: 1) So gern man auch wollte, sagen die Einen, so kann man's doch keineswegs läugnen, die Mädchen wachsen unter der Ruthe hervor; sie haben Anspruch an Vollbürtigkeit; nicht länger als Kinder müßen wir sie behandeln, sondern als Hausfreundinnen. Warum nicht gar als Hausgöttinnen, schrien voll Entrüstung ein paar Andere. Fi! Wie unehrbar ist nicht das freye Betragen der Mädchen! Zum Gehorchen sind sie geboren, so wie unser Geschlecht zum Regieren. Was gewinnen wir durch Nachsicht und Schonung? Ihr sehts: wir nähren nur ihren Uebermuth; wenn wir sie nicht an den Spinnrocken binden, so schicken sie zum Spinnrocken uns. Gleich den Chineserinnen, hatten sie jede neue Mode verabscheut, und nun reißen die verwünschten französischen Moden

und Aufklärungsfabeln auch unter uns ein. Wofern wir nicht sogleich und mit Autorität den neuen Modegeist weithin beschwören, gute Nacht mit unsrer Vormundschaft! Uns werden die Dirnen einen neuen Code de toilette vorschreiben; von uns werden sie hundert neue Achtsamkeiten verlangen; Bücklinge und Verbeugungen werden wir bald so machen müssen, bald anders; die Hälfte unsrer Zeit werden wir mit den Damen beym Putztische vertändeln; kurz, von der Höhe der Herren und Vormünder werden wir hinab sinken zu Jungfernknechten und Cicisbeos. Ob wir zu solchem neuen Handwerke geschickt seyen, das mögen in unsrer Mitte so viele ehrwürdige Grauköpfe beantworten. Zu steif ist mein Rücken, ruft nun der Eine und Andere, um sich galanter Weise zu biegen; zu blöde mein Auge, um hinter der Brille zu liebäugeln; zu schwach mein Knie, um mich auf dem Tanzsaale mit schlanken Nymphen nach dem Takte zu heben.

Nach wiederholter, langer, ernsthafter Berathschlagung beschlossen die ehrwürdigen Männer: Gepränge lieben die Schönen; durch Gepränge blenden wir sie. Voll Gravität erheben sich mitten unter dem Chore der dreyzehn Töchtern die Vormünder: Ihr seht es, sprechen sie, vereinigt sind Wir; wir Männer alle nur Ein Mann. Hörts, Töchtern, vereinigt mit uns seyd

Ihr in der gemeinschaftlichen Familie, deren Häupter wir sind. Hörts, in der Nähe und in der Ferne Freunde und Feinde, wir Alle sind nur Ein Mann. Wer wagts, wer entführt uns die Töchtern? Betroffen vernehmen diese das Machtwort; hinter der Bühne wiederholt es mit leisem Spotte ein verstreckter Neufranke: Wer wagts, wer entführt uns die Töchtern? Nein, groß ist nicht das Wagstück; schwer nicht die Entführung des Mädchens, dem der Vormünder nicht länger Zutrauen einflößt. Da dieser letztre immerfort wechselweise bald droht, bald verspricht, und immerfort halb nur so wohl die Drohungen als die Versprechungen erfüllt, so macht er endlich die Mündelkinder wildscheue; bey diesen erleichtert er selbst dem verstreckten Neufranken und seinen Gesellen den Eingang. 2) Wahr ists, klug genug faßte die Eine und Andere auch gegen diese nicht weniger oder noch mehr Mistrauen, als gegen die Vormünder; jene aber empfahlen sich unter den schmeichelhaftesten Vorspieglungen. Seitdem Euch, sprachen sie, eure Haustyrannen zu strengerer Diät und gleichsam zu klösterlicher Unterwerfung verdammten, kränkelt Ihr. Um Euch von den Vapeurs zu befreyen, empfehlen wir Euch unsere Wunderärzte aus Paris, die Doktoren Mengaud und Guiot. Ihre Hauptvorschriften sind freye Luft und Bewegung; einzig

unter Spiel und Tanz geben ſie den Patientinnen neue Stimmung und Kraft. (3.)

Unter ſolcher Verblendung nehmen die dreyzehn Töchtern, die nun um ſo viel mehr Muth fühlen, weil ſie ſich durch ſchweſterliches Einverſtändniß mit den bisherigen Dienſtmägden verſtärken, raſch den Entſchluß zur Verſtoſſung der Vormünder, die den fremden Buhlen den Zutritt verſagen.

Traurig und voll Unmuth, wollten die Vormünder dem Spiele nicht länger zuſehen; mehrere ergriffen den Wanderſtab, indem ſie unterweges jenes Lied anſtimmten:

Vixi puellis nuper idoneus,
Et militavi non sine gloria:
Nunc arma defunctumque bello
Barbiton hic paries habebit,
Lævum marinæ qui Veneris latus
Custodit. Hic, hic ponite lucida
Funalia et Vectes et Arcus
Oppositis foribus minaces.
O quæ beatam Diva tenes Cyprum, et
Memphim carentem sithonia nive,
Regina, sublimi flagello
Tange Chloën Semel, arrogantem.

Nicht unerhört (wie hernach der Erfolg lehrte) ließ Venus die Seufzer *). Hin und wieder fanden die Ausgewanderten nicht ungünstige Aufnahme; voll Ungeduld warteten sie den Moment ab, wo sie einst im Begleite ihrer auswärtigen Gastgeber in die Heimath zurückkehren, und mit dem Sublimi flagello theils die spröden Chloen zahm machen, theils die ungezogenen freyer fortjagen wollten.

Mittlerweile trieben diese leztern im Kreise der dreyzehn Töchtern ihr Spiel nicht weniger lustig, als vormals in Ithaka die Schlemmer an Penelopens Tische. O der bethörten Mädchen! Darum verloren sich ihre Vapeurs nicht; mit jedem Tage verschlimmerten sich ihre Gesundheitsumstände. Unvermerkt wurden sie der fremden Gäste und Rathgeber müde. Wer heftet für lang e n Mädchenherz, wer vereinigt im Mädchenherzen die Widersprüche, wer besiegt seine wetterwendische Laune? So blöde werden bey den Töchtern Kopf und Magen, daß sie nur ihre Unbehaglichkeit fühlen, aber sich nicht aus dem elenden Zustande herausziehen können. Von Zeit zu Zeit machen sie den fremden Gästen bittere Vorwürfe: Uns, sagen sie, laßt Ihr verhun-

*) Venus, sie, die sich aus den schäumenden Meeresfluthen erhebt.

gern, und Euch mäſtet Ihr. Eben ſo ſchlau als kühn, lehnen jene die Schuld von ſich ab: Wahr iſt's, die Zeche bezahlen wir ſchlecht; wahr iſt's, eure Kleinodieen, eure letzte Sparbüchſe packen wir ein; auch wahr, zu Dienſte ſteht Ihr uns, und hungern laſſen wir Euch; dies Alles indeß nur für das Heil eurer Seele; nur zur Verwahrung des nun einmal errungenen, unſchätzbaren Gutes, der Freyheit und Gleichheit; nur zur Verhinderung von der Rückkehr der Tyrannen. Heil Euch, glückliche Töchtern! Befreyt haben wir Euch von den Vormündern, und in eure Mitte führen wir die Mutter, die wieder neu auflebende Alpina, ſie, die Pflegamme und Heilbringerin. 5) Nicht in unſere Hand, ſondern in der Mutterhand liegt eure Wohlfahrt.

Die Worte machen ganz verſchiedenen Eindruck auf verſchiedene Töchtern; bey allen erwecken ſie eine Art von abderitiſchem Fieber *). Das Fieber äußert ſich

*) Während eines ſchwülen Tages wurde in Abdera unter großem Gedränge die Andromeda geſpielt. Sowohl die Hitze des Tages als die heftige Deklamation der Schauſpieler entflammte die Imagination der Zuſchauer ſo ſtark, daß ſie Alle von einem Fieber ergriffen wurden, in welchem ſie unaufhörlich die Jamben der Andromeda herum warfen.

durch ganz entgegengesetzte Symptome. Voll Jubel rufen unter den Töchtern die Einen: Wieder gefunden ist sie, die Mutter; an die Stelle der herrsch- und habsüchtigen Vormünder tritt sie; uns alle vereinigt ihr Schooß. Wiedergefunden ist sie. Feyert die Zurückkunft der Mutter; feyert unter Hechaesang und Opferblute die wiederkehrende Sonne! Nein, rufen die Andern, sie ist nicht unsre Mutter; Stiefmutter ist sie; Vampyre. Seht Ihr nicht, wie sie kindert? Wechselweise bald mürrische Vettel; bald Kind, das man am Gängelband führt. Noch Andre fahren vor ihr erschrocken zurück, wie vor einer Gespenster-Erscheinung. Während daß die vorgebliche Alpina von den Einen als Mutter auf den Thron gesetzt, und von den Andern als Furie verwünscht wird, raufen sich die Töchtern bey den Haarlocken, sie schlagen sich blutig, und links und rechts ziehen die Einen die Neufranken, die Andern die Vormünder und mit diesen ihre Gastgeber herbey. 6).

Die klägliche Verwirrung benutzen unter den zudringlichen Hausfreunden einige Schlaukopfe: Uns, sagen sie, laß man machen; fort mit den Idioten und Quacksalbern: Aeskulaps ächte Söhne sind wir; Theoretiker wir. Willkommen ist Alpinens Töchtern jeder, der die Menge der Schmarozer vermindert; mit unbe-

blindem Zutrauen übergeben sie sich der Leitung weniger vermeynten Adepten 7). Und wie? Nach wenigen Monaten laufen auch diese Gefahr, bey den armen Patientinnen in Ungnade zu fallen. Zur Herzensstärkung, rufen diese, gaben uns eure Vorgänger nichts zu verschlucken, als Luft: Was gebt Ihr uns zur Stärkung viel anders, immer nur Hoffnung? Vor Ueberdruß bringen wir ihre Tropfen kaum mehr hinunter. O der Thörinnen, entgegnen ein paar Mädchen, die nur sich allein für die klugen Jungfrauen halten, o der ungeduldigen Thörinnen! Warum nicht die Genesung warten sie ab? Langsam zwar wirkt die vorgeschriebene Heilkur, aber wirken wird sie am Ende; geheimnißreich ist sie; sie besteht darin, daß, so wie anderwärts nach dem alten, dummen Herkommen die Mutter das Töchtergen saugt, hier ganz wunderbar jene von diesem gesaugt werden muß. Geduld also! Kömmt auf solche Weise jene einst wieder zu Kräften, alsdenn stillt sie auch dieses. Auch Ihr seyd im Irthume, unterbricht die einfältigen Kinder ein Arzt, der selbst der Nothdurft die Aufklärung vorzieht: Wohlan, sagt er, hinschmachten mögen Alpina und ihre Töchtern! Begreift Ihr nicht, daß, je mehr der äussere Mensch abgezehrt wird, nur desto leichter der innere sich als verklärter Schatten und Geist in reinern Aether erhebt?

Nicht ohne geheime Freude vernehmen unter den alten Vormündern die Einen und Andern, daß Alpinens Töchter immer noch kränkeln, daß sie immer sich zanken, und in den Anfällen von böser Laune sich auch gegen die neuen Aerzte unhöfliche Worte erlauben. O nun ist er nahe, rufen sie, nahe der Augenblick, wo wir die ungebetenen, eingedrungenen Aerzte und Freywerber ganz hübsch werden abziehen sehen. Während daß auf dem Krankenlager sowohl Alpina selbst als ihre Töchtern unter Schlafsucht und Zuckungen beynahe ganz ohne Bewußtseyn den Ausgang erwarten, holen die Aerzte alle, die ältern, die mittlern, die neuern, von allen hohen Schulen medizinische Gutachten ein; die einen in Paris, die andern in Wien, einige sogar über Meer in London und Petersburg. Zu viele Aerzte, sagt freylich das Sprichwort, sind des Patienten Tod; hier aber ist der Fall anders; je verschiedener die Consilia sind, um so viel mehr vereinigt man sich endlich dahin, bey Verbesserung von der Constitution der Kranken auch ihr eigenes Temperament zu Rathe zu ziehen. Für einmal vereinigt man sich zur Ausweichung der entgegengesetzten Extreme: gleicher Weise verwirft man jene alte ägyptische Heilart, nach welcher jeder besondere Theil am Leibe, der Kopf, die Brust, der Fuß u. s. w. ausschließend einem besondern Arzte anver-

traut wurde; eben so verwirft man die altfränkische Methode medizinischer Hufschmiede, die dem zarten Jüngfergen und dem groben Bauer, dem Menschen und dem Viehe die gleichen Heilmittel in der gleichen Dosis vorschreibt 8). In Betreff jener erstern Heilart bemerkt man, daß, da die verschiedenen Theile des Körpers gegenseitig auf einander wirken, und unter sich ein Ganzes formiren, nothwendig auch ein Arzt erfodert werde, der Alles und Jedes in Verbindung überschaut 9). In Betreff der letztern Heilart findet man es eben so ungereimt, Personen von ganz ungleicher Constitution und Gestalt dieselbe Kur und Diät vorschreiben zu wollen, als dem Zwerg und dem Riesen dasselbe Paar Hosen.

So richtig diese Grundsätze seyn mögen, so giengen nun gleichwohl die übrigens nicht schlecht informirten Vormünder in der Ausübung derselben allzuraſch und gewaltsam zu Werke. Ohne hierüber Alpinen und ihren Töchtern gehörige Aufklärung zu geben, und ihre Zustimmung einzuholen, drangen sie ihnen das neue Rezept, oder eigentlich die Mischung von neuen und alten Heilmitteln, geradezu mit trotziger Faust auf. Welch ein Geschrey und Gelärm, welches Gebalg! Die einen unter den Töchtern verwerfen das Rezept, die mehrern nehmen es an; gleich Furien verfolgen einander die

entgegengesetzten Partheyen, und die Vormünder besitzen weder genug Macht noch Gewandtheit und Zutrauen zur Wiederherstellung der Ruhe 10). Inzwischen schon einige Zeit vorher war jener Neufranke, der über Alpinens Töchtern so viel Unheil gebracht hatte, tief in Schulden versunken und ganz unsichtbar geworden; die Geschäfte des Neufränkischen Hauses übernahm itzt ein ganz anderer Mann 11). Nicht ohne Theilnehmung warf er den Blick auf den zerrütteten Haushalt von Alpinen und ihren Töchtern. Um ihrem unaufhörlichen Gezänke zu steuren, entwarf er für sie einen neuen modum vivendi 12). Hier einige der Hauptartikel:

I. Da es zweifelhaft ist, ob Alpina wirklich die Mutter der dreyzehn Töchter, oder nur eine Mazze *)

---

*) Mazza, ein bekanntes Wort in Bündten und Wallis, auch noch in Spanien; es ist celtischen Ursprunges, und hat den gleichen Sinn mit Matt im Schachspiele. (Eccard ad legem Salic.) In der Schweiz war das Spiel, das man mit der Mazza trieb, eine Art Ostrazismus; man vereinigte sich um eine hohe Stange, an die ein Larvengesicht gehängt war; jeder, vor dessen Haus man sie trug, gerieth in Gefahr, ein Opfer muthwilliger Volkswuth zu werden. Man sehe Simmlers Valesia und Stumf XI. 16.

ſey, deren ſich jener Neufranke und ſeine Geſellen bedienten, um mit den Töchtern und ihren Vormündern ihr Spiel zu treiben, ſo wird ſie ganz in der Stille ſeitwärts geſchaft. II. Jede der Töchtern und auch jede ihrer bisherigen Hausfreundinnen ſowohl als Dienſtmägde, in Allem an der Zahl neunzehn, ſind majorenn. III. Sie bewohnen zwar alle einen gemeinſchaftlichen Pallaſt, jedoch in demſelben jede ihre abgeſönderten Zimmer, die Einen mehr und größere, als die Andern; die Einen in dieſem, die Andern in jenem Stockwerke; jede Dame führt ihren eigenen Haushalt, und jede beſitzt in dem Gartenfelde rund um den Pallaſt her ihren abgeſtochenen Bezirk. IV. Als gute Schweſter, geſtattet jede der andern den Zutritt und Durchgang. (Freylich ſoll hiebey Manche etwas ſauer ſehen, und auch itzt ſchon die Eine und Andere Geſträuch in den Weg legen.) V. Obgleich in ihrem Gemach und Bezirke Jede von der Andern unabhängig iſt, und nach ihrem eignen Geſchmack lebt, ſo treten ſie hingegen bey gemeinſchaftlichen Angelegenheiten, die das ganze Haus und das ganze Gartenfeld betreffen, gemeinſchaftlich in Berathſchlagung. VI. Da Mädchen, die unverehligt bleiben, leicht übellaunigt werden, ſo wählt ſich, anſtatt des ehemahligen Vormünders, nunmehr jede ihren Gatten. VII. Da aber

ein Ehemann, wenn er einmal der Meiſterſchaft gewohnt iſt, leicht gegen das Weib die galanten Achtſamkeiten hintanſetzt, ſo ſoll es dem letztern, um den erſtern im Athem zu erhalten, nach perſiſcher Eheſitte erlaubt ſeyn, von Zeit zu Zeit entweder den Ehevertrag zu erneuern, oder den mürriſch gewordenen Gatten an irgend einen gefälligern, neuen zu tauſchen. VIII. Keine der Töchtern darf ſich einen Cicisbeo wählen, oder ſich mit irgend einem Ausländer oder Nachbar in Liebesverſtändniß, wenigſtens in kein ernſthafteres, einlaſſen, ohne Vorwiſſen und Einwilligung der Andern.

Und nun von dieſer Geſchichte die Nutzanwendung: Immer ein Glück iſts für Leute, die in Haus- und Eheſtreit leben, wenn ſie bey einem guten und verſtändigen Conſiſtorium Rath und Ausgleichung finden, aber immer doch bedenklich und traurig, wenn ſie ſich ohne ſolche Dazwiſchenkunft nicht ausſöhnen können.

Aufklärende Noten.

1) Eidgenöſſiſche Tagleiſtung im Jänner 1798.

2) Manifeſte gegen das Volk am Genfer- und Zürchersee, den 5ten und 6ten März 1798.

3) Helvetiſche Conſtitution.

4) Oesterreichisch - brittische Committé's in Augsburg und Constanz.

5) Centralregierung.

6) Einheimische und auswärtige Kriege, in den Jahren 1798 und 1799.

7) Gegenrevolutionen vom 7ten Jänner und 7ten August 1800, vom Oktober 1801, vom April 1802.

8) Ganz unbedingt, weder Centralregierung noch Cantonsregierung.

9) Bundesgenössische Taqleistung.

10) Revolution im Oktober 1802.

11) Bonaparte.

12) Mediationsakte vom 19ten Hornung 1803.